Theodor Fontane

Briefe

Zweite Sammlung



Theodor Fontane.

Briefe
Theodor Fontanes

Zweite Sammlung

Herausgeber: Otto Pniower und Paul Schlenther

Erster Band

Dritte Auflage

Berlin
F. Fontane & Co.
1910

Auf Grund des U.G. vom 19. Mai 1901 gegen Nachdruck geschützt.

Vorwort.

Vor fünf Jahren erschienen zwei Bände von Theodor Fontanes Briefen an seine Familie. Sie weckten das Verlangen nach mehr. Der Kreis sollte sich vergrößern. Man wollte erfahren, wie sich dieser „leidenschaftliche" Briefeschreiber zu Freunden und Freundinnen, Berufs- und Geschäftsgenossen und bei flüchtigeren Bekanntschaften aussprach. Die öffentliche, an dieser Stelle dringend und herzlich erneuerte Aufforderung, Briefe Theodor Fontanes an den Verleger zu schicken, brachte einen reichen Ertrag, der uns zum größten Danke gegen alle Einsender verpflichtet. Das bisher an uns gelangte Material könnte noch manchen Band füllen. Wir begnügen uns zunächst mit dem vorliegenden und einem zweiten, der in kürzester Frist erscheinen und Briefe aus den Jahren 1880—1898 bringen wird. Entscheidend für die vorläufige Auswahl in dieser *zweiten* Sammlung waren nach Form und Inhalt einerseits die aparten Reize des ebenso pikanten wie gemütlichen Plaudertons, anderseits wertvolle neue Einblicke in das Leben des Dichters, in die Entstehung seiner Werke, in den Reichtum seiner Interessen, in Zeit und Welt, die ihn umgaben.

So vollendet die Kunstform dieser Briefe ist, so waren sie doch beim Schreiben niemals der Öffentlichkeit zugedacht, sondern immer nur dem, an den sie gerichtet sind. Mitgearbeitet hat fast immer das ganze wechselnde, hin und

her wogende Leben des Augenblicks: vorüberziehende Stimmungen und Verstimmungen, Befangenheiten des jeweiligen Gesichtswinkels, Irrungen und Wirrungen der Stunde, Wärme und Leuchtkraft plötzlicher Impulse. Und weil der Dichter nicht zu jeder Stunde derselbe sein konnte, so ergaben sich Widersprüche im Anschauen der Welt, im Urteil über Menschen, in der Stellung zum Alltagsleben. Keiner, der den gleichen Gesetzen des Moments unterworfen ist, wird sich daran stoßen. Theodor Fontane forderte niemals Zustimmung, kaum von dem, an den er schrieb. Er wollte nur sein Herz erleichtern, oft wohl auch die Opposition herauslocken, um eine Debatte zu haben. Denn Debattieren war ihm noch lieber als Plaudern, und seine „Gespräche", wenn man sie aufgezeichnet hätte, wären vielleicht noch interessanter als diese Briefe.

14. November 1909,
Emilie Fontanes 85. Geburtstag.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Porträts.

An Friedrich Witte*).

Berlin, d. 3. Mai 1846.

Ich habe Ahnungen. Das Glück ist mir selten unangemeldet vom Dache gefallen; und wär' es eine Herde Schafe oder ein lächerlicher Trauerzug gewesen, irgendein Umstand wurde mir zur Prophezeiung. Jede Regel hat ihre Ausnahme. Als ich um vier Uhr im Tiergarten schlenderte und lange zweifelhaft zwischen den Reizen eines Sommertunnels und einer Tasse Kaffee in Albrechtshof hin und her wog, ahnte meine Seele noch nicht, daß ich eine halbe Stunde später die Ämter eines Spänexekutors**), Protokollführers und Schlüsselbewahrers gleichzeitig bekleiden würde. Der Augenblick meines Eintritts in die Versammlung war auch der meiner Ernennung. Es war ein Privatgeschäft, wobei keine Zustimmung erbeten und keine Opposition geduldet wurde. Man überreichte mir die Schlüssel ohne weiteres Zeremoniell, was mich kränkte, und wies mir meinen Platz an. Ich folgte, und wenn es gestattet ist, einen Platenschen Vers zu verunstalten, so fühl' ich mich zu dem Ausruf gedrungen:

---

*) Als Th. F. Johanni 1845 in die Polnische Apotheke des Medizinalrates Schacht in Berlin in Kondition trat, fand er Friedrich Witte aus Rostock dort als zweiten Lehrling vor. Hier schloß sich eine Freundschaft fürs Leben. Witte starb 1893 als Inhaber einer Fabrik chemischer Präparate. Er war auch Mitglied des deutschen Reichstags (vgl. Ges. Werke II, 3, S. 204).

**) Unter „Spänen" verstand man die im Tunnel zum Vortrag bestimmten Gedichte. (Ges. Werke II, 3, S. 13.)

Bei diesem Zeichen von des Tunnels Neigung
Tät' eine bange Wonne mich erfassen,
Wie einen Fürsten bei der Thronbesteigung*).

Die Sitzung begann. Cocceji**) las das Protokoll; Cook***), der, um gegen jeden Angriff gesichert zu sein, mit zwei Mann Bedeckung erschienen war, ward zuerst ins Feuer geführt. Die Sommertunnel sind ihrer Sterilität halber in Verruf. Wenn's draußen blüht und reift, ist's Winter bei uns, und bis auf Bürger†), diese immergrüne Tanne, strecken unsre besten Bäume nur kahle Zweige aus. Die Sommermonate sind unsre Wüste, aber sie haben ihre Oasen, und die letzte Sitzung war nahe daran, ein Land Darfur zu werden. Jedenfalls war sie geeignet, neun poesiedurstige Wanderer vollauf zu erquicken. Cook las unter der Überschrift: „Der verlorne Sohn" ein treffliches Gedicht††). Es war eine tropische Pflanze, aus heißem Hirn und Herzen hervorgegangen. Uns war es ein markiger breitblättriger Palmenbaum, in dessen Schatten wir zuerst uns labten. Cook hatte, wenn schon in etwas andrer Gestalt, bereits vor anderthalb Jahren diese Dichtung vorgetragen, doch bewies das allgemein wieder erwachte Interesse daran die Wahrheit des Ausspruchs: „Die ewige Schönheit ist das ewig Neue." Der Verlauf des Gedichts, das seiner neuesten Form nach aus vier Abteilungen besteht, ist folgender: Ein junges leichtes Blut wird unter Ermahnungen von Vater und Mutter in die Welt geschickt.

*) Sonett 61 „An Rückert".

**) Heinrich v. Mühler der Verfasser des Liedes „Grad' aus dem Wirtshaus komm' ich heraus" und späterer preußischer Kultusminister.

***) Chr. Fr. Scherenberg.

†) Heinrich Smidt.

††) In seiner Schrift über Scherenberg charakterisiert Th. F. (Ges. Werke II, 3, S. 333) dies Gedicht und zitiert einige Strophen.

Ihn langweilt verzeihlicherweise die Vorlesung, und er empfiehlt sich etwas kurz. — Bald sehen wir ihn als einen lockern Gesellen bei Wein und Tanz. „Was kann ich dafür, ich bin noch jung!" so entschuldigt er sein Treiben und schwelgt alsbald in Feinliebchens Armen. — Er ist ein talentvoller Taugenichts und macht Fortschritte. Der Bruder Liederlich wird ein Spieler. „Mein Sang ist der Klang, mein Lieb ist das Gold, va banque!", ruft er und verzehrt das blinkende Gold mit seinen Blicken. Hin ist der Gewinn; was tut's? Unter Tränen schicken die alten Eltern mehr. „Ich nehme die Gelder zum Briefe heraus und lasse die Tränen drin liegen", singt er und zeigt damit, daß er die Brücke vom Leichtsinn zur wahren Verderbtheit des Herzens überschritten hat. Noch einmal faßt er in schrecklicher Erkenntnis seiner selbst sein ganzes Leben zusammen:

Im Sturme, im Sturme wird's durchgebracht,
Das Herz, das Leben, die Liebe!
Wir leben geschwinde, wir Herren der Nacht,
Wir Schwelger, wir Spieler, wir — Diebe!

So ruft er reuelos und tritt uns dann erst in der dritten Abteilung wieder, an Leib und Seele verpfuscht, mehr als ein ohnmächtiger, denn als ein wahrhaft reuiger Sünder entgegen. Die wahre Reue vertraut der Gnade; wenigstens die christliche läßt keine Verzweiflung zu. Von dieser aber gepackt und getötet, finden wir ihn in dem vierten und letzten Teil des Gedichts hingestreckt auf das Grab seiner Eltern.

Ich habe beim Bericht über ein solches Gedicht ein ähnliches Gefühl wie beim Auflegen oder bei der botanischen Untersuchung einer Rose. Die Übertragung in Prosa entspricht dem Trockenlegen, das Kritisieren und Tadelnwollen dem Zerpflücken der Pflanze. Dem erstern Geschäft, dieser unleugbaren Verhunzung des Gedichts,

hab' ich mich unterzogen. Campes*) Ausspruch aber gleich nach Cooks erstem Vortrag: „Kinder, ehe ihr anfangt, daran 'rum zu mäkeln, gesteht zuvor, daß es Euch prächtig gefallen hat", klingt mir noch zu deutlich im Ohr, als daß ich mich auch auf eine Sektion des Gedichtes einlassen möchte. Das Gedicht ist schön. Ich für mein Teil gehöre nicht zu Cooks unbedingten Lobsprechern. Oft ist er mir zu „wuschig", und trotz eines gelehrten Vortrags, den ich neulich über seine glückliche Verwendung des Numerus statt des Rhythmus anzuhören Gelegenheit hatte, gefallen mir seine Formen nicht immer; — der zweite Teil des uns vorliegenden Gedichtes aber ist meiner innersten Überzeugung nach genial, was ich um jenes obigen Tadels willen mich um so eher gedrungen fühle, hier auszusprechen. — Ein einziger Fehler in der dritten Abteilung, eine kleine Charakterverzeichnung, wurde vom Verfasser sofort zugestanden und ausgemerzt. Es ist allerdings ganz undenkbar, daß ein solches impotent gewordenes „mauvais sujet", dessen Zustand Cook durch die vier Worte „nichts drinnen, nichts draußen" ganz unnachahmlich zeichnet, daß ein solcher beim Anblick seiner Vaterstadt ausruft:

> Ich grüße dich,
> Wie's Schifflein grüßt aus Nacht und Sturm,
> Das keine Bergung hat.

„Der verlorne Sohn" wird uns wenigstens vom Verfasser nie als dilettierender Poet vorgestellt, und selbst wenn seine Sünden um diese eine reicher gewesen wären, dürfte ihm in seiner damaligen Verfassung jede bilderreiche Sprache vergangen sein. — Das Urteil des Tunnels stellte sich auf: recht gut. — Cook, ermuntert, holte ein zweites Gedicht: „Die drei Wandrer", aus seinen Vorrats-

---

*) Louis Schneider.

kammern hervor. Nannt' ich das erste einen prächtigen Palmbaum der Oase, so hat dies zweite guten Anspruch auf den Rang einer tüchtigen Aloe. Dieser Vergleich ist um so passender, als das Gedicht ein gelegenheitliches zu sein scheint, und die Gelegenheitsgedichte blühen meist, wie die Aloe, nur alle hundert Jahre. Der Inhalt ist der: Drei unnütze Gesellen werden vom Meister aus der Werkstatt gejagt. Der eine findet alsbald einen gefüllten Quersack, der andre einen Stecken, der dritte ein Licht. Der Quersacksbesitzer ist ein Gierschlung und ist auf bestem Wege, seine Gefährten hungern zu lassen. Da kommt ein Bär, um sich bei der Mahlzeit des Geizigen zu beteiligen und, wenn es nicht zureichen sollte, die eignen Knochen desselben als Dessert zu verschlingen. Jetzt ruft er den Steckenmann: „Schlage die Bestie tot und nimm dann Teil an meinem Mahl" — so schreit er, urplötzlich von seinem Geiz geheilt. Der Bär wird totgeschlagen. Sie schreiten weiter. Inzwischen ist es Nacht geworden. Da erbarmt sich der Mann des Lichtes ihrer, weil sie auf dem Punkt stehen, Hals und Bein zu brechen. So macht das gegenseitige Bedürfnis den Wehr-, Nähr- und Lehrstand zu guten Freunden. Die Idee ist hübsch. Das Urteil stellte sich auf: gut. Eine einzige Bedenklichkeit wurde durch den Verfasser nicht beseitigt. Man wunderte sich nämlich mit Recht, warum er die drei Gesellen „unnütz" genannt habe; es sei das etwas despektierlich von unsern drei Ständen gesprochen. Cook meinte, die Werkstatt des Meisters sei das Paradies, das Unnützsein der Gesellen — der Sündenfall; aber die Sache stimmt nicht recht. Erstlich wurde im Paradies furchtbar gefaulenzt, und man kann es drum keine Werkstatt nennen. Hinausgejagt wurden aber bekanntlich nur Adam und Eva; selbst die Produktion ihrer drei Söhne stammt aus einer späteren Zeit. Der

Anfang des Gedichts bedürfte also wohl einer Änderung. Ich komme noch mit einem andern Bedenken nachgehinkt: in diesem Gedicht ist es die Not, der gegenseitige Vorteil, was die drei Stände gebieterisch zur Eintracht zwingt.

Es mag das wahr sein, aber es ist unpoetisch und läßt uns keine Lichtseite der menschlichen Natur erkennen. Meine Ansichten von der letztern sind wahrlich nicht die höchsten, aber wär' es nicht poetischer, wenn Cook statt der drei Personen drei Familien gewählt hätte, wenn durch den Kriegsmann das Kind des Reichen mit Lebensgefahr gerettet und durch den Reichen das feuerzerstörte kleine Besitztum des Kriegers neu erbaut oder das kranke Weib des weit in den Kampf Gezogenen liebevoll gepflegt worden wäre? Auf die Weise hätte Liebe die Eintracht vermittelt. Die Beispiele, die ich angeführt habe, mögen ungeschickt sein; die Idee wird man nicht ganz verwerfen können.

Cook wurde durch Cocceji abgelöst. Sein „Osterabend" war der erquickende Quell unsrer Oase, und wir tranken dreimal daraus. Was Goethe in der Negation ausspricht, übertrag ich hier ins Positive und rufe mit Freuden aus:

Ihr werdet immer Herz zum Herzen schaffen,
Wenn es Euch nur vom Herzen geht.

Die Schönheit des Gedichts besteht in seiner Einfachheit und Wahrheit. Der Segen, der vom Himmel strömt, läßt alle Knospen Blüten werden und erfüllt die Prophezeiung, die als „knospendes Verlangen" in jedem Blütentriebe schlummert. Der Segen strömt vom Himmel — für das Menschenherz nicht minder als für das weite Land . .

Öffne nur dich, Herz, und werde
Wie dem Himmeltau die Erde.
Gott ist da — mit Lichtgebärde
Zieht sein Frühling in dich ein;

das ist die schöne Idee des Gedichts, das einem poetischeren

Gesangbuch, als wir aufzuweisen haben, zur Zierde gereichen würde. Gesamturteil: gut.

Eine Rune*) brachte uns die „Metamorphose eines Sängerherzens“. Das Gedicht war kein tropisches Gewächs und wollte überhaupt nicht recht zur Oase passen. Man hat Beispiele, daß ein Samenkorn hunderte von Meilen durch den Wind fortgetragen und eine nordische Pflanze am Äquator großgezogen wurde. So schien mir dies Gedicht voll deutscher Hyperromantik ein Maiblümchensamen, der in fremdem Lande aufgegangen war. Als Maiblümchen wär' es eine Kuriosität gewesen und hätte Glück bei uns machen können; unter anderm Himmel aber schien es stolz geworden zu sein und wollte sich als Glockenblume zeigen. Hieran scheiterte es. Die Idee der Wiedergeburt eines Dichterherzens in einer Nachtigall ward allgemein ansprechend gefunden — die pathetische, balladenartige Einleitung fand man jedoch unangemessen. Als Lied oder Legende hätt' es sicher gefallen. Es wollte mehr sein und mußte sich um deshalb mit „ziemlich“ begnügen.

Zum Schluß nahm Bürger auf dem Mokierstuhl Platz. Wie bring' ich die brandenburgische Flotte in mein Oasenbild? An der afrikanischen Küste hat sie zwar ihre Triumphe gefeiert, aber das Schiff des Kapitäns Raule**) befand sich derzeit noch in der Ostsee. Ich helfe mir mit der Fata Morgana. Die Spiegelung zeigt ja zumeist das blaue Meer, und eine Erzählung, die noch nicht im

*) Name der Gäste im Tunnel. (Ges. Werke II, 3, S. 14.)

**) Benjamin Raule, an den sich zurzeit des Großen Kurfürsten die ersten Bestrebungen Brandenburgs knüpften, eine Seemacht zu gründen und eine Handelspolitik im großen Stil zu treiben. 1675 wurde er Direktor des brandenburgischen Seewesens. 1682 trat er mit andern Kaufleuten zu einer afrikanisch-brandenburgischen Gesellschaft zusammen.

Druck erschienen ist, also noch nicht von all und jedem mit Händen gegriffen werden kann, gleichsam eine Menschenseele vor ihrer Verkörperung, kann wie der Traum vielleicht am besten mit der Fata Morgana verglichen werden. Es waren zwei Bilder: eins auf Deck, das andre in der Kajüte des Kapitäns. Das erste zeigt uns den armen Juden Moses in den Händen der Roheit, das zweite in denen der Habgier. Die Situationen waren anschaulich und lebendig geschildert; die Charaktere, namentlich des Kapitäns Raule und des Hochbootsmanns Niklas v. — der Name ist mir entfallen — scharf ausgeprägt. Beide Kapitel erhielten „gut". Campe, der, obschon sieben Uhr herangekommen war, auf Vorlesung des zweiten Kapitels drang, empfahl sich gleich bei Beginn desselben. Bei solchen Sicherheitsmaßregeln hätt' ich auch gegen ein drittes oder viertes nichts gehabt. So aber muß ich gestehen, daß ich bei einer Einladung zu Tee und Abendbrot durch mein Gefesseltsein als Protokollführer etwas geniert wurde.

Der erforderlichen Geschäftsroutine entbehrend, hab' ichs außer acht gelassen, die Einnahmen des eisernen Fonds zu buchen. Mögen sie meine Erwartungen übertreffen.

An Friedrich Eggers.

d. 2. Nov. 1846.

Mein lieber Herr Eggers!

Soeben hab' ich Ihre Sachen gelesen und fühle mich dadurch so angeregt, daß ich trotz klammer Finger, die mir das Schreiben erschweren, ein paar Worte darüber mit Ihnen sprechen muß. — Das dritte und letzte Lied, an dem ich durchaus nichts zu tadeln finde, läßt mich trotz alledem ganz kalt, weshalb wir es beiseite legen wollen. Die beiden ersten aber, gegen die ich mancherlei einzuwenden

habe, sprechen mich im höchsten Grade an. — Die zum Grunde liegende Idee ist bei dem ersten: entschlage dich der Selbstsucht; liebe und hasse nicht für dich, sondern für die Welt. Im zweiten heißt es: warte nicht auf das Ideal deiner Seele; nimm, was dir der Augenblick bietet; nimm Messing, wenn das Gold ausbleibt; es ist immer besser als gar nichts. — Beides hübsche Ideen; die erste christlicher, die zweite menschlicher; jene ernst, diese heiter; die eine der Standpunkt eines Burschenschafters, die andere das Motto eines geheilten Idealisten, der lange geweint hat und es endlich einsieht: ride si sapis — oder auch: nimm, was du kriegen kannst. Ich wiederhole es: hübsche Ideen und zum Teil in der ansprechendsten Weise ausgedrückt, aber es fehlt mir die richtige Anordnung. Der rote Faden der leitenden Idee, der sich durch das ganze Lied ziehen soll, entschlüpft Ihnen zuweilen, oder aber Sie lassen ihn, einem neuen Gedanken zuliebe, der sich Ihnen aufdrängt, fallen und ergreifen ihn erst später wieder. Einesteils stört das die Klarheit, andrerseits wird dadurch meistenteils eine Wiederholung bedingt. Ich bin ein schlechter Philologe, aber ich glaube, daß bei Römern und Griechen ein solches Abschweifen erlaubt war. So viel mir aber aus dem Horaz noch vorschwebt und so weit ich den Platen kenne, herrschen dabei doch ganz bestimmte Gesetze, und wenn man schon eine Erzählung einstreuen kann, die dreimal so lang ist als das eigentliche Lied, so muß sie doch immer in genauer Beziehung zu ihm stehen. — So weit die alten Klassiker. Bei uns verlangt man lyrische Gedichte aus einem Guß. Such' ich jetzt meine Ausstellungen zu begründen. Der Grundgedanke in dem zweiten Gedicht ist: laß das Hübsche nicht vorübergehen, weil du das Beste nicht gewinnen kannst. Dafür sprechen die beiden ersten Strophen und

namentlich die letzte — also Anfang und Ende des Gedichts. In den drei Mittelstrophen begegnen wir einem andern Gedanken. „Warte nicht auf Meeresruh; auch das stürmische muß zum Hafen bringen.“ Heißt das nicht: habe Mut, oder: frisch gewagt ist halb gewonnen, oder: Männerkraft und Stolz weicht selbst der Götter Höhe nicht? Aber keinesfalls heißt es: begnüge dich! Und wollte man das selbst hineinlegen, so müßte man doch ergänzen: sei zufrieden, auch wenn dich Unglück trifft. Der Grundgedanke aber ist: sei zufrieden, auch wenn Fortuna dir wie eine Schwindsüchtige erscheint; sie mag indessen noch so mager sein, sie bleibt immer Fortuna. Die folgende Strophe bringt wieder ein neues Element, wenn ich auch in dem einen Stern nicht einen Hinweis auf Gott erblicken will. Das Rosenbrechen am Wege heißt doch wohl so viel als: genieße, was sich dir beut. Dem Stern gegenüber kann aber von einem „Erfassen dessen, was sich uns beut“ keine Rede sein. Einem Stern kann man nur vertraun, und da das ganze Gedicht ein: „verlange nicht zu viel“ ausdrücken will, gehört das: „hoffe nicht zu viel“ eigentlich nicht hinein. Die vorletzte Strophe paßt wiederum nicht in das Ganze. Bis dahin handelt es sich darum, nicht zu viel Ansprüche an die Beschaffenheit der gebotenen Ware zu machen. Jetzt aber rufen Sie sich zu: verlange nicht, daß dir's aus der Bude entgegenschallt: immer 'ran, immer 'ran, meine Herren! Dort handelt es sich um den Wert oder Unwert, hier um das Zurschautragen und Anpreisen. Welch Unterschied! Das erste Gedicht kann, meines Erachtens, durch bloßes Streichen ganz vortrefflich werden, und zwar müssen die vierte, fünfte und sechste Strophe ganz heraus. Erstlich ist das Liegen an der Männerbrust ganz überflüssig. Zweitens sprechen Sie zu Anfang des Gedichts von „finstrer Ge-

dankenmacht", von „düstrem Lied", von „tränenschweren Augen", und doch heißt es dann: „ich will nicht mehr die süße, schwelgerische Lust der Liebe genießen". Mir scheint das unkonsequent. Die sechste Strophe ist eine bloße Wiederholung des Gedichtanfanges und, wie schon gesagt, lediglich ein Anknüpfungspunkt.

Verzeihen Sie mir meine rücksichtslose Sprache. Wenn ich die Sachen nicht mit großem Interesse gelesen hätte, würd' ich mich nimmer zu diesen Zeilen und am allerwenigsten zu solchem Tadel veranlaßt gefühlt haben. Ich hoffe Sie in den nächsten Tagen zu sehn und werde nicht verfehlen, Sie meinem Lepel aufs dringendste als wünschenswerte Tunnelakquisition zu empfehlen.

Ergebenst

Th. Fontane.

An Friedrich Witte.

Berlin, d. 1. November 1850.

Mein lieber Fibbing Witte.

Ich schreibe Ihnen beim hellen Schein Ihrer Stobwasserschen Lampe, für die ich mich — eingedenk der Talgmöpse, die ich noch vor sechs Wochen brannte — gedrungen fühle, wiederholentlich hiemit meinen Dank auszusprechen.

Ihr Brief — einmal ganz einfach als Brief von Fritz Witten, dann aber auch ganz insbesondere dieser Brief — hat Emilien*) und mich aufrichtig erfreut, und nur der Umstand Ihrer fast allzu pharmazeutischen Behausung hat, freilich auch noch unter Lachen, ein flüchtiges Bedauern bei uns rege gemacht. Fahren Sie fort, lieber Witte, sich mit gutem Humor in das Unvermeidliche einer

---

*) Th. F.s Gattin.

pharmazeutischen Schandkneipe (gegen die Eskimohütten Eskuriale sind) zu finden, und — Sie haben gesiegt. Friedrich Wilhelm *) sagt (vielleicht mit Bezugnahme auf seine Politik) „Dem Mutigen gehört die Welt"; ich sage — dem Humor. Sie mögen wählen. Vielleicht auch fällt beides zusammen. Ein sogenanntes Gehilfenzimmer und sein Kamschatkaklima mit Mut ertragen, heißt humoristisch sein.

Nun aber wollen Sie wohl erfahren, wie's dem jungen Ehepaare geht. Nun, bis jetzt liegt kein Grund zur Klage vor. Die Wohnung ist reizend, das tägliche Brot erscheint, gut zubereitet, als „Gemüse und Fleisch" auf dem zweigedeckten Tisch. Die Betten (nichts Unerhebliches im Ehestande, wie Sie gehört haben werden) sind mit Hülfe von Matratzen und Sprungfedern so bequem wie möglich. An Ruhe fehlt es nicht und an Arbeit auch nicht (dieser letztere Satz bezieht sich auf mein Leben im allgemeinen und nicht etwa auf die Betten), so daß ich — da sich das lachende Gesicht meiner Frau nur selten in Schmollfalten legt — ein undankbarer Esel sein müßte, wenn ich nicht voll Freude und Zufriedenheit sein wollte. Dann und wann beschleicht mich die ängstliche Frage: „Wie aber, wenn es mit deiner Lektorschaft **) plötzlich ein Ende nimmt?" Doch hat ein bescheiden Stück Selbstvertrauen noch immer Kraft genug gehabt, der Frage mit einer tröstlichen Antwort zu begegnen. Denken Sie sich, daß ich jetzt eine wahre Wut habe, Zeitungsredakteur zu werden! Ich schreibe jetzt gar nicht für politische Zeitschriften, aber nicht etwa, weil ich keine Neigung dafür hätte, sondern umgekehrt, weil mir für das Übermaß der Neigung der Kampfplatz, der Spielraum fehlt. Zum Korrespondenzartikelfabrikanten

---

*) Friedrich Wilhelm IV.

**) Im Literarischen Kabinett des Ministeriums.

bin ich verdorben. Dies Neuigkeitenaufpicken und in drei Zeilen citissime Weiterschaffen mag recht verdienstlich (in doppelter Bedeutung) sein, mir aber kommt es ein bißchen wie unter meiner Würde vor. Es scheint mir auch dieser Klatsch mehr für alte Weiber als für Männer gemacht. Mit einem Wort, ich will kein Neuigkeitskrämer, sondern ein Mensch von Meinung und Urteil sein. In einem Moment gleich dem jetzigen an der Spitze eines einflußreichen Blattes stehn, heißt an der Spitze einer Armee stehn. Nun noch ein paar Worte über meine Gedichte*). Sie werden jetzt gebunden; in drei bis vier Tagen sind Exemplare da. Vielleicht schließ' ich diesem Brief noch ein Pflicht- und Freundschaftsteil für Fritz Witten bei — wo nicht, so werd' ich Sorge tragen, daß auf Buchhändlerwegen mein neuestes klassisches Werk in Ihre Hände gelangt. Auf den Erfolg bin ich sehr gespannt. Mein Verleger tut immer, wie wenn eine zweite Auflage so sicher wie Amen in der Kirche sei, was mich mitunter geradezu in Verlegenheit setzt. Daß sie hier und da Anklang finden werden, glaub' ich selber. — In den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 179 oder 197)**) soll sich eine hübsche und ausführliche Kritik Scherenbergs, Lepels und Fontanes befinden. Ich habe sie noch nicht gelesen. Vielleicht machen auch Sie auf jene Blattnummer Jagd, da ich Ihr Interesse an solcher Besprechung voraussetze. Paul Heyses „Francesca von Rimini" wird seit

*) Die erste Ausgabe von Th. F.s Gedichten. Berlin, Carl Reimarus, 1851.

**) Es ist die Nr. 197 vom 17. August 1850. Der anonyme Artikel führt die Überschrift „Literarische Mitteilungen aus Berlin". Von Th. F.s Werken bespricht der Verfasser das Gedicht „Von der schönen Rosamunde" (Dessau 1850) und die acht Preußenlieder „Männer und Helden" (Berlin 1850), beide sehr anerkennend.

heute ausgegeben; lesen Sie's (es verlohnt sich), und schreiben Sie mir möglichst ausführlich Ihr Urteil. — Ihnen rat' ich jetzt, gar nicht zu schreiben. Sie sind noch jung und haben Zeit vollauf zu Ruhm und Unsterblichkeit. — Leben Sie wohl, mein lieber Witte, stecken Sie das gebührende Quantum Grüße von Emilien und mir ein und lassen Sie bald mal wieder von sich hören. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Witte.

Mittwoch, den 13. November 1850.

Mein lieber Witte.

Aus Ihren letzten Zeilen spricht ein gewisses Gedrücktsein. Ich wundere mich nicht darüber. Zeit und Menschen sind fortgeschritten, und nur der Komfort eines Apothekergehilfen ist auf derselben Höhe (100 Fuß unter der Meeresfläche) stehen geblieben. Bei schlechtem Fraß und Sirupskaffee und, trotz Winterzeit, bei vier kahlen Wänden, die sich zu einem massiven Hundestalle wölben, kann sich nur ein Böttcher und ähnliches Gesindel wohl fühlen. Es ist nicht zu verkennen, daß es noch immer überwiegend traurige Bursche gibt, für die Hundelöcher ein passender Aufenthalt sind; aber für die geistig „bevorzugte Minderheit" ist eben der Vorzug ihrer Bildung ein Übelstand empfindlichster Art: sie fühlen den Jammer und Dreck, in dem sich der Schmierfinke wohl fühlt. Sie sehen, lieber Witte, daß ich bereitwilligst auf Ihre halblaut gewordene Klage eingehe. Ich weiß, daß es kein Spaß ist, einen ganzen Winter hindurch zu frieren und sich anderweitig noch ganz leidlich zu ennuyieren; aber auf der andern Seite ruf' ich auch gerade Ihnen zu: „Frisch auf"! Sie sehen ja das Ende dieser Büffelei ab und haben dann, was die Reize pharmazeutischen Servierens angeht, ein für allemal

ausgelitten. Im Sommer wird es Ihnen ohnehin besser gehn. 20 Grad Wärme mehr machen einen ganz andern Menschen aus einem. Zudem werden Sie sich dann in Menschen und Zustände mehr hineingelebt haben. Nochmals bitt ich Sie, und zwar aus dem Chamissoschen Schneiderliede zitierend: „Courage, Courage."

Der Krieg ist vor der Tür. Tausende glauben immer noch nicht daran; ich aber — wenn Österreich nicht nachgibt — bezweifle es nicht länger. Lepel tritt wieder ein, und zwar ins Franzregiment. Sobald der Krieg wirklich und ernstlich da ist, melde ich mich auch wieder — das steht fest. Nun leben Sie mir wohl; seien Sie gutes Muts und schreiben Sie bald Ihrem

Th. Fontane.

An Friedrich Witte.

Berlin, d. 3. Januar 1851.

Mein lieber Witte.

Ihr Brief war mir eine große Freude. Schon die ausführliche und nur allzu günstige Besprechung meiner Sachen mußte den eitlen Autor angenehm berühren. Seitdem (in der Weihnachtszeit) sind mir sechs bis sieben sogenannte Kritiken zu Gesicht gekommen; aber ich muß Ihnen das Kompliment machen, daß Sie bis dato noch am besten rezensiert und wenigstens einzelnes ein bißchen tiefer gefaßt haben. Was Sie über „Schön-Anne" sagen, ist vollkommen richtig. Ihrem Tadel über die „Bienenschlacht" hingegen kann ich nicht recht folgen. Mißverstehen Sie mich nicht: das Gedicht ist jedenfalls tadelnswert, nur versteh ich Ihre Auseinandersetzungen nicht recht. Ich glaube, es liegt daran, daß Sie und ich und überhaupt jeder Gebildete von „Humor" eine doppelte Auffassung hat — eine vulgäre und

eine doktrinäre. Sie nennen den „Shakespearestrumpf" *) humoristisch; fragen Sie sich selbst, ob da Ihre Aufstellung von dem, was „Humor" sei, hin paßt. Jenes Gedicht ist humoristisch im vulgären Sinne; noch mehr aber gilt dies von dem Schluß der „Bienenschlacht", wo die Schilderung des Leichenzuges „Komik", aber nicht „Humor" ist. Hierbei hab' ich Ihre Auffassung von Humor als richtig zugrunde gelegt. Es fragt sich aber, ob sie richtig ist. Wiewohl ich mich zu entsinnen glaube, schon hier und da ähnlichen Definitionen begegnet zu sein, so bin ich doch fast der Meinung, daß „Humor" ganz bündig in dem Spruche „Ride si sapis" charakterisiert ist. Das Leben muß einen so weit geschult haben, daß man für die tollsten und schlimmsten Sachen nur das bekannte „alles schon da gewesen" und ein Lächeln in Bereitschaft hat. Es ist das göttliche Durcheinanderschmeißen von groß und klein, ein keck lustiges auf den Kopf Stellen unserer Satzungen: der König ist eine Puppe, und die Puppe ist König. — Der Fehler in der „Bienenschlacht" ist jedenfalls der, daß Anfang und Ende einen ganz verschiedenen Ton anstimmen. Die ersten zwei Drittel lassen den Dichter (gleichviel ob gut, ob schlecht) als einen Satiriker erscheinen, im letzten Drittel ist er bloß Komiker oder, nach meiner Auffassung, wirklich vielleicht „Humorist".

Genug gelobt haben Sie, und doch fehlt mir noch einiges auf der Liste: Wettersee, Wenersee, Sittah und Treu-Lischen. Die Berliner Kritik hat mich überaus glimpflich behandelt; die Kreuzzeitung machte den Anfang, dann kam Tante Voß und die Konstitutionelle, schließlich die Nationale und der Staatsanzeiger. Fast alle Besprechungen sagen dasselbe, und zwar läuft es darauf

*) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig". Ges. Werke II, 2, S. 320.

hinaus: ich verstünde sehr schön zu übersetzen und sehr schön nachzubilden. Ich erlebe dabei die Demütigung, daß meine eigenen Produkte immer erst im zweiten Gliede stehn — doch unter uns gesagt, ich bin ganz zufrieden damit. Leute, die sich genieren, irgendeinen Zeitgenossen anzuerkennen, sind gleich bereit zum Lobe, wenn es einem altenglischen Balladensänger gilt, und da die letzteren unbekannt und mausetot sind, kommt solch Lob doch immer mehr oder weniger mir zugute: es findet keine andere Adresse. Wenn es zu einer zweiten Auflage kommt und mein Buchhändler entschließt sich, einiges 'rauszuwerfen, und die „Rosamunde" sowie „Männer und Helden" an die Stelle treten zu lassen, so glaub' ich, daß es dann ein Band ist, nicht gerade schlechter als die bessern der letzten zwanzig Jahre. Einiges Neue findet sich auch wohl hinzu. So bin ich jetzt bei der „Schlacht von Hemmingstedt" *), eine Arbeit, die mich auf's höchste interessiert, und die mir, so Gott will, glücken soll. Glücken?! Sie müssen nämlich wissen, daß ich — immer vom Pech verfolgt — nicht freien Herzens an die Arbeit komme. Sie müssen wissen, daß das literarische Kabinett **) aufgelöst ist, und daß ich seit drei Tagen brotlos bin. Es ist ein bißchen hart, namentlich für meine Frau. Das Ministerium hat sich dabei mal wieder über alle Begriffe miserabel benommen. Von mir red' ich nicht. Ich habe der Regierung keine Dienste geleistet und kann keine Rücksicht beanspruchen, aber gegen einzelne, namentlich gegen einen meiner Kollegen ist man himmelschreiend verfahren. Der Doktor Arnd, ein alter Herr und tüchtiger Gelehrter, ein Mann, der seit fünfundzwanzig

*) Zuerst unter dem Titel „Der Tag von Hemmingstedt" in den „Balladen und Romanzen des Tunnels von 1851" und im „Deutschen Museum" desselben Jahres I S. 569 gedruckt.

**) des Ministeriums.

Jahren ausschließlich in Italien, England und Frankreich gelebt hat, wurde vom Ministerium Pfuel hierher berufen und seitdem (für die französischen Zeitungen) im literarischen Kabinett verwendet. Am 30 v. M. kam er, wie gewöhnlich, aufs Bureau und erfuhr, daß am 31. (tags darauf) seine Dienste nicht mehr gebraucht werden könnten. Das nennt man hierzulande „Humanität“.

Ich suche jetzt bei irgendwelcher konstitutionellen Zeitung, gleichviel ob in Aachen oder Königsberg, Stettin oder Breslau, als Korrespondenzenschreiber anzukommen, doch werd' ich mir manche abschlägliche Antwort gefallen lassen müssen. Wenn Sie mir durch Rat und Tat dabei behülflich sein können, so rechnen Sie auf meine Dankbarkeit. — Wenn ich's nur zu einem kleinen, ganz mäßigen Jahrgehalt bringen könnte! Mir lebt ein bedeutender Stoff im Kopfe und verlangt Gestaltung. Der Gegenstand ist groß, würdig und spannend, die Form (und das will beim Epos viel sagen, wenn man nicht Lust hat, zu der abgedudelten Nibelungenstrophe zu greifen) ist gefunden: einfach, allbekannt, aber zufällig zum Epos noch nie verwandt.

Der Tunnel hat diesen Winter noch nichts Erhebliches gebracht, wenigstens nichts Dreinschlagendes. Kugler hat eine fünfaktige Tragödie „Kaiser Pertinax“ gelesen, die befriedigt, aber nicht begeistert hat. Auf Scherenbergs „Friedrich den Zweiten“ (Nationalepos in der Nibelungenstrophe) sind wir alle sehr gespannt; keiner aber hat bis jetzt eine Zeile gehört, und doch ist die Arbeit fast vollendet. Von „Waterloo“ ist die dritte Auflage erschienen. — Paul Heyse arbeitet an einem neuen Drama „Alcibiades“ *); ich erwarte Bedeutendes davon. Lepel exerziert Rekruten in Lichtenberg und hat schon seit einem Vierteljahr keine

*) Ein Drama dieses Titels von Heyse erschien erst 1880.

Zeile hören lassen. Der Brüller Schramm *) ist auch wieder da. Wenn ich ihn poussieren wollte, würde der augenblickliche Erfolg nicht ausbleiben, aber ich verschmähe solche Mittel; auf die Dauer wirkt so was doch nicht, und die Blamage ist da. Heut vormittag begegnete mir die Schacht **); ich erkannte sie kaum, so jämmerlich elend sah sie aus. — Die Festtage über laborierten wir beide, Emilie und ich, an der Grippe. Der Weihnachtsabend war gemütlich, aber doch — dürftig; keiner hatte Geld, um dem andern mehr als ein Paar Handschuh und dergleichen zu schenken. Ich mußte daran denken, daß an demselben Abend meine Gedichte in wenigstens fünfzig bis hundert Prachtexemplaren auf verschiedenen Festtischen prangten; und doch, unter dem Weihnachtsbaum des Verfassers sah es derweil ärmlich genug aus. Zum Glück stört mich so was wenig. Ich weiß, daß das Leben sein bißchen Honig wo anders saugt — und nur die Aussicht auf direkte Hungerleiderei verdirbt mir in den letzten Tagen meine sonst gute Laune. Adieu, mein lieber Witte, und immer Kopf oben wie Ihr alter Freund

Th. Fontane.

An Friedrich Witte.

Berlin, d. 3. Februar 1851.

Mein lieber Witte.

Die herzliche Teilnahme, die aus Ihren letzten Zeilen sprach, hat mir in der Seele wohl getan. Sie werden im weiteren Verlauf dieses Briefes zu Ihrer Freude gewahr werden, daß sich alles zum Guten mit mir zu wenden

*) Rhetor und Wanderredner. Vgl. Chr. Fr. Scherenberg. Ges. Werke II, 3, S. 362.

**) Die Frau des Apothekers, nachmalige Schwiegermutter Wittes.

scheint; die nächste Zukunft wenigstens ist gesichert — Gott wird weiter helfen.

Was Sie mir über die Aachener Zeitung schrieben, überraschte mich nicht; ich war niemals echten Korrespondenzen darin begegnet. Aegidis Verwendung zumal bei der Konstitutionellen Zeitung hatt' ich auf Eggers' Rat bereits nachgesucht, aber ohne Erfolg. Auch die Mecklenburgische Zeitung war (schon vor Monaten) vergeblich in Anspruch genommen worden. So blieb mir von Ihren Vorschlägen nur Eichholz und seine Zeitung für Norddeutschland. Ich habe vor vierzehn Tagen einige Zeilen an ihn abgehen lassen, bin aber noch ohne Antwort. Es drückt mich nicht, wenn diese überhaupt ausbleibt.

Nun zu den Rezensionen. Sie ereifern sich gegen die Nationale und Konstitutionelle. Was Sie über jene sagen, ist sehr gut. Zabel*) in seiner Prophetenbeharrlichkeit ist wirklich zum Totlachen. Die paar Zeilen des Kossak (der überhaupt ein Mensch von vielem Talent ist) möcht' ich nicht so ganz verwerfen. Ich laboriere allerdings an einer gewissen Einseitigkeit, und wäre nicht das Dutzend Sprüche da, so würde jene noch mehr hervortreten. Erwägen Sie, wie viele Felder hat die Poesie, und wie wenige bebau' ich! Sprech' ich vom Formellen, so finden Sie keine Hexameter, keine Oden- und Hymnenstrophe, keine Sonette, Terzinen und Ottaven, keine spanischen Trochäen, keine Ghaselen, keine Makamen, und hundert anderer Spielereien (Ritornell, Triolett, Malaisches usw.) zu geschweigen. Das Fehlen dieser Formen ist weder was Zufälliges noch was Gleichgültiges — mit diesen Formen fehlen gleichzeitig bestimmte Dichtungsarten, denen jene Formen eben zugehören, gleichsam angewachsen sind. Sie finden in meinen Sachen

*) Redakteur der Nationalzeitung.

keine Idylle, keine Fabel, keine Legende, kein still beschreibendes, kein Lehrgedicht. Es fehlt die Dithyrambe, es fehlt das Naive und Drollige und vor allem: es fehlen — die Lieder, das Lyrische überhaupt. Was der Art sich findet, ist teils dem Wert, teils der Zahl nach (die drei ersten Sachen sind freilich gut) unbedeutend. Dies zu halbweger Rechtfertigung Kossaks, von dem ich übrigens überzeugt bin, daß er keine sechs Sachen aus der ganzen Sammlung gelesen und seine Rezension gestützt auf das Inhaltsverzeichnis geschrieben hat.

Die anerkennenden Worte Franz Dingelstedts hatt' ich auch gelesen. So was ist recht hübsch, aber ich bin doch nicht eitel genug, um an solchem Lobesbrocken mich zu erquicken. Wenn er mein Gedicht über den „Amaranth" *) erhebt, so läßt sich da einiges pro, noch mehr aber contra sagen. Ich glaube, daß die „Rosamunde" klarer, einfacher, reifer und mehr aus einem Gusse ist. In Anlage aber und zumal in stellenweiser Ausführung dürfte „Amaranth" bedeutender und talentvoller sein. Rhetor Schramm, der in nächster Woche seine Vorlesungen beginnt, wird sie mit „Amaranth" eröffnen; ich werde da (im Besitz von Freibilletten) dem Gedicht noch mal in aller Aufmerksamkeit folgen. —

Die Kritiken in den Brockhausschen literarischen Blättern würde ich gerne lesen, aber sie liegen hier selten aus, und meine Besuche bei Spargnapani reduzieren sich auf Null. Ganz im Gegensatz zu früheren Zeiten geh' ich jetzt nur in Konditoreien, um ein Stück Kuchen zu essen. Das Zeitunglesen habe ich seit dem literarischen Kabinett herzlich satt. Wenn Sie hier und da Besprechungen begegnen, so rechne ich drauf, daß Sie mir — nach wie vor — gelegentlich Mitteilung davon machen.

*) Von Oskar v. Redwitz.

Was Sie über den ästhetischen feinen Riecher der Frauen sagen, ist richtig; ebenso richtig aber ist auch der Zusatz: „bis auf einen gewissen Grad“. Vieles Schöne ist und bleibt ihnen geradezu unzugänglich. Auch das beste politische Gedicht (z. B. Sachen von Daniel Schubart, wie „Fürstengruft“, „Friedrich der Einzige“ usw.) wird von ihnen wenig oder gar nicht gewürdigt. Dasselbe gilt von den poetischen Hervorbringungen eines philosophischen Geistes. Ich glaube nicht, daß die hierher gehörigen Schillerschen Gedichte viel Anklang unter den Frauen gefunden haben. Auch das Heroische spricht wenig an. Ich habe noch von keiner ehrlichen Dame gehört, daß ihr das Nibelungenlied gefallen hätte. Kurz gesagt: ohne Liebe halten's die Frauen nicht lange aus. Der Kampf der Schwerter ermüdet sie bald, nur Herzenskämpfe haben ein ewiges Interesse.

Ihr Urteil über den „Wettersee“ kann ich nicht unterschreiben, wiewohl ich jetzt auch von anderer Seite her erleben muß, daß man seinen Bruder „Wenersee“ bevorzugt. Beide Gedichte sind grundverschieden. Der „Wenersee“ ist ganz mein und gehört zu den wenigen Sachen, die keiner Anregung durch ein anderes Kunstwerk, keinem Vorbild, keiner Erzählung ihre Entstehung verdanken. Ein Blick auf die Karte erzeugte au moment das ganze Gedicht. Mein Poetenberuf, meine schöpferische Kraft erhellt um deshalb aus diesem „Wenersee“ ungleich mehr als aus seinem Seitenstück. Damit aber ist keineswegs erwiesen, daß das Gedicht selbst — wie es da liegt — das minder poetische und weniger gelungene sei. Mir war der Stoff gegeben, ich habe nur gesichtet und — versifiziert. Auf diesen Stoff aber laß' ich nichts kommen. Die poetische Natur des schwedischen Volks, die dies Sagenhafte geboren und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat, nimmt es mit

meiner Phantasie und Erfindungsgabe vollkommen auf. Ich bin der Meinung, daß das „Caviar for the people“ hier zitierbar ist, nur versteh' ich unter „the people“ in diesem Falle bloß ein gewisses Völkchen — die Doktrinärs. Daß Sie diesmal mit den guten Leuten sympathisieren, ist eine bloße Zufälligkeit. Im allgemeinen bin ich der Ansicht, daß man das Gedicht ganz verwerfen oder wie eine Auster ganz verschlucken und — genießen muß. Der Umstand, daß es den Reigen des Hauptabschnitts eröffnet, sagt Ihnen am besten, was ich davon halte.

Was Sie zugunsten der Nibelungenstrophe sagen, ist schwach und gewissermaßen ein Beweis dafür, daß ich recht habe. Das Epos hat zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern auch immer eine verschiedene Form und Ausdrucksweise gefunden. Ich erinnere Sie an den Hexameter der Alten, an die Ottaven und Terzinen der mittelalterlichen Italiener, an die Nibelungenstrophe der hohenstaufischen Zeit, an die Spencerstrophe, an die vierfüßigen Trochäen der Spanier und die fünffüßigen der Serben, zuletzt noch, um mit etwas ganz Entgegengesetztem abzuschließen, an die Formen der epischen Sanskritgedichte, und — an den fünffüßigen Jambus des Scherenbergschen „Waterloo“. Mein lieber Witte, wir schreiben in all den genannten Formen, aber wir haben auch kein — Nationalepos. Jedem Zeitalter gehört eine bestimmte Form an. Für das unsere ist diese Form noch zu finden. Sie wird sich finden mit dem Gedichte selbst. Bis dahin wird in Hexametern, Alexandrinern, Trochäen und Nibelungenstrophen viel Schönes, aber nicht das Schönste, nicht das Wahre — auf das wir warten — geschrieben werden. Von der Nibelungenstrophe erwarte ich dies Heil keineswegs. Nach dem gewöhnlichen Usus behandelt, ist sie klippklappig monoton. Richtig gehandhabt

entbehrt sie aller Volkstümlichkeit, mißfällt sie sogar dem Ohr des Unbefangenen, Uneingeweihten. Gilt es aber, sich die Volkstümlichkeit und den Beifall des Ohres erst zu erobern, so kann man's auch mit anderen Formen versuchen. Ich bin der Meinung, daß die alte englische Balladenstrophe oder aber der fünffüßige Jambus bei freier, nach dem Ohr des Meisters gemodelter Behandlung das äußerliche Material zu einem neuen Epos abgeben müssen und — werden.

Was die „Francesca" *) betrifft, so teil' ich Ihre Ansicht über Paolo völlig. Denn selbst die beiden Ausstellungen: einmal daß der Bruder sein Versprechen gehabt habe, dann daß er (Paolo) von priesterlichem Hochmut und Eitelkeit überhaupt besessen gewesen sei, sind von keinem Belang und können den Charakter nicht halten. — Lanciotto geht eher. Es gibt solche Bursche, die über ihre Gemeinheit völlig im klaren und keineswegs gleichgültig gegen ihre Versumpftheit sind, aber all und jeder sittlichen Kraft entbehren, um sich aus sich selbst herauszureißen. Der Schauspieler B. war vollkommen ein solches Subjekt. — Francesca ist falsch und richtig gezeichnet. Sie haben recht und — der Dichter auch. Es ist weiblich, daß solchenfalls die Liebe in Verachtung umschlägt, aber es ist ebenfalls weiblich, daß sie, wo sie einmal liebt, alles, auch das Gemeinste entschuldigt und dem Verabscheuten auch noch das Teil Haß in die Schuhe schiebt, worauf der Geliebte guten und alleinigen Anspruch hat. — Das ganze Stück ist eine geniale Verirrung. Paul Heyse mag es bereits selbst dafür halten.

Von Cotta **) hab ich für meine vieljährigen Beiträge

---

*) Von Paul Heyse.

**) Im „Morgenblatt" von 1847 und 1850 hatte Th. F. sieben

immer geschieht) in diese Antiquitäten verlieben und das freie Urteil über sie verlieren könnte. Mir schweben grauenhafte Beispiele vor. Wer sich fünf Jahre lang mit Rosenplüt beschäftigt, schwört darauf, daß er ein großer Dichter gewesen sei. Ja sogar Gottsched kann auf die Weise noch 'mal zu Ehren kommen. Im Tunnel hab' ich allerdings eine Art Regulator zur Seite, doch bin ich zu sehr ein Kind des Tunnels, als daß des Vaters Lob, unter dessen Maximen ich groß gezogen wurde, mir von besondrem Gewicht erscheinen könnte. Drum bedarf ich gelegentlich bei dieser meiner Arbeit (denn es soll ein umfangreiches Buch werden) auch eines ermunternden Zurufs von außen her.

Daß Ihnen so wenig Muße zum Schaffen bleibt, bedaure ich um so aufrichtiger — weil aus den allerselbstsüchtigsten Motiven. Dennoch geb' ich nicht alle Hoffnung auf, etwas von Ihnen zu empfangen, und statt meine Bitte zurückzuziehn, wiederhol' ich sie nur um so dringlicher. — Die Aussicht, Sie auf ein halb Jahr, vielleicht für immer, hier zu sehn, erfüllt uns alle mit großer Freude. Glauben Sie mir, es ist nicht so kreuzerbärmlich hier, wie unsre Gegner in Süd und Nord gewöhnlich glauben. Das „Berliner Wesen“, das einem auf der Straße und in der Kneipe, überhaupt im alltäglichen Leben entgegentritt, ist anfangs ungenießbar. Schärfe, Unverschämtheit, Lieblosigkeit bringen den Fremden um. Aber hinter diesen trostlosen Erscheinungen, die sich aufdrängen, gibt es wohltuende, die sich verbergen, und die man kennen lernen muß, um nicht voll ungerechter Vorurteile uns wieder zu verlassen. Auch unser Bestes, was wir bieten können — ich weiß es wohl! — hat etwas von jener Schärfe, die seit den Tagen des alten Fritz hier in der Luft zu liegen scheint, aber in gehöriger Verdünnung

hat diese Schärfe ihren Reiz und söhnt uns zuletzt auch mit den starken Dosen aus, die schließlich (wenn wir dahinter kommen, daß es Senf und kein Sublimat ist) zur Quelle unsres Vergnügens und herzlichsten Gelächters werden. Die Süddeutschen und wir verhalten uns zueinander wie die „Fliegenden Blätter“ zum „Kladderadatsch“. Ich glaube, wir sind ihnen um eine ganze Pferdelänge vor. Ihrer baldigen Antwort entgegensehend und unter ergebensten Empfehlungen an Frau Constanze Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 11. April 1853.
Luisenstraße 35.

Sehr geehrter Herr!

Heut vor acht Tagen (Montag) traf Ihr „Grünes Blatt“ *) als paßlicher Begleiter Sr. Majestät des Frühlings bei uns ein, der seitdem alltäglich vom blauen Himmel auf uns herniederlacht. Seine Majestät haben unsern Dank und unsre Huldigung bereits weg — Ihnen, für Ihren Abgesandten, bringen wir beides hiemit dar. Ich hätte Ihnen das umgehend geschrieben, wenn ich nicht gleichsam die Pflicht gehabt hätte, meinem Privaturteil das unsres Komitees hinzuzufügen. Ich werde in Nachstehendem indes das eigne und fremde nicht auseinanderzuhalten haben, da mit seltener Stimmeneinhelligkeit unser Urteil laut wurde. Die ersten fünfzehn Seiten vortrefflich, ein Kabinettstück, kein Jota zu wenig oder zu viel. Da plötzlich rollt uns die sechzehnte Seite einen Stein in den Weg, vor dem die meisten von uns das Springen sofort aufgaben, während Kugler und ich, die wir im besten Rennen waren und uns nicht

*) Erzählung Storms Argo 1 S. 294 ff.

Einhalt gebieten lassen wollten, jämmerlich zu Falle kamen. Eh ich jedoch zu den Einzelheiten der uns vorliegenden Schwierigkeit schreite, sei's mir zuvor noch gestattet, ein paar Worte über den Epilog zu sagen, der zwar völlig klar, aber für Geheime Regierungsräte, Schulräte und ähnliche Leute eben nur allzu klar geschrieben ist. Wir waren über den Wert des Gedichts verschiedener Meinung (während ich den Schwung und das Überzeugungsvolle der Verse lobte, fanden Kugler und Bormann die ganze Sache zu allgemein gehalten und deshalb an die Phrase — versteht sich im besten Sinne — streifend), stimmten aber darin alle überein, daß wir es in unsern respektiven Stellungen nicht riskieren könnten, die Äußerungen solches Grimms und solcher Hoffnungen mit auf unsre Kappe zu nehmen. Ich soll Ihnen deshalb — da ein Epilog an und für sich sehr wünschenswert sein würde — proponiern, ob Sie nicht vielleicht geneigt wären, diesen Strophen eine bestimmte schleswig-holsteinsche Färbung zu geben. Das Deutsch-Patriotische kann sich natürlich in den stärksten Ausdrücken äußern, aber was nach der einigen unteilbaren deutschen Republik schmeckt, könnte uns „Beamteten" doch sehr verübelt werden. Sie fühlen dabei vielleicht: „nette Kerle das," aber das Märtyrertum, schon an und für sich eine kitzliche Sache, kann unmöglich von Personen erwartet werden, die teils ausgesprochenermaßen, teils unbewußt au fond du cœur die besten Preußen und Royalisten von der Welt sind.

Nun zu pag. 113! Was heißt das: „Sie schritte doch vom Waldessaume niemals hinunter in die Welt"?*) Was heißt (infolgedessen): „Und wenn sie

*) Aus einem kurzen Gedicht am Schluß der Erzählung, das nach den Einwendungen der Tunnelgenossen geändert wurde.

doch hinunterschritte?“ und was heißt schließlich: „Dann wollen wir die Büchsen laden; der Wald und die Prinzessin sind in Feindes Händen!“?

Wir haben uns darüber zwei Stunden lang in Vermutungen — nein, das ist falsch! nicht in Vermutungen — denn was Sie wollen, glauben wir einigermaßen herausgefühlt zu haben — aber in Erklärungen erschöpft und mußten schließlich davon abstehn, da kein Schlüssel vollständig schließen wollte, und im einen Fall ein Widerspruch, im andern ein Sprung uns in diesen Schlußworten vorzuliegen schien. Kugler, mit seinem gewöhnlichen laisser faire, meinte zuletzt: das tue nichts; man müsse bei einem Dichter, der sich im übrigen völlig als solcher erwiese, so was mit in den Kauf nehmen; wurde indes von allen Seiten überstimmt. — Wir sehen nun Ihrer freundlichen Erklärung, vielleicht sogar einer Version entgegen, die aus der Streitfrage sofort eine abgemachte Sache macht. Zum Schluß wollen Sie es meinem Redaktionsamte zugute halten, daß ich bei der letzten halben Seite so ausschließlich verweilt und für das kleine Meisterstück im großen und ganzen so gar keine Worte gehabt habe. Aber es ist damit wie mit den Normalstaaten und den Musterfamilien: von ihnen wird geschwiegen, und das umschließt das größte Lob. Nur eines: mir ist aufgefallen, daß beim Selbstlesen die Arbeit einen ungleich bedeutenderen Eindruck macht als beim Hören. Es ist, als ob das Auge das volle Verständnis doch besser vermittle. Vielleicht liegt's ganz einfach daran, daß man beim Lesen willkürlich verweilen und alles Schöne sich con amore zurechtlegen und vergegenwärtigen kann, während der Vorleser einem dazu nicht Zeit läßt und wie ein Dampfwagen über die schönsten Landschaften dahinjagt. Der alte Postwagen aber, der überall anhielt, stand nun mal von jeher mit der Poesie auf

einem beſſren Fuß als die „Lokomotive“, die unſre Zeit beherrſcht.

Unter herzlichen Grüßen an Sie und die Ihrigen Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 2. Mai 1853.

Sehr geehrter Herr!

Dringende Geſchäfte zum Teil, andrerſeits ein plötzliches Erkranken Kuglers (man fürchtete ein Nervenfieber, doch hat's bei einem bloßen Wechſelfieber ſchließlich ſein Bewenden gehabt) laſſen mich erſt heute zur Beantwortung Ihrer freundlichen Zeilen kommen. Herzlichen Dank dafür, daß Sie ſo ſchnell bereit geweſen ſind, Ihren Epilog dran zu geben, und doppelten Dank dafür, daß Sie, falls die Stimmung dazu kommt, nicht abgeneigt ſind, den erſtgeborenen wilden Kain durch einen leiſe tretenden Abel zu erſetzen! Was nun pag. 113 angeht, ſo iſt es Ihnen allerdings geglückt, uns dieſe Schlußwendung leidlich verſtändlich zu machen, aber doch immer nur leidlich; es bleiben immer noch kleine Undurchdringlichkeiten. Die beiden erſten Sätze erledigen ſich, aber der dritte: „So wollen wir die Büchſe laden; der Wald und die Prinzeſſin ſind in Feindes Händen“ macht uns nach wie vor zu ſchaffen. Dieſer Ausruf gehört allerdings in den Mund eines Liebhabers, der plötzlich die Möglichkeit gegeben ſieht, ſein Liebſtes zu beſitzen; aber wir kennen ja den Gabriel von Anfang der Erzählung an als einen, der den vom Feinde beſetzten Wald wieder erobern will, und noch ſeine Abſchiedsworte, die er an die Prinzeſſin richtet, drücken dieſe Abſicht klar und deutlich aus. So genügt uns denn Ihr Kommentar: . . . „Gabriel faßt dieſen Gedanken lebhaft auf, und weil

der Wald usw. vom Feinde okkupiert ist, will er die Büchse laden und den Ort befrein" nicht völlig. Er hätte ganz dasselbe getan, auch ohne die Begegnung mit dem Mädchen. Doch genug davon! Wiewohl Sie in Ihrem Briefe keine Silbe darüber äußern, so können wir uns doch nicht davon losmachen, daß die ganze Arbeit eine wunderbar schöne Verschmelzung von konkretester Darstellung und Allegorie sei. Der Alte ist das Patriarchalische, das Mädchen die Frische und Freiheit Ihres schönen Landes. Drum suchten wir in pag. 113 usw. nach mehr. Sie haben uns dies durch Ihren letzten Brief gewissermaßen verboten, und wir haben uns akkommodiert. Doch, wie gesagt, auch in diesem Falle bleiben kleine Rätsel *). Bevor ich nun aber weitergehe, bitt ich Sie ums Himmelswillen, diese breitausgesponnene Splitterrichterei nicht mißverstehen zu wollen. Wir wissen nach wie vor, welch frische schöne Blüte wir in Ihrem „Grünen Blatte" haben, und wenn meinerseits so viele Seiten schönes Papier an allerhand Anfragen und Auseinandersetzungen vergeudet worden sind, so erklären Sie sich's damit, daß man eben nur an der schneeweißen Schürze das kleinste Fleckchen bemerkt und es fortwünscht, um die seltne Freude des Makellosen zu haben.

Ich habe noch auf Einzelheiten Ihres vorletzten Briefes zu antworten. Besonders am Herzen liegt mir, was Sie über unsre „Berliner Luft" sagen. Sie tun uns unrecht. Ich kann Ihnen darin beipflichten, daß „die goldne Rücksichtslosigkeit **) als Naturprodukt andern Orts (am Rhein,

*) Storm änderte noch einmal an den Versen.

**) Die Stelle des Stormschen Briefes, auf die Th. F. hier repliziert, ist in der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig" abgedruckt. Ges. Werke II, 3, S. 61. Ebenda S. 63 Storms Antwort auf die F.'sche Entgegnung.

in Süddeutschland und ich glaube auch in Ihrem Eiderlande) besser gedeiht, aber als Bildungsresultat (und als solches fordern Sie dieselbe) kommt — vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Frankreich — nirgends eine so annähernde Verwirklichung der Egalité-Chimäre vor wie hier bei uns. Die mannigfachen Kräfte unsres Staats wie unsres gesamten Lebens rivalisieren nicht untereinander, und keiner drängt sich vor. Es gibt nirgends in der Welt, auch in Frankreich nicht, so wenig eine „exklusive Gesellschaft" wie hier bei uns. Geburt, Reichtum, Rang, Talent und Wissen vertragen sich hier in wunderbarer Weise, und Graf Arnim, mit einem halben Fürstentum hinter sich, verkehrt mit dem Lokomotivenbauer Borsig oder mit Professor Dove völlig ebenso wie mit seinesgleichen. Ja, ich muß es bekennen, wir haben von diesem Nivellement zu viel und kranken an einer Impietät, die bereits der Ankergrund war und wieder sein wird, drauf die Revolution (bei uns ein reiner Einwanderer) ihre Haken auswirft.

Sie fordern weiterhin im Gegensatz zur Geschmacksbildung eine sittliche Bildung, eine Bildung des Gemüts, die gelegentlich Opfer zu bringen und ein Märtyrertum zu schaffen versteht. Glauben Sie wirklich, daß wir dieser Kräfte bar und bloß sind? Dann wäre unser letzter Tag gekommen. Die Stadt Berlin stellte außer den Linientruppen, die bereits verschiedene Regimenter bildeten, im Jahre 1813 zehntausend Freiwillige, und die Bevölkerung der Stadt betrug damals nicht voll 180 000. Schleswig-Holstein in Ehren, aber das haben sie uns noch nicht nachgemacht. Das Volk hier hat eine echte und wahre Opferfreudigkeit. Auch die sogenannten „Gebildeten", ja sogar die „Berliner Kinder" (was in vielen Stücken eine unleidliche Sorte ist) haben davon, vorausgesetzt, daß es was gilt.

Wir haben uns wie Franz Moor (nur auf andrem Terrain) „nie mit Kleinigkeiten abgegeben"; aber wenn es — und diese Tage haben vielleicht schon den Klopfer an unserer Tür — über kurz oder lang wieder die großen und ewigen Dinge des Lebens gelten wird: Freiheit (nicht das Barrikadenkind), Unabhängigkeit, Glauben, Sitte, Familie, dann werden wir auf dem Platze sein, wie's unsre Väter waren, und den Beweis führen, daß wir fürs Leben auch zu sterben wissen. — Und nun nichts mehr davon! Man darf uns schlechterdings nicht mit unsrer Politik (die das kastrierte Produkt einzelner guter, aber dennoch aus der Art geschlagener Leute ist) verwechseln. Was uns fehlt, ist Feinheit, Liebenswürdigkeit und die rechte Liebe überhaupt. Doch an Bravheit fehlt es uns nicht, ebensowenig wie an allen möglichen Resultaten der Bildung. Aber freilich die Bildung, die so viel kann, kann nicht alles, nicht das Letzte und das Höchste, und das fehlt uns. Wir sind innerlich freier als die Engländer, aber haben — ihren Egoismus und — da liegt's!

Nun unser Buch. Es wird zunächst aus Novellen bestehn, und zwar von: Th. Storm, W. v. Merckel, Paul Heyse, Franz Kugler, Leo Goldammer und einem unbekannten Sechsten, der noch erst zu finden ist. Kennen Sie einen solchen? Sie würden mich durch Fingerzeige Ihnen auf das allerentschiedenste verpflichten, denn es bleibt noch Raum zum Füllen übrig. Zweitens: Balladen. Und zwar zuerst ein paar Bogen altenglische, übertragen von meiner werten Person. Dann gemeine deutsche (Balladen nämlich) von: Kugler, Merckel, Lepel, Fontane, vielleicht auch Eggers. Lyrisches — wenn er uns nicht im Stich läßt — von Paul Heyse. Und schließlich Aufsätze, bestehend aus einer Kuglerschen Arbeit „Über die Shakespearebühne" sowie aus einer Reihenfolge „Londoner Briefe" von mir.

Das wär's! Über Bilder verlautet noch nichts Bestimmtes. Gute könnten wir nur brauchen, und solche verteuern das Unternehmen um ein bedeutendes.

Roquette ist zurück von der Brautfahrt, doch hab' ich ihn noch nicht gesehn. Sein Stück hat vor Schauspielerohren (in einer Vorlesung bei Kugler, wo Dessoir und Clara Stich zugegen waren) keine Gnade gefunden. Ein Beweis mehr, daß es gut ist. — Paul Heyse schreibt selig aus Sorrent. Neapel hatte seinen Erwartungen nicht entsprochen, und gar in Rom (durch eigne Schuld) war er eingetreten wie in einen Bibliothekraum: jedes Trümmerstück — eine Schwarte zum Studium. Da fällt das Vergnügen weg. Jetzt trinkt er Natur in vollen Zügen und wundert sich, daß er's kann, denn einer seiner Sätze war: Natur ist nichts, die Menschen sind alles. — Die von Göttingen eingegangene Komposition soll nicht viel taugen. Da Kugler krank war, gab ich's der Reihe nach an drei andere Musikverständige, darunter eine Autorität. „Es sei nichts!" sagte jeder. Wie kann man ein so schönes Lied so schlecht komponieren! meinte der eine. Selbst meine Laienschaft hat die Unbedeutendheit herausgefühlt. — An Klaus Groth hab' ich inzwischen selbst noch geschrieben; vielleicht erreicht ihn mein Brief. Eh' diese Zeilen abgehen, werd' ich noch versuchen, ob der rekonvaleszente Kugler zum Schreiben und zu einer Kopie seiner Ballade zu bringen ist. Soeben find' ich in Ihrem vorletzten Brief die Notiz: „wenn ich bis zum Schluß der Redaktion noch was Lyrisches schreiben sollte, so rechne ich auf ein freies Blättchen in Ihrem Buch." An dieser Stelle die Versicherung, daß dies freie Blatt für Sie immer da sein wird.

Und nun unter herzlichem Gruß Ihr

Th. Fontane.

Am 9. Mai.

Kugler ist seit fünf Tagen wieder auf den Beinen. Er bittet zunächst um Entschuldigung, daß Ihr Brief noch immer ohne Antwort ist; versichert aber, in den nächsten Tagen schon, so lange Versäumtes nachholen zu wollen. Dann wird auch das „Bruder- und Schwester-Gedicht" bei Ihnen eintreffen, nebst einer nochmaligen Kritik der eingeschickten Komposition.

Am 25. Mai. Kaum hab' ich den Mut, meinen Brief noch abzuschicken. In der ersten Woche ließ mich Bummelei nicht dazu kommen. In der zweiten hatt' ich die Absicht, eine längre Kritik über Theodor Storm (die ich mir erlaubt habe, für ein hiesiges Feuilleton zu schreiben) beizupacken. In der dritten Woche endlich ward die Frage erwogen: schicken oder nichtschicken? Halten Sie's mir zugute. Die Kritik kommt, ohne mein Verschulden, erst in dieser Woche zum Druck; sie soll Ihnen nicht vorenthalten bleiben *). — Andres haben Sie inzwischen durch Kugler erfahren. — Mein Brief an Klaus Groth wurde vor einigen Tagen durch Professor Müllenhoff in Kiel beantwortet. Groth ist gefährlich krank; wie sein Freund schreibt: „an einem alten Übel". Prosa hat er nie geschrieben. Zwei neue Ausgaben des Quickborn werden vorbereitet, darunter eine illustrierte. Auch Sie werden schließlich in dem Briefe aufgefordert, für die Verbreitung des Buchs nach Kräften zu wirken. Fast hätt' ich eine Hauptsache vergessen: ich erlaube mir nämlich die halbzugesagten Lyrika ebenso dringend wie ergebenst zu erbitten. Und nun ade! Ihr

Th. Fontane.

---

*) Der ganz vortreffliche Aufsatz erschien erst am 17. Juni in Nr. 138 der „Preußischen Zeitung". Vgl. Storms Äußerung darüber in der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig. Ges. Werke II, 3, S. 65 f.

An Friedrich Eggers.

Kränzlin bei Neu-Ruppin, d. 22. Juli 1853.

Mein lieber Eggers.

Ihr kamt etwas spät, Graf Isolan; doch sei es drum: die besten Gäste erscheinen immer zuletzt. (Ich fühlte das nie mehr als heut vor einem Jahr, wo ich bei Bunsen der erste war. Ich verwünschte damals die Schnelligkeit englischer Cabs so von ganzem Herzen wie hierzulande das Schneckentum einer heimatlichen Droschke). Daß Deine Beiträge nunmehr in Katzs*) Händen sind, hab' ich zu meiner großen Freude ersehn. Sie tragen sehr wesentlich dazu bei, unser Buch zu etwas Apartem zu machen. Außerdem ist der kleine Leserkreis, den sie finden werden, ein sichrer und zweifellos — trotz Klaus Groth — ein befriedigter. Die Sachen sind allerliebst, und ich kann Dir nur immer wieder und wieder sagen: kultiviere dies Feld weiter. Meine Erfahrungen stoßen mich immer mehr mit der Nase auf folgende zwei Wahrnehmungen: unsre besondre, jenseits des Gewöhnlichen liegende Fähigkeit ist nur auf einer oft haarbreiten Linie zu Hause. Und zweitens: wer was leisten, Anerkennung ernten und sein Schäfchen ins Trockne bringen will, der konzentriere sich, der hüte sich vor einem Gerechtsein in aberhundert Sätteln und begnüge sich schlimmstenfalls damit, gut Whist oder Billard spielen zu können. In diesen Anschauungen werd' ich immer fester, und hätt' ich nicht mit dem Niederringen des allerprofansten Hungers Tag um Tag zu tun, ich wollt' es Euch innerhalb fünf Jahren ad oculos demonstrieren, daß ich recht gehabt habe. Vielleicht aber setz ich Dir (wie Lepeln so oft) in Vorstehendem Dinge

*) Verleger der „Argo".

auseinander, worüber gar kein Streiten obwalten kann — dann verzeih mir!

„Verännerung"*) ist allerliebst. Der „Lakritz" stört den Hochdeutschen etwas, doch weiß ich allerdings, daß im Plattdeutschen die von Dir gewählte Wendung gäng und gäbe ist. Wichtiger dürfte aber folgendes sein: der Eingang des Gedichts macht durchaus den Eindruck, als wolle der Betreffende erst nach Haus, während er doch schon da ist. Wenn Dir dies einleuchtet, so wird eine kleine Abänderung in der ersten Strophe leicht zu machen sein. Vielleicht daß er sofort sagt: „Nun bin ich wieder da" oder: „zu Haus ist doch am besten" oder dergl.

Über „Kopf und Herz" kann ich, den Schlußzeilen nach, noch kein Urteil fällen. Nur so viel: daß gerade die letzten vier Zeilen recht glatt und rund herauskommen. Die andern vier gehören durchaus zu dem Vorhergehenden, das ich noch nicht kenne.

Am Dienstag wohnt' ich in Gedanken Eurer Rütlisitzung**) bei. Dies Arbeiten, auch noch mit halber Kraft, imponiert mir. Anders ist es mit dem zusammengetrommelten Tunnel. Es ist da weder Herz noch Geist, was die Leute bei Puhlemann***) (sehr bezeichnend) zusammen-

---

*) Heißt in der „Argo" „Wedder to Hus".

**) Das Rütli war eine von Franz Kugler im Jahre 1852 begründete Abzweigung des Tunnels. Vgl. W. Lübkes „Lebenserinnerungen" (Berlin 1893) S. 185 f.

***) Ein Restaurant Puhlemann kennt das Berliner Adreßbuch von 1853 nicht. Ein Café Puhlmann befand sich damals in der Schönhauser Allee 148. Ob dort der Tunnel tagte, war nicht zu ermitteln. Zu den Ges. Werken II, 3, S. 14 f. genannten Versammlungslokalen gehört es nicht. Vielleicht kamen die Genossen nur im Sommer dort zusammen.

führt, sondern nur die allertrivialste Neugier, um etwas Klatsch für „Muttern“ (die sich so herzlich langweilt) mit nach Hause zu bringen. Wer ist denn „Luhs“ oder „Jrus“ *), den Du mir dreimal als eine plattdeutsche Größe vorreitest? Habe nicht die Ehre. Ist es nicht am Ende „Röbbing“? **)

„Waldmeister“ ***) zu begrüßen freu' ich mich aufrichtig; grüß ihn herzlich. Die von Storm aus Gutzkows Weisheit zitierte Stelle über Roquette ist in meinen Augen lächerlich. O ja, man sagt wohl 'mal so was Ähnliches, aber man muß nur nachher nicht tun, als sei das was Großes, Unumstößliches. So ist aber dieser Gutzkow, und ich ärgere mich, daß der sonst so feine und wohlerwägende Storm solche doch eigentlich banale Phrase halb und halb zu der seinigen macht. Herr v. Salvandy, der den Vater dieses Gutzkowschen Weisheitssatzes schon vor vierundzwanzig Jahren zeugte und als den populär gewordenen Ausspruch: „Sie tanzen auf einem Vulkan“ in die Welt schickte, war viel geistreicher und war unter allen Umständen — der erste. Was verlangt denn dieser vor Eitelkeit berstende Gutzkow, das man schreiben soll? Vermutlich Lobhudeleien über *seine* Größe und Herrlichkeit. Oder glaubt er, daß seine Stücke (alle Achtung vor einzelnen derselben!) zu dem Donnergewölk der Revolution in irgend näherer Beziehung stehn als das Bimmel-Bummel-Bammellied oder irgendeine andre Roquettesche Liebenswürdigkeit?! Was ist der Grund solcher absprechenden Kritik? Der Neid, der Ärger zwickt ihn, der Ärger darüber, daß man noch auf andre Weise als durch neunbändige Romane berühmt werden kann, und daß der Verfasser von: „Das beste Bier im ganzen Nest“

---

*) Jrus war der Übername des Kunsthistorikers Wilhelm Lübke.

**) Robert, Bruder von Friedrich Eggers.

***) Otto Roquette.

ebenso bekannt ist wie der Dichter oder Nichtdichter des Uriel Acosta.

Ich komme erst Donnerstag den 28. nach Berlin zurück, weil heut die Ernte begonnen hat und vor Schluß derselben keine Pferde 'rausgerückt werden. Desto mehr bind' ich Dir mein Gesuch von neulich auf die Seele (ich habe ja dann nur noch drei Tage Urlaub) und rechne mit Bestimmtheit auf ein Vorfinden der Übersetzung bei Dir, wenn sie nicht Behm inzwischen seinen Lesern serviert hat. Dann muß ich mich freilich anderweitig 'rausschwindeln. Wenn Du an Storm schreibst, so grüße zunächst, leg' ihm dann ein Einsenden oder Mitbringen seiner lyrischen Beiträge fürs Jahrbuch dringend ans Herz, danke ihm, daß er's mit meiner Besprechung seiner nicht strenger genommen hat*) und notifiziere ihm schließlich, daß es meiner Frau und mir ein großes Vergnügen sein würde, ihn — falls er nicht vor dem 24. August in Berlin eintrifft — bei uns beherbergen zu können. Bis dahin (vom 10. oder 12. ab) haben wir Besuch. Bei dieser Einladung setz' ich natürlich voraus, daß Dein Wohnungswechsel Dir verbietet, ihn aufzunehmen. Doch erinnere ich mich, daß Du Dich in diesem Sinne äußertest. — Empfiehl mich allen Freunden und sei herzlich gegrüßt von Deinem

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 13. August 1853.

Sehr geehrter Herr!

Noch ganz unter dem Eindruck Ihres schönen Gedichts**) setz' ich mich nieder, um Ihnen zu schreiben und —

*) Siehe Brief vom 25. Mai S. 73.

**) „Abschied" Argo 1 S. 309. In dem Abdruck in Storms „Gedichten" fehlt die hier besprochene dritte Strophe, die die „Argo" bietet.

zu danken. Ich las es mit meinem Jungen auf dem Schoß, während so schöne frische Luft durchs Fenster wehte (ich wohne zum Glück drei Treppen hoch), wie sie Berlin nur irgend aufzubringen weiß. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wohl mir in dieser Zeit der fabrizierten Poesie Ihre wirkliche, herzgeborne und -gebotne tut. Um sofort aus Ihnen zu zitieren: Ihre Lieder sind „Pulsschläge Ihres Lebens", woran man — ohne ein besondrer Doktor zu sein — sofort herausfühlen kann, daß das Blut voll und gesund, ich möchte sagen deutsch, durch Herz und Adern geht, während die Lieder unsrer Dutzendlyriker nur die Pendelschläge zweier Beine sind, wofür unsre liebe Sprache den Ausdruck hat: einen Esel zu Grabe läuten. Wer dabei der Esel ist, die Lyriker selbst oder das Lied, das sie eben zusammenbimmeln, oder das Publikum, das ihnen andächtig — als wären es Kirchenglocken — zuhört, laß ich ununtersucht. — Doch nun wieder zu Ihrem Gedicht. Ich bin doch für die dritte Strophe und werde sie nur fortlassen, wenn Sie drauf bestehn. Die Deutlichkeit des Gedichts gewinnt dadurch außerordentlich. Wenn man nicht weiß, daß Theodor Storm in Husum lebt und auf dem Punkte steht, Schleswig zu verlassen; wenn man ferner nicht weiß, daß das Meer in der Nähe braust, daß der Dichter eine liebenswürdige Frau hat, die Constanze heißt, und vor vier Wochen seinen Jüngsten hat taufen lassen, so ist es nicht ganz leicht, sich sofort in einem derartig reichbelebten Gemälde zurechtzufinden. Und man darf Dinge nicht streichen, die für den Eingeweihten zwar fehlen dürfen, für das Verständnis des Draußenstehenden aber von Wichtigkeit sind. Sie antworten mir vielleicht: man schreibt eben für einen Kreis Ausgewählter und nicht für die Schafherde (die ihrem Leithammel folgt), welche sich „großes Publikum"

nennt. Aber das ist doch nur zum Teil richtig, und es ist mindestens unklug, wenn nicht geradezu verwerflich, der großen Masse vornehm den Rücken zuzukehren. Der Instinkt von Gevatter Schneider und Handschuhmacher ist ein viel feineres und beherzigenswerteres Ding, als unsre Odenschreiber (Platen) sich träumen lassen. Den kommenden großen Dichtern muß und wird es ein Fingerzeig sein, daß man ein Dutzend deutscher Novellisten über Eugen Sue und Konsorten vergessen konnte. — Um noch einmal auf diese dritte Strophe zurückzukommen: sie hat etwas vom Leitartikelcharakter und kann deshalb manchen wie Phrase berühren. Aber alles, was Phrase geworden ist, war anfänglich (in den meisten Fällen) eine Wahrheit, ein beherzigenswerter Grundsatz, und Scherenberg sagte mir einmal überaus fein: Dichter sein heißt, das Triviale wieder in seine ursprüngliche Schönheit einsetzen. Ich halte viel von dieser Definition, und dem nicht neuen Gedanken:

> Nennt nur das Leben eures Volkes Lüge
> Und die Begeistrung, die euch einst beseelt

haben Sie wieder zu seinem Rechte verholfen, ihm die poetische Weihe gegeben. Nachmittag haben wir Rütli. Ich freue mich sehr, Kuglern und Eggers (alles andre ist verreist) Ihren Brief vorlegen zu können. Ich werde Ihnen dann morgen gewissenhaft mitteilen, ob jene zwei auf Seite des Dichters oder des — Praktikus (Kritiker wär' ein zu gutes Wort) getreten sind.

Ihr jüngst eingesandtes Gedicht: „Am 24. Dezember 1852"*) gefiel mir recht gut. Ich fand es ein wenig tiftlig, konnte aber keine eigentlich schwache Stelle finden. Kugler bewährte sich hinterher wieder als der feinere Kritikus.

*) In Storms „Gedichten" unter dem Titel „Weihnachtsabend".

(Sonntag, den 14. August.)

Er meinte, die Grundempfindung sei überaus poetisch und um so allgemeiner ansprechend, als kaum irgendwer an „Waldbeibeljungen" vorübergegangen sei, der nicht mal Ähnliches empfunden habe. Aber einmal sei die Form etwas schwer („steifleinen", wie er sich ausdrückte). Und zweitens werde das ganze Gedicht durch das „Und ich entfloh'" über den Haufen geworfen. In solchem Falle kehrte man entweder um und gäbe dem frierenden Wurm einen Silbergroschen, oder man täte es nicht. Das erstre zu besingen sei prosaisch, das zweite — jämmerlich. („Mierig", sagte er auf gut berlinisch). Ich faselte als Entgegnung etwas von confessions, von dichterischer Beichte usw. Doch lacht' ich zuletzt laut auf und gab's unumwunden zu: er habe recht. — Ich glaube, daß das Urteil, welches Sie mir in Ihrem letzten Briefe mitteilten, auf etwas Ähnliches hinausläuft; nur ist es freilich feiner gefaßt.

Nun aber von Redaktions wegen. Wir denken, unmittelbar hinter Ihrer Novelle zwei Gedichte (vielleicht unter dem Namen „Tagebuchblätter" — was meinen Sie dazu?!) von Ihnen zu bringen, so daß sich Lied und Erzählung gleichsam ergänzen. Die beiden Lieder können keinen bessren Rahmen haben als Ihre Novelle, und diese wiederum empfängt durch jene Gedichte zwei Brillen- oder Vergrößerungsgläser, mit deren Hülfe es auch dem blöden Auge möglich wird, die feinen Linien der Novelle zu verfolgen. Diese beiden Gedichte sollen sein: „Im Herbst 1850" und „Abschied". Jenes hatten Sie vor Monaten die Freundlichkeit dem M e n s c h e n Th. Fontane zuzustellen. Sie haben vielleicht nichts dagegen, wenn der Redakteur gleichen Namens von seinem Menschentum und den Geschenken, die ihm dasselbe eingebracht, den möglichsten Vorteil zieht. Ihre Zustimmung vorweg angenommen,

fragen Kugler und ich ganz ergebenst an, ob wir statt der „Trikolore" nicht „Drei Farben" oder dergl. setzen können, wonach natürlich die korrespondierende erste Zeile zu ändern wäre. ...

Nun zum „Abschied". Ich las dies schöne Gedicht gestern nachmittag vor. Der Eindruck war, wie ich erwartete. Auch entschied man sich — ohne daß ich die Schleusen meiner Beredsamkeit aufgezogen hätte — für Beibehaltung der dritten Strophe, zu der Kugler ein kleines, aber nicht unwesentliches Amendement stellte, nämlich statt:

Nachrechnen, wo auch wir etwa gefehlt
. . . . wir Armen auch gefehlt

oder

wo durch Schwäche wir gefehlt
(Schwanken) usw.

Es ist uns dabei um Beseitigung des etwas prosaischen „etwa" zu tun. Ich fühle, daß unsre Korrekturen sämtlich schlecht sind, doch finden Sie gewiß mit Leichtigkeit das rechte Wort. Lehnen Sie sich in Ihrer Antwort gegen die ganze Strophe nach wie vor auf, so erledigt sich die Sache allerdings am schnellsten. — Ungleich wichtiger ist eine zweite kleine Ausstellung. Sie sagen — während Sie selbst der Gehende sind — „geht immer hin" usw. Natürlich versteh ich jetzt diesen Ausruf sehr wohl, doch ist er im höchsten Maße verwirrend, und nicht jeder Leser dürfte gleich uns — die wir einmal die Kenntnis Ihrer Geschichte und vor allem die Verehrung für Sie mitbringen — befähigt sein, nach zwei- oder dreimaligem Anlauf über diese Schwierigkeit hinwegzukommen. Es soll umgekehrt heißen „bleibt immerhin", was freilich matt und prosaisch ist, aber es wird Ihnen ein leichtes sein, eine andre Wendung für Ihren indignierten Zuruf zu finden. Das wäre alles. Halt, noch eins:

Du, deren zarte Augen mich befragen,
Der dich mir gab, gesegnet sei der Tag!

Wie verhält sich's hiermit? Die zweite Zeile — wenn ich recht verstehe — stünde wohl am besten in Parenthese. Man denkt sonst, diese zweite Zeile sei der Inhalt dessen, was die Augen fragen, und statt des ! müsse ein ? stehn*).

Für Husum, das meinen kleinen Jungen fast mehr erfreut als den Alten, dank' ich schönstens. Wir kriegen nun doch noch vielleicht ein Argobild und wenn überhaupt — so ein famoses, von Adolf Menzel. — In vier Wochen sind wir alle wieder beisammen. Wir freun uns sehr auf Ihr Kommen. Quartier finden Sie unter allen Umständen bei uns. — Mit meiner Gesundheit geht es besser, aber freilich noch immer nicht gut. Ich denke an eine italienische Reise. — Ihrer für den Druck der Gedichte so nötigen Antwort seh ich umgehend entgegen. Die zugesagten Aushängebogen Ihrer Novelle erhalten Sie, wie sich von selbst versteht. — Kugler und Eggers grüßen herzlich Sie und die Ihrigen. So tu ich.

Ihr Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 30. August 1853.

Sehr geehrter Herr und Freund.

Nur wenige flüchtige Worte, um Ihnen zu sagen, daß wir uns alle herzlich freun, Sie binnen kurzem hier zu haben.

---

*) Die beiden Gedichte wurden zusammen mit noch fünf anderen in die „Argo" (I S. 308 ff.) aufgenommen. Bei jenen blieb die ursprüngliche Fassung unverändert.

Herzlichen Dank für Ihre so überaus freundliche Einladung, aber — annehmen war unmöglich. Eggers tritt binnen zehn bis vierzehn Tagen einen längren Urlaub (ich glaube nach Nürnberg hin) an, und ich durfte meinem Zeitungschef nach einer mehr denn zweimonatlichen Abwesenheit mit keinem neuen derartigen Gesuche kommen. So denn also auf Wiedersehn hier!

Kugler hat inzwischen an Sie geschrieben und ist als dritter in den Bund derer getreten, die sich um Ihre Beherbergung reißen. Gegen Eggers stand ich um vier Wochen zurück, gegen Kugler bin ich um ebensoviel voraus. Nichtsdestoweniger bescheid' ich mich um Ihretwillen meines guten Rechts. Denn Sie werden es allerdings bei Kugler um ein Erkleckliches besser, auch gemütlicher haben, als ich's Ihnen bieten könnte. Ziehn Sie mich ohne Verdienst und Würdigkeit und auf Ihre Gefahr hin dennoch vor, so lassen Sie mich's vierundzwanzig Stunden eher wissen, damit ich das Gastbett aufschlagen und Sie am Bahnhof empfangen kann. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und hofft Sie willkommen heißen zu können, gleichviel für welchen von uns Sie sich entscheiden mögen. (Eggers bezieht am 1. eine kleinere Wohnung und scheidet aus der Zahl der Bewerber freiwillig aus.)

Ihre Gedichte sind heut zum Druck abgegangen. Gerade während Ihres Hierseins werden die Revisionsbogen von Novelle und Gedichten eintreffen.

Unsren nächsten „Rütli" machen Sie vielleicht mit? Das wäre sehr schön. Auf Wiedersehn zum Schluß der Woche! Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Witte.

Berlin, d. 3. Oktober 1853.

Mein lieber Witte.

Dein Brief hat mir eine große Freude gemacht, nicht nur als Lebenszeichen überhaupt, sondern ganz besonders seiner Frische und Fülle halber. Es ist doch ein eigen Ding um das Reisen. Alles eingefrorene Wesen schmilzt, und die Steifheit, innerlich und äußerlich, macht einer Geschmeidigkeit Platz, als hätte man sich allabendlich mit Ol: Lumbricorum eingerieben. Auch Du trugst Dein Stück (Wer tut es nicht?) Philisterium mit Dir herum, und Deine Briefe waren gelegentlich weisheitzopfig. Diese drei Monat aber haben Dir den Chinesenschmuck genommen, und Du läufst zwischen Deinen Zeilen so munter, so natürlich-nackt umher wie die Jungens bei Lutze und Tichy *). Bleib in dem Kostüm, namentlich auch wenn Du Dich an die Arbeiten machst, von denen Du zum Schluß Deines Briefes sprichst. Was wird's denn? Hast Du den Oranien wieder aufgenommen? (ich denke, Du ließest ihn; Gründe nächstens, wenn Du sie forderst) oder ist Dir was Neues in den Weg gelaufen? Was es auch sei, nimm Dich zusammen. Es hat nun die Stunde für Dich geschlagen, und Entschuldigungszettel werden von der Schulmeisterin Kritik nicht mehr angenommen. Ich bedaure keinen Augenblick, daß Du bis dato zu keinem mußevollen Anspannen Deiner ganzen Kraft, vielmehr nur immer zu einer Art Extemporaleschreiben gekommen bist. Du hast dabei das gelernt, was in der Dichtung überhaupt zu erlernen ist. Ich schrieb Dir vor Jahren: bringe Beckers Weltgeschichte oder Puchtas Pandekten in Verse; erheuchle keine Gefühle (denn das ruiniert) und mache Dich so viel wie möglich an den

*) Berliner Badeanstalten.

formellen Teil unsrer Kunst; beherrsche die Technik. Du hast's getan, und wenn immer Du kein Platen, Rückert und selbst kein Lepel bist, so kann man doch mit gutem Gewissen von Dir sagen: Du verstehst Deinen Vers zu machen. Aber nun, mein lieber Witte, geht's weiter. Und wunderbar: so viel das ist (wenn man's vor sich hat), was Du jetzt überwunden hast, so wenig ist es doch wieder, und es fehlt dem besten Techniker, wenn er weiter nichts ist als das, eben noch alles — es fehlt der Dichter. Zeige jetzt, ob Du auch das bist, das in Dir hast und aus Dir entwickeln kannst. Hüte Dich vor Reminiszenzen, vor dem Nachpfeifen andrer Klänge und Weisen. Es gibt nur ein Präservativ: das eigentliche Dichtertum selbst, den Beruf. Hier ist der Probierstein. Wer Gedichte macht (gleichviel ob lyrisch, episch oder dramatisch, wiewohl es in der Lyrik am schlimmsten ist), wird immer in die Tonart eines Vorgängers verfallen. Das echte Talent ist immer selbständig. Suche die Muse nicht; warte ab, bis sie Dich sucht. Die Zeit der Exerzitien ist vorbei. Wir verlangen jetzt Gedichte von Dir. Aber Gedichte verlangen ein volles Herz, die wärmste Hingabe. Habe das, und Du wirst auch Deinen eignen Weg, Deinen eignen Ton gefunden haben. Genug davon. Ich habe diese Dinge mit Theodor Storm (Verfasser der Sommergeschichten; Du kennst ihn wohl aus meiner Anthologie) jetzt oftmals durchgesprochen und im Hineinschaun in die Werkstatt eines bedeutenden und bewußten Talents (wie Storm es ist) erst wieder recht fühlen gelernt, welche ernst und schwere Sache das Versemachen ist. Die stumpfe Masse, die den Bombast liebt, läßt sich nichts träumen davon.

Also Storm war hier, fast vier Wochen, die er bei Kugler (Strohwitwer seit einem Vierteljahr) verlebte. Das gab schöne, anregende Tage und eine Fülle, für die

hier kein Raum ist. Er wird einer der unsern, verläßt Husum und geht nach Potsdam. Wir bedauern es, ihn nicht unmittelbar unter uns zu haben.

Diese „Uns“ oder „Wir“ sind Kugler, Bormann, Merckel, Lepel, Eggers, Adolf Menzel (P. P. Rubens), Paul Heyse und ich. Heyse kehrt morgen mit den Kuglerschen Damen zurück; vier Wochen war er in Dürkheim (Rheinpfalz). Wir sind unendlich gespannt auf ihn. Die vorstehenden acht bilden die Besatzung der Argo und nennen sich Argonauten. Wir versammeln uns alle Sonnabend; es geht reihum. Die Argo erscheint innerhalb der nächsten vierzehn Tage. Ich denke, Du wirst nicht unter den letzten Käufern sein. Mit Freiexemplaren (jeder eins) steht es so schlecht, daß ich auf „freundschaftliche Überreichung“ verzichten muß. Bin sehr neugierig, was Du zu dem Buche sagen wirst. Eins ist es gewiß — anständig. Die Langweiligkeit, die damit so leicht Hand in Hand geht, ist, so weit ich's beurteilen kann, glücklich vermieden. Doch über ein Kleines magst Du selber urteilen.

Auf Paul Heyse freuen wir uns sehr. Italien und die Jahre haben hoffentlich jene Schnabbrigkeit beseitigt, die für alte Knaben gelegentlich verletzend war. Seine Taschen sind voller Arbeiten, meist Dramatisches. Seine Novelle „La Rabbiata“ (in unserm Buch) ist ein kleines Meisterstück, wie „Die Brüder“.

Gestern war Tunnelanfang. Glänzend. Eine kapitale Eröffnungsrede Immermanns*); dann ein Aufsatz Zschokkes (v. Orelli) über Scherenbergs „Waterloo“. Wie der Aufsatz war, magst Du daraus abnehmen, daß Bormann, der die ganze Arbeit mit Entrüstung (in einer fulminanten Rede) verwarf, hinterher mir sagte: „Ich gebe gern zu,

*) v. Merckel.

daß ich in meinem ganzen Leben nicht soviel neue, frappante Gedanken gehabt habe, wie dieser Mensch in seinem Aufsatz niedergelegt hat, mais — malgré cela!"

Lepel ist seit acht Tagen da. Wir sehen der Aufführung seines „Waldemar" entgegen. — Die Kreuzzeitungspartei (im Tunnel) scheint sehr unten durch.

Bei Schachts waren wir vor drei bis vier Wochen. Freundlicher Empfang wie immer; beide Damen recht munter. Frl. Anna erzählte von Franzensbad (?), von den englischen Stunden, die sie ihrem Vater gegeben habe, und von ähnlichem Verdienst (à 2½ Sgr.) den Brüdern gegenüber. Interna wurden natürlich nicht berührt, so daß der Berichterstatter wegen Stoffmangels und durchdrungen davon, daß Erfindung zu Mißverständnissen führen könne, lieber abbricht.

Emilie ist weniger krank als angegriffen. Sie erwartet innerhalb vier Wochen ihre Niederkunft. Nach diesem wird das Geschäft geschlossen. Ich wünsche von Herzen, daß Emilie diesmal leichter drum rum kommt als die vorigen Male; solchen Strapazen ist sie nicht gewachsen. George ist unsre ganze Freude; nichts weniger als hübsch, aber überaus drollig, gutherzig und im großen ganzen auch liebenswürdig. Alle Mittage nennt er die Bilder und zuletzt, auf Dein Daguerreotyp zeigend, ruft er: Witte! Mitunter ist er schlecht auf Dich gestimmt und mit der Hand über Dein Gesicht fahrend, droht er: hauen, hauen! Emilie sagt dann: „Das ist recht, hau' ihn tüchtig, den Geizbock, hat dir nichts zum Geburtstag geschenkt." So geht die Erziehung weiter.

Nun noch eins. Ich arbeite jetzt an Zusammenstellung eines großen Werks: Volksgeist und Volksleben in seinen (des Volks) Inschriften. Dies ist nicht etwa der Titel, sondern nur die Sache. Ich suche nun Stoff. Allerhand

Schritte und Vorkehrungen sind bereits getan, doch vorläufig nur innerhalb der Provinz Brandenburg. Ich ersuche Dich dringend, in Rostock eine Art Filial zu errichten und dort in meinem Interesse zu sammeln. Nicht Du selbst. Was ich Dir zumute, sind nur ein halbes Dutzend Briefe oder Visiten bei Rostocker (und Umgegend) Geistlichen. Die Inschriften hierzulande, wenn man sie als einen Ausdruck des Volksgeistes (im Gegensatz zu den gelehrten Inschriften an Museen, Bibliotheken usw.) faßt, finden sich nur in Kirchen und auf Kirchhöfen. Dahin hab' ich Augen und Schritte zu richten. Steh mir nach Deiner Kraft bei. Volkslieder haben wir gesammelt; dies kann eine Sammlung von Volkssprüchen, Sentenzen, Epigrammen werden. Nur das Gemeine (Zotige; kommt nämlich öfter vor) und absolut Dumme ist ausgeschlossen. Das wirklich Poetische, das Derbe, Kernige, der Humor und Witz, auch Kuriosa sind überaus erwünscht. Plattdeutsches sehr willkommen. Als einen Nachtrag denk' ich die Grabinschriften berühmter Männer zu geben, die (wenn von Fachdichtern herrührend) eigentlich nicht hieher gehören, aber ein allgemeines Interesse haben und sich paßlich anschließen. Leb' wohl.

Dein Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 6. Oktober 1853.

Lieber Storm.

Gestern erst machte mir Ihr Bruder die Freude seines Besuchs und übergab mir Ihre Zeilen. — Ihr Bruder scheint ein prächtiger Mensch, ganz Woldsen*)-Storm und ganz Schleswig-Holsteiner. Selbst seine Hypochondrie

*) Storms Mutter war eine geborene Woldsen. Dies wurde auch sein dritter Vorname.

kleidet ihn, und die Tränen im Auge, mit denen er über sein unglückliches Land spricht, könnten ein härtres Herz rühren, als ich zu besitzen die Ehre habe. Nichsdestoweniger denk' ich: man muß sich 'rausrappeln; man muß den Kopf oben behalten, was ins Stormsche übersetzt ohngefähr heißen würde:

Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen*).

Vielleicht trifft sich's, daß ich Ihren Bruder, noch eh' Sie selber zu uns zurückkehren, mal bei mir sehe.

Die zwei Druckbogen mit Ihrem „Grünen Blatt" würd' ich beilegen, wenn ich außer jenem auf schlechtes Papier gedruckten Argo-Exemplar (das Sie kennen) noch irgend was Dahingehöriges besäße. Unser Buchhändler fängt nämlich an, je näher der Zahlungstermin kommt, desto unkulanter zu werden, so daß er allerhand kleine Wünsche, die ich laut werden lasse, ignoriert. Liegt Ihnen aber ganz besonders am Besitz dieser zwei Bogen, so spendier' ich das, was ich habe.

Für die vier Jahrgänge des Schleswig-Holsteinischen Volkskalenders**) meinen schönsten Dank. Ich las gleich gestern tüchtig darin, und allerhand Dinge drängten sich mir dabei auf. Im großen ganzen (Sie wissen, wie sehr ich Ihr Land und Volk und jeden charakteristischen Ausdruck beider liebe) machen die Bücher keinen günstigen Eindruck. Ob der Stoff dünn geflossen ist, oder ob die Redaktion ungeschickt war, laß ich dahingestellt sein. Wenn

*) Aus Storms Oktoberlied Str. 3.

**) K. L. Biernatzki: Volksbuch für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Kiel und Altona 1844 f. 1850 erschien ebenda eine neue Ausgabe unter dem Titel: Szenen und Geschichten aus Schleswig-Holstein. Vgl. Paul Schütze, Theodor Storm (Berlin 1887) S. 80 f.

ich mir z. B. die historischen Aufsätze betrachte, so muß ich sagen: sie sind weder historisch noch poetisch interessant. Um jenes zu sein, dazu sind die Dinge zu klein, zu ungewichtig, und fürs poetische Interesse entbehren sie teils der Details, teils alles Reizes und Geschicks der Darstellung. Z. B. Jahrgang 1846 „Fehmarnscher Heldenmuth". Ja, wie die Sache da liegt, ist sie kaum so interessant wie eine detaillierte Wirtshausprügelei. Solche Balgereien hat es überall gegeben, und sie werden erst von dem Augenblick an etwas, wo sich der rechte Mann darüber her macht. Dieser „rechte Mann" fehlt aber in den Büchern. „Hörnum auf Sylt"*) — was wäre das für ein Stoff in Händen eines Dichters gewesen! Das hätte man, bei rechter Darstellung, mit aufgerissenen Augen wie die Bürgersche Lenore hören oder lesen müssen. So ist es nichts, zum Schluß hin sogar eine bare Albernheit. — Was Ihre Beiträge angeht, so hab' ich mal wieder recht gefühlt, wie wichtig es ist, wo man steht. Ich kann mir für Sie nicht leicht einen schlechtren Platz denken. Sie wissen, wie sehr ich Ihre Sachen liebe, aber ich habe das bestimmte Gefühl davon, daß ich — wenn ich Ihre erste Bekanntschaft in diesem Kalender gemacht hätte — ruhig über die Sachen hinweggegangen wäre. Ein feiner Kopf braucht — wie der witzige — eine ihm verwandte Umgebung, um sich als er selbst zu zeigen. Wenn ein dummer Mensch etwas Kluges sagt, glaubt man nicht recht daran. Sie irren in dem Buch umher und können nirgends ein paßliches Unterkommen finden.

Seit vorgestern sind die Kuglerschen Damen wieder da, seit gestern Paul Heyse. Ich traf heute die ganze

*) Das unheimliche Dünenland Hörnum und dessen einstmalige Bewohner von C. P. Hansen.

Gesellschaft. Ist doch ein reizender Junge, dieser fahrende Schüler. Bin sehr gespannt, wie Sie ihn beurteilen werden, denn er ist keineswegs nach jedes Geschmack. Merckel liebt ihn gar nicht sehr. Man muß seiner Genialität vieles zugute halten und tut's. Wer aber diese Genialität bezweifelt, mißt begreiflicherweise mit einer Elle, die dann dies und das zu kurz befinden läßt. Man muß bei ihm gar nicht messen, sondern blind hinnehmen. Von Ihren beiden ersten Argogedichten ist er überaus eingenommen, vom „Grünen Blatt" weniger. Es scheint doch, als ob unsre Bedenken gegen den Schluß allgemeiner geteilt würden. — Seit fast acht Tagen ist auch Eggers da, sehr entzückt von seiner Reise, namentlich von Brüssel und Antwerpen. Der Faden seiner Reisebeschreibung (im Rütli) wird durch Heyses Dazwischenkunft und dessen italienische Ausbeute wohl abgeschnitten werden. — Von Zeit zu Zeit les' ich in Ihren acht Mappen, bis jetzt Brinckmann und Röse*); beides sehr interessant. Solche Briefe wie die Brinckmannschen werden heutzutage nur selten noch geschrieben. Sie erinnern an das, was sich die Hainbündler und später die Romantiker (einzelne wenigstens) mitteilten. Die Leute von heut sind lukrativer: wenn man sich derlei Dinge zurechtgelegt hat, so macht man einen Aufsatz daraus, den man sich mit zehn Talern preußisch bezahlen läßt. Briefe fuchst man jetzt zusammen, ich mit, wie figura zeigt. Dennoch, glaub' ich, sind diese Fuchsereien ein Schritt weiter. Ein Brief soll keine Abhandlung, sondern der Aus- und Abdruck einer Stimmung sein. Dem kommen wir näher. Doch ich aufsätzle selber. Herzliche

---

*) Der plattdeutsche Dichter John Brinckmann (1814—70). Über Röse vgl. die Note zu S. 100.

Grüße von meiner Frau und mir und den Wunsch, Sie bald wieder zu sehen.

Ihr Th. Fontane.

Ihre freundlichen Grüße auf das herzlichste erwidernd, ersuche ich Sie, mich Ihrer lieben Frau zu empfehlen und ihr zu sagen: daß wir uns alle unendlich auf ihre Bekanntschaft freuen. Küssen Sie Ihre Kinder.

Emilie Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 11. Oktober 1853.

Lieber Storm.

Sie kennen mich schlecht, wenn Sie einen Augenblick gedacht haben, daß Ihre ersten, mir durch Ihren Bruder Otto überbrachten Zeilen etwa nicht ausreichen würden, mich zu einem vier Seiten langen Briefe mit dicht beschriebenen Rändern zu veranlassen. Ein solches Manuskriptchen ist denn auch wirklich heut vor acht Tagen an Sie abgegangen, wird aber schwerlich jemals in Ihre Hände gelangen, da es die Aufschrift „Hamburg p. adr. F. H. Scherff" trug und vermutlich bereits eines grausamen Feuertodes gestorben ist. Meine Frau betrauert neben einigen Grußesworten, die sie für Sie und Frau Constanze beigefügt hatte, namentlich den nutzlosen Verlust von drei Silbergroschen und wird voraussichtlich die Aufschrift dieses Briefes der allerstrengsten Kontrolle unterwerfen*).

Schreit' ich heute zunächst zu direkter Beantwortung Ihrer Zeilen. Daß Sie nun wieder mit Frau und Kind zusammen sind, hat allgemeine Freude hervorgerufen. Die Frauen waren durchaus gerührt, und jede einzelne (die Kugler, die Merckel und die meinige) brach komischerweise in denselben Ausruf aus: na, das ist recht! — Ihre Grüße

*) Der Brief ging nicht verloren. Es ist der vom 3. Okt. 1853.

an Kugler sind bestellt. Was Sie, vertraulich, über die herzensgute Frau v. Merckel äußern, hat mich sehr amüsiert. Ich denke aber doch, Sie haben unrecht. Einmal sollte man sich durch so gutgemeintes Gekohle wohl nicht verstimmen lassen, dann — und das ist die Hauptsache — hatten Sie's wohl verabsäumt, sie über Ihre eigentlichste Situation ins klare zu bringen. In letzter Instanz hängt es doch, rund heraus gesagt, lediglich davon ab, wie viel Staatsschuldscheine und Banknoten man in der Tasche hat, und Worte, die Ihnen halbkomisch erscheinen mußten, wären z. B. mir gegenüber völlig am Platze gewesen.

Ihre politische Entrüstung wartet noch auf Reim und Rhythmus, um uns mit fortzureißen, denn die bloße Tatsache packt uns nicht mehr. Wir sind nach der Seite hin abgebrüht. „Alles schon dagewesen" — sagt Ben Akiba. Sie wissen, wie preußisch und wie loyal ich bin, aber ich kann mir's nicht verhehlen, daß man mit der demokratischen, ja sogar mit der konstitutionellen Partei unsres Landes um kein Haar besser verfahren ist. Was nicht gouvernemental ist, ist bescholten.

Dieses politische Intermezzo führt mich auf Ihren Bruder. Ein prächtiger Mensch, mit dem Sie, meines Erachtens, überall Staat machen können. Seiner Einführung bei Kuglers wird kein Strohhalm im Wege stehn. Nur fürcht' ich, er wird nicht wollen. Das überall eingewurzelte Vorurteil gegen preußisches Wesen und Berliner Geheime Räte scheint auch ihn zu erfüllen. (Ist es denn so schlimm mit uns?!) Dazu ist er Hypochonder und durch das Schicksal, das seine Heimat betroffen hat, in einer Weise alteriert, wie ich's kaum je an einem jungen Gemüt beobachtet habe. Wir würden ihn bitten, nächsten Sonntag bei uns zu essen, aber meine Frau ist sehr hin und wird durch jeden Besuch aufs höchste angegriffen. So

läßt sie sich denn auch bei Ihnen entschuldigen und bittet Sie, es nicht für Ungastlichkeit hinzunehmen, wenn sie mit Ihrer Einladung zurückhält. Es kann eben jede Nacht losgehn.

Frau v. Merckel war gestern bei uns. Illaire*) hat ihr gesagt, daß das bewußte Schreiben schon seit (jetzt) fast vierzehn Tagen aus dem Kabinett des Königs heraus und dem Justizministerium zurückgestellt sei. Sie können es also tagtäglich erwarten.

Menzel äußerte sich neulich sehr befriedigt durch Ihre Sachen, doch ließ er es bei allgemeiner, wiewohl augenscheinlich aufrichtiger Anerkennung bewenden. Ich werde nächstens das Gespräch darauf zurückführen. — Nun noch zwei Wünsche. Sie wissen, daß ich über Klaus Groth (der übrigens, wie ich erfahre, in der Augsb. Allg. Ztg. des breiteren besprochen worden ist) einen Aufsatz schreiben möchte, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir das Biographische verschaffen könnten. — Dann entsinnen Sie sich wohl meines projektierten Inschriftenwerkes. Wär' es Ihnen nicht möglich, durch ein Wort oder auch eine Zeile hie und da meinen Zwecken Förderliches flüssig zu machen? Namentlich Plattdeutsches wäre mir unendlich erwünscht. Ein Paar brauchbare Zeilen hab ich in den Kalendern gefunden. —

In den letzten acht Tagen hab ich die Mehrzahl der Mommsenschen**) Briefe gelesen. Sie sind reizend, aber

---

*) Geheimer Kabinettsrat Friedrich Wilhelms IV.

**) Wohl Theodor Mommsen, Storms Landsmann. Bekannt ist, daß die beiden zusammen mit Mommsens Bruder Tycho im Jahre 1843 das „Liederbuch dreier Freunde" herausgaben. Die Briefe befanden sich in den im vorhergehenden Brief erwähnten Mappen. Im Jahre 1848 redigierte Mommsen in Rendsburg die „Schleswig-Holsteinische Zeitung".

ich habe ein vages Gefühl davon, als ob Sie sein Talent überschätzten. Ich will mal wieder, auf die Gefahr hin, trivial zu werden, eine allgemeine Bemerkung machen. Geistreiche, witzige, zungen- und federfertige Menschen imponieren einem tiefpoetischen Naturell, das aber aller improvisatorischen Gaben, aller Flinkheit in Leben und Kunst entbehrt, sehr oft und bestimmen es, weil es in Suade und Witzen und geistreichen Einfällen und mehr pikanten als wahren Anschauungen nicht mit kann, sich für geringer und kleiner zu halten, während solch „fixer Kerl" doch eigentlich nur der Mann ist, der mit seinem einen lumpigen Dukaten den ganzen Reiter zu übergolden versteht. — Mommsen nennt sich selbst ein Redaktionsgenie, und das scheint er zu sein. Aber all das andre schmeckt doch mehr nach Heine als wie nach einer originalen Natur. Halten Sie mal den einfachen Mörikeschen Brief daneben! Vielleicht bin ich Partei, weil ich im innersten Kern die Richtung nicht leiden kann, die Mommsen in Politik und Religion zu verfolgen scheint.

Nun herzlichen Gruß an Sie, lieber Storm, und alle die Ihrigen, groß und klein, von Ihrem

Th. Fontane.

An Friedrich Eggers.

Herbst 1853.

Lieber Eggers!

Beifolgend Deine beiden Balladen, von denen mir namentlich die zweite, je mehr ich mich damit beschäftige, auch mehr und mehr gefällt. Meine Korrekturen und Vorschläge berühren eigentlich nur Unwesentliches. Vielleicht findest Du Dich am Sonnabend (Vormittag) in meiner Stadtwohnung ein, und wir besprechen dann das Weitere.

Ich gedenke nämlich morgen schon Bethanien*) zu verlassen, weil ich mich heute schnöde geärgert habe. Man las mir über mein vieles Besuchempfangen und Besuchemachen in der Stadt geradezu den Text, so daß ich gebunden war, die lange nicht exekutierte Rolle eines „dummen Jungen“ zu spielen.

Hieran knüpf' ich eine dringende Bitte. Ich sollte hier nichts bezahlen, will aber jetzt unter allen Umständen keine Gefälligkeit annehmen. Dazu brauch' ich begreiflicherweise Geld und frage hiermit bei Dir an, ob Du mir die Summe von Behm, vielleicht auch die vom Centralblatt*) baldmöglichst verschaffen kannst. Leider fürcht' ich, daß im günstigsten Falle mehr als eine Woche darüber hingehn wird. Dennoch ist mit jedem Tag Beschleunigung etwas Wesentliches für mich gewonnen.

Fordre doch Behm auch auf, was er nicht zu drucken gedenkt, mir zurückzuschicken. Ich kann's jetzt vielleicht mit guter Manier hier (im Feuilleton der Zeit)**) anbringen.

Schreibst Du an Zarncke, so hab' ich auch noch einen aparten Wunsch. Ich schickte nämlich vor fast einem Vierteljahr einen mindestens eineinviertel Druckbogen starken

---

*) Ein Krankenhaus in Berlin, an dem Th. F. 1848/49 die pharmazeutische Ausbildung von Pflegerinnen leitete. Ges. Werke II, 3, S. 270 f. Im Sommer und Herbst 1853 war er dort wiederum vorübergehend tätig.

**) Th. F. lieferte für das von Friedrich Zarncke im Jahre 1850 begründete „Literarische Centralblatt“ eine Reihe von Rezensionen über belletristische Literatur. Wenn sie auch nicht seinen Namen tragen, so sind sie unschwer als seine Schöpfungen zu erkennen. Der Jahrgang 1853 z. B. enthält eine unzweifelhaft von ihm verfaßte Kritik über Scherenbergs 1852 erschienenes Epos „Leuthen“, eine zweite über O. F. Gruppes Musenalmanach von 1853 sowie andere Beiträge.

***) Die „Zeit“ war neben der „Preußischen Zeitung“ Organ des Ministeriums Manteuffel. Vgl. Ges. Werke II, 6, S. 1.

Aufsatz (infolge von Bestellung) an Biedermann und seine „Deutschen Annalen" *). Ich habe über das Schicksal des Aufsatzes nichts gehört. Wenn er nicht verloren gegangen ist, so muß er jetzt gedruckt sein, und Zarncke kann Dir vielleicht sagen, wohin ich mich wegen des Honorars zu wenden habe. Ich habe wohl an 50 Taler auszustehn, und dabei verkommt man fast.

Verzeih, daß ich Dir mit diesen Geschichten in den Ohren liege, aber ich kann nicht anders. Vielleicht kannst Du mir auf diese Zeilen mit irgendeinem Trostwort antworten. Dann tu' es noch heut; ich habe dann Deinen Brief morgen mittag. Besuche kann ich unter den obwaltenden Umständen weder machen noch annehmen. Vergiß auch ja nicht die plattdeutschen Gedichte, auf die ich mich ganz besonders freue, und die zwischen Eider und Oder unser Buch mehr empfehlen werden als vieles andre.

Heut früh war ich bei Kugler, um Abschied zu nehmen. Ich war gestern zu angegriffen, um noch zu kommen.

Dein Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 5. November 1853.

Lieber Storm.

Bei Übersendung der Röseschen Jeremiade, die vor zwei Stunden eintraf, auch einige Worte in Beantwortung Ihrer letzten freundlichen Zeilen.

---

*) Von diesen „Annalen zur Kenntnis der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit" erschien nur ein Band. Die Zeitschrift zog ihrem Herausgeber, dem bekannten Leipziger Publizisten und Historiker (1812—1901) eine Untersuchung zu, die ihn die Professur an der Universität kostete und ihm einen Monat Gefängnis eintrug. Sie enthält (S. 353 f.) einen längeren, anonym erschienenen, sehr bemerkenswerten Aufsatz Th. F's. „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848".

Daß wir Sie nun binnen wenig Tagen wieder hier haben werden, freut uns alle aufrichtig, und die Rütli- und Tunnel-Tage werden an Reiz gerade noch um so viel wachsen, wie überhaupt möglich ist. Andrerseits werden Sie manches anders finden als damals, wo Kuglers Junggesellentum in der Blüte der Liebenswürdigkeit stand. Versteht sich, soll damit nichts gegen die Damen gesagt sein, die jetzt wieder an alter Stelle schalten und walten, aber von jener Heiterkeit und Ungeniertheit, die damals die Kuglerschen Mittagstische charakterisierte, kann jetzt kaum noch die Rede sein. Vielleicht hab ich nicht ein Recht darüber mitzusprechen, denn ich urteile nur vom Hörensagen, weil ich seit fünf Wochen nur einmal (auf eine halbe Stunde) dort war. Auf der andern Seite ist gerade dieser Umstand besonders bezeichnend. Paul Heyse ist jetzt Ministerpräsident, und ich denke mir, es wird von Ihrer Stellung zu ihm abhängen, ob Sie das Kuglersche Haus zum Guten oder Schlechten verändert finden werden. Da er mit dem höchsten Respekt von Ihrer Lyrik spricht, so ist es möglich, daß seine Liebenswürdigkeit — bei Ihrem Besuch — alle Segel aufsetzt, und dann werden Sie nicht widerstehn können. Er ist in der Tat ein Liebling der Grazien, sein ganzes Wesen ist Reiz. Wenn er spricht, ist mir's immer, als würden reizende Nippsachen von Gold und auch von Bronze, aber alle gleich zierlich gearbeitet, über den Tisch geschüttet. Man sieht hin, das Auge lacht über die bunten Farben und schönen Formen, und ein unwillkürliches Ah! ringt sich von der Lippe. Ereignet es sich, daß Sie gegenseitig ein lebhaftes Gefallen aneinander finden, so wird Ihnen Friedrichstraße 242 reizvoller erscheinen denn je. Doch, ich weiß nicht, ich glaube nicht recht dran.

Die kleine Grabschrift ist reizend und ich danke dafür.

Nur mehr! Auf das Fedderſenſche*) Buch freu' ich mich ſehr; die Inſel Sylt und namentlich Alt-Rantum beſchäftigen mich ohnehin ſeit Wochen. — Über Groth iſt noch nichts eingegangen. Dabei beiläufig, wenn die Mommſenſchen Briefe ein getreues Bild geben, muß der Müllenhoff**) (der auf den Groth Beſchlag gelegt zu haben ſcheint) ein unausſtehlicher Kerl ſein. Noch ein zweites à propos: die Rezenſion Wienbargs über Mommſen (die ich noch nicht geleſen hatte, als ich neulich ſchrieb) iſt mir wie aus der Seele geſchnitten. Und nun zum dritten, ad vocem Rezenſion. Im Familienbuch des Lloyd***) ſtand neulich über „Immenſee" folgendes: „Dies auf ſechzig Seiten gedruckte kleine Märchen beanſprucht wohl kaum einer Hausbibliothek einverleibt zu werden; dennoch wird es der Leſer nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legen." Hätt' ich Bleiſtift bei mir gehabt, ſo hätt' ich in einer kurzgefaßten Marginalbemerkung und zwar durch das einfache Wort „Eſel" meinem gepreßten Herzen Luft gemacht. Wenn das ſo fortgeht, wird es bald eine Schande ſein, irgendwo gelobt zu werden.

*) Friedrich Fedderſen: Beſchreibung der Landſchaft Eiderſtedt. Mit einer geſchichtlichen Einleitung und ſtatiſtiſchen Nachrichten. Altona (1853).

**) Karl Müllenhoff (1818—84), der berühmte Berliner Germaniſt und Altertumsforſcher, der damals noch an der Kieler Univerſität lehrte. Er machte für den im Herbſt 1852 zuerſt erſchienenen „Quickborn" ſeines Freundes Klaus Groth eifrig Propaganda, indem er das Buch in verſchiedenen Zeitungen pries. Später (1854) ſchrieb er für die in der Sammlung vereinigten plattdeutſchen Gedichte ein Gloſſar und eine Einleitung, 1856 ein Vorwort für hochdeutſche Leſer und eine Orientierung über Land und Volk von Dithmarſchen. Vgl. Wilhelm Scherer: K. Müllenhoff, ein Lebensbild, Berlin 1896, S. 93 ff.

***) Illuſtriertes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreiſe, hrsg. vom Öſterreichiſchen Lloyd. 3. Jahrg. Trieſt 1853.

Die Rezension Röses*) scheint mir in mannigfacher Beziehung schwach. Da Sie so bald hier eintreffen, werd' ich Ihre Ankunft abwarten, bevor ich mich bemühe, ein Feuilleton dafür ausfindig zu machen.

Der falschadressierte Brief ist vor acht oder vierzehn Tagen hier wieder eingetroffen und steht nachträglich zu Diensten. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und all den Berg hinunter rutschenden Damen (ein Situation, die hier teils beneidet, teils zu schlechten Witzen ausgebeutet wird) aufs angelegentlichste. So tu ich und bin in der Hoffnung, Sie bald zu sehn. Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Mittwoch. (Undatiert. c. Spätherbst 1853.)

Lieber Storm.

Soeben erhalt' ich Ihre Zeilen. Zunächst mein aufrichtiges Bedauern darüber, daß es mit Ihrem Wohlbefinden nicht nach Wunsche geht. Ich kann die Verstimmung darüber mitempfinden, weil ich aus Erfahrung weiß, wie schrecklich es ist, wenn der Körper, wie ein rebellischer Fabrikarbeiter, jeden Tag drei Stunden vor Feierabend zur Arbeitseinstellung schreitet und partout nicht von der Stelle will. Gott besser's!

Die Kuglerschen Salons öffnen sich gegen acht. Vorher existiert kein Unterkommen, weder bei Kuglers noch bei irgendeinem andern Argonauten; denn alles steckt im furchtbarsten Trubel und ist durch Rollelernen, Stellungen-

*) Der schon oben S. 91 und im Anfang des Briefes genannte Röse hieß Ferdinand mit Vornamen. Er war ein Freund Emanuel Geibels und wie dieser älterer Schulgenosse Theodor Storms in Lübeck. Er war ein vielversprechendes Talent, verdarb aber früh. Vgl. über ihn Carl C. T. Litzmann: Emanuel Geibel, Berlin 1887, S. 67 f., 77 f., und Paul Schütze: Theodor Storm, S. 47 f., 54 f.

machen, Kostüme- und Unterröcke-Anprobieren durchaus ab-sorbiert. — Mich könnten Sie haben, aber ich armes Vieh muß en suite bis sechs Uhr Stunden geben und habe dann nur eben noch Zeit genug, mich anzuziehn und einen Bissen zu essen.

Vakant von uns allen ist, soviel ich weiß, nur Lepel. Ich schreib an ihn. Suchen Sie ihn auf, vielleicht von drei Uhr ab. Er wird sich freuen, Sie näher kennen zu lernen. Gegen sieben brechen sie dann gemeinschaftlich auf und kutschieren zu Kuglers. Er wohnt Magazinstraße 16 (nur mit Hülfe einer Droschke zu erreichen!).

Tausend herzliche Grüße an Sie und Ihre liebe Frau, die ich bedaure, morgen abend nicht im Wettkampf mit den Schönheiten des Abends zu sehn.

Von meiner Frau kann ich keine Grüße bestellen. Sie ist nämlich schon seit sechs Stunden bei Baeyers, wo heut Generalprobe stattfindet. Mein unglückliches Ehegespons spielt die Rolle der „Dorothea" in Kuglers „Tatarischer Gesandtschaft" *). Und nun genug.

Wie immer Ihr Th. Fontane.

In meinen Zeilen an Lepel heißt es: Sie hätten den Wunsch, ihn aufzusuchen und würden, wenn überhaupt, so zwischen drei und vier bei ihm sein. Ihr

Th. F.

An Theodor Fontane.

Berlin, d. 21. Dezember 1853.

Lieber Storm.

Ihren — vermutlich nach dem Potsdamer Kalender — am 22. geschriebenen Brief bin ich so glücklich, schon am 21. beantworten zu können. — Zunächst sprech' ich mein Bedauern aus, daß ich Sie letzten Sonntag am Bahnhof

*) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig". Ges. Werke II, 3, S. 32.

verfehlt habe; meine Frau und ich kamen zehn Minuten zu spät. Wir würden freilich außerstande gewesen sein, Sie „auf allen Ihren Zügen“ zu begleiten, da eine Lepelsche Einladung auf Sonntag abend schon mehrere Tage vorher von uns angenommen worden war — aber wir hätten doch wenigstens Gelegenheit gefunden, Sie und Frau Constanze zu begrüßen, sowie den berühmten Berliner Weihnachtsmarkt gemeinschaftlich zu durchstreifen.

Was Ihre freundliche Einladung auf einen der Feiertage angeht, so muß ich leider die abschläglichen Antworten, die jetzt zwischen Berlin und Potsdam an der Tagesordnung sind, um eine vermehren. Mein Vater kommt, dazu ein Freund aus Rostock; beiden kann ich mich nicht gut entziehn, vielmehr muß ich den Wirt machen. Es ist ohnehin schwer an solchen Tagen, wo auch die langweiligsten Vettern auf eben ihre Vetterschaft pochen und einem die Türen einrennen — sich überhaupt flott zu machen. — So denn zunächst „frohe Feiertage!“ und „viel Glück zum neuen Jahr!“, hinterher aber die Versicherung, daß ich am 7. zur Rütlisitzung pünktlich bei Ihnen einspringen werde, und wenn ich der einzige sein sollte.

Von Röse traf vor wenigen Stunden der beiliegende Brief ein. Sie werden ihm vermutlich auch nicht helfen können. Denn wer hat heutzutage hundert Taler übrig, um noch so nebenher den Menschenfreund spielen zu können? Aber antworten werden Sie ihm hoffentlich umgehend, einmal um seinet-, aber auch um meinetwillen. Er glaubt sonst am Ende, ich hätte seine lamentablen Briefe unterschlagen oder schlecht besorgt. Seine Lage muß furchtbar sein und würde mich viel mehr beschäftigen und aufregen, wenn ich innerhalb meiner Kraft auch nur die entfernteste Möglichkeit sähe, ihm zu helfen. Aber wie die Sachen stehn, hab ich ein ähnliches Gefühl, wie wenn ich weiß: morgen

wird einer hingerichtet. Man beruhigt sich sehr bald, weil man weiß, daß nichts retten kann, kein Gnadenschrei und kein Fußfall. — Gott wende das Herz seines Wirtes Cyriacus*). Das ist alles. — Tausend Grüße an Sie und Frau Gemahlin von Ihrem

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 4. Januar 1854.

Lieber Storm.

Besten Dank für Ihre Zeilen, die heute früh eintrafen.

Schon am Sonntag (nach der Tunnelsitzung) war von dem Zug gen Potsdam oder von dem Sturm auf Storm die Rede. Wie immer, wenn's beim Sturm heißt: „Freiwillige vor!" meldete sich auch diesmal nur ein kleines Häuflein: Eggers, Lepel und Fontane. P. Heyse refüsierte und muß es seiner Gesundheit halber. Kugler will sehn (er ist nämlich stark verschnupft). Borman hat Sonnabend abend einen Vortrag zu halten, hofft diesen aber vertagen zu können. Merckel ist seit Wochen unwohl. Auf Menzel ist kein Verlaß. Die Damen frieren schon bei dem bloßen Gedanken an diesen Ausflug. Sie dürfen mit Wahrscheinlichkeit fünf Mann erwarten. Doch kommen wir alle spät. Wahrscheinlich benutzen wir den Zug, der hier gegen fünf (ich weiß nicht genau, wann) abgeht, und bleiben bei Ihnen bis zehn oder elf, je nachdem die Züge es fordern.

Einiges die Argo Betreffende bring' ich mit. An Kritiken herrscht völliger Mangel, doch existieren bereits ein paar Dutzend Notizen. Gutzkow hat auch abgeschossen und uns viel Spaß gemacht. Der Buchhändler ist zufrieden. Hier sind alle Exemplare, die da waren, verkauft worden. Ein neuer Beweis, wie gleichgültig die Anzeigen und

*) Vgl. hierüber die S. 100 angeführte Schrift von Litzmann.

namentlich die Kritiken sind. Dennoch gehören derlei Dinge mit zur Vollständigkeit, und wenn andre Leute keine schreiben, müssen wir zuletzt selbst dran denken. Am meisten Anklang haben bis jetzt La Rabbiata, Chlodosinda und der Frack des Herrn v. Chergal gefunden. Erst in zweiter Reihe erweist man meiner Prosa die Ehre. Der poetischen Beiträge — mindestens gleichberechtigt — ist (mit Ausnahme der plattdeutschen Lieder) bisher kaum Erwähnung geschehn. Es ist ein Jammer und wird's bleiben.

Tausend Grüße an Sie und Frau Constanze von

Th. F. und Frau.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 14. Februar 1854.

Lieber Storm.

Der Umstand, daß ich Ihr freundliches Briefchen vom 3. oder 4. noch immer nicht beantwortet habe, ist mir, mehr als vieles andre, ein rechter Beweis für meine Gehetztheit im Dienste des Staats. Ich wollte gleich schreiben, noch desselbigen Tags, und wenn Sie sich entsinnen, daß Sie mir eine Besprechung des p. p. Fontane proponierten und um Material dazu baten, so werden Sie meinen Worten ohne feierliche Versicherung Glauben schenken. Denn wer von uns wäre nicht bei der Hand, wenn eine freundliche Empfehlung des lieben Ich in Aussicht steht? Heut stehl' ich mir die nötige Zeit, um die Sache als eingefädelt betrachten zu dürfen, wenn ich Sie übermorgen, beim großen Eichendorff-Diner*), wiedersehn werde.

Vorher noch allerhand andres. Für die Abschrift der Argo-Kritik herzlichen Dank. Ich legte sie in dem am selben Tage stattfindenden Rütli nicht vor, weil ich mich überzeugt

*) Es fand im Kuglerschen Hause statt. Ges. Werke II, 3, S. 37. Schütze, Theodor Storm S. 137.

hielt, daß der Ablesung des Gesäures eine Verstimmung folgen würde. Wenn wir über die Straße gehn, und der dümmste Mensch ruft uns zu: alter Schafskopf! so ärgern wir uns. Unser gutes Gewissen, daß wir zu den klügsten Leuten der Christenheit zählen, ist nicht mächtig genug, uns diesen Ärger zu ersparen. Selbst die übliche Expektoration „Ochse", zu der auch der Geistreichste in so dringenden Fällen zu greifen pflegt, stellt die gute Laune nur kümmerlich wieder her. Ich zweifle nicht, daß der Rütli seine Indignation in eine ähnliche summarische Antikritik zusammengefaßt hätte, glaube aber nicht, daß Merckel und Lepel — die so unverfroren als „anspruchsvolle Mittelmäßigkeiten" eingeführt werden — ihrer Verstimmung sofort Herr geworden wären. Übrigens sieht man's der ganzen Besprechung an, daß der Kritiker das Buch nur an- aber nicht durchgelesen hat. Ein absichtliches Frontmachen gegen das Berlinertum schimmert ebenfalls deutlich hindurch. Diese Feindschaften sind unser Stolz und das Beste, was uns bis jetzt zuteil geworden ist.

Letzten Sonnabend las Eggers Ihren Aufsatz über Riendorf*) respektive über das Liebeslied vor. Wir erfreuten uns sehr daran. An einigen Stellen entspann sich eine Kontroverse, die aber — wenn ich mich nicht irre — weniger durch die Sache als durch den Ausdruck veranlaßt wurde. Ein paar Stellen sind nämlich minder scharf gefaßt, als Sie sich sonst wohl auszudrücken pflegen, und ließen eine doppelte Auffassung zu. Mündlich darüber ein Mehres oder aber schriftlich durch Redakteur Eggers.

Nun ein paar Worte über mich, die Ihnen für Ihren

*) Ohne Namen des Verfassers abgedruckt unter dem Titel: Lieder der Liebe von M. Ant. Niendorf im „Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes" herausgegeben von Friedrich Eggers 1854 Nr. 4 S. 14.

Aufsatz vielleicht einige Anknüpfungspunkte bieten. Von Kindesbeinen an hab' ich eine ausgeprägte Vorliebe für die Historie gehabt. Ich darf sagen, daß diese Neigung mich geradezu beherrschte und meinen Gedanken wie meinen Arbeiten eine einseitige Richtung gab. Als ich in meinem zehnten Jahre gefragt wurde, was ich werden wollte, antwortete ich ganz stramm: Professor der Geschichte. (Dies ist Familientradition, die es erlaubt sein mag zu zitieren.) Um dieselbe Zeit war ich ein enthusiastischer Zeitungsleser, focht mit Bourmont und Duperré in Algier, machte vier Wochen später die Julirevolution mit und weinte wie ein Kind, als es nach der Schlacht bei Ostrolenka mit Polen vorbei war. Seitdem sind dreiundzwanzig Jahre vergangen, doch weiß ich noch alles aus der Zeit her. — Dann kam ich aufs Gymnasium. Als ich ein dreizehnjähriger Tertianer und im übrigen ein mittelmäßiger Schüler war, hatt' ich in der Geschichte solches Renommee, daß die Primaner mit mir spazieren gingen und sich — ich kann's nicht anders ausdrücken — fürs Examen durch mich einpauken ließen. Zum Teil war es bloßer Zahlen- und Gedächtniskram, doch entsinne ich mich andrerseits deutlich eines Triumphes, den ich feierte, als ich meinen Zuhörern die Schlachten von Crecy und Poitiers ausmalte. 13½ Jahre alt kam ich auf die hiesige Gewerbeschule, wo gar kein Geschichtsunterricht war, und ich mich aus diesem und hundert anderen Gründen unglücklich fühlte. Meine Neigung blieb indes dieselbe. In meinem fünfzehnten Jahre schrieb ich mein erstes Gedicht, angeregt durch Chamissos „Salas y Gomez". Natürlich waren es auch Terzinen. Gegenstand: die Schlacht bei Hochkirch. Zwei Jahre später, als ich schon Apotheker war, leimte ich ein kleines Epos zusammen: Heinrich IV. Und das Jahr darauf schrieb ich meine erste Ballade, die ich vielleicht, ohne Erröten, noch jetzt als mein

Machwerk ausgeben könnte. Die Ballade hieß „Vergeltung“ *), behandelte in drei Abteilungen die Schuld, den Triumph und das Ende des Pizarro und wurde unter Gratulationen von dem betreffenden Redakteur in einem hiesigen Blatte gedruckt. In meinem zwanzigsten Jahre kam ich nach Leipzig, was mir damals gleichbedeutend war mit Himmel und Seligkeit. Es kam die Herweghzeit. Ich machte den Schwindel gründlich mit, und das Historische schlug ins Politische um. Dem vielgeschmähten Tunnel verdank' ich es, daß ich mich wiederfand und wieder den Gaul bestieg, auf den ich nun mal gehöre. Das Gedicht „Towerbrand“ machte eine Art Sensation (ich schrieb es nach meiner ersten englischen Reise, noch voll von Londoner Eindrücken) und entschied gewissermaßen über meine Richtung. Was ich nach jener Zeit schrieb, liegt in den „Gedichten“, in den „Männern und Helden“ **), in der „Rosamunde“ und in den neusten Argobeiträgen zum größten Teil Ihrer Beurteilung vor. Meine Neigung und — wenn es erlaubt ist so zu sprechen — meine Force ist die Schilderung. Am Innerlichen mag es gelegentlich fehlen, das Äußerliche hab' ich in der Gewalt. Nur so wie ich die Geschichte als Basis habe, gebiet' ich über Kräfte, die mir sonst fremd sind, wie jener, dem auf heimatlicher Erde die Seele wieder stark wurde. — Das Lyrische ist sicherlich meine schwächste

*) Sie erschien in der Zeitung „Berliner Figaro“ 1840 Nr. 58—60. Th. F. erwähnt sie in dem ersten Teil seiner Autobiographie „Meine Kinderjahre“ Ges. Werke II, 2, S. 160.

**) „Acht Preußenlieder“, Berlin 1850 (Derffling, Dessauer, Ziethen, Seidlitz, Keith, Schwerin, Schill, An den Grafen Schwerin). Über den ersten Druck vgl. oben S. 25. Dann erschienen in „Leyer und Schwert“, einer „Militärischen Gedichtsammlung“ im „Soldatenfreund“ von Louis Schneider, 16. Jahrg. Heft 4 (Berlin 1848). Vgl. Ges. Werke II, 3, S. 21 und S. 430.

Seite, besonders dann, wenn ich aus mir selber und nicht aus einer von mir geschaffenen Person heraus, dies und das zu sagen versuche. Diese Schwäche ist so groß, daß einzelne meiner frühsten Balladen (Schön-Anne; Graf Hohenstein*) und einige andere nichts andres sind als ins Balladische transponierte lyrische Gedichte. Namentlich ist das zweitgenannte ganz subjektiv, was ich so schrieb, weil ich nicht anders konnte. Daß das Ding nichts taugt, ist gleichgültig; ich will nur zeigen, wie ich verfuhr. — Und nun genug!

Meine Frau bittet, ihr etwas Tee mitzubringen; sie wird Ihnen dafür ein Pfund Soda einhändigen. — Noch eins, was Sie, um meiner guten Absicht willen, mir nicht übelnehmen wollen. Sie haben Merckels neulich auf „bessere Tage" vertröstet und sind nun übermorgen, trotzdem die Tage ziemlich dieselben geblieben sind, bei Kuglers. Wollen Sie nicht vielleicht etwas tun, was diesem Stachel die Spitze abbricht? Und nun viele herzliche Grüße an Frau Constanze und Sie von meiner Frau und Ihrem

Th. Fontane.

Das beifolgende Exemplar von „Männer und Helden" war längere Zeit in Händen von Gustav Schwab, der seinen Namen drauf schrieb und was besser war — eine freundliche Kritik darüber.

Nachdem der Brief fertig ist, nehm' ich Anstand, Ihnen das Machwerk zu schicken. Es ist eigentlich ein selbstgefälliges curriculum vitae, nicht aber das, was Sie fordern. Halten Sie mir dies Durchbrennen einer egoistischen Regung und das aus dem Auge Verlieren der eigentlichen Aufgabe zugut. Was fehlt, hol ich nach. —

*) Diese beiden Balladen blieben seit der zweiten Ausgabe der Gedichte von der Sammlung ausgeschlossen.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 27. März 1854.

Mein lieber Storm.

Entsinnen Sie sich aus Ihren Husumer Tagen her, welch ein lächerlich ordentlicher Korrespondent ich war und halten Sie's mir zugut, wenn ich jetzt oft vierzehn Tage vergehen lasse, eh' ich Ihre freundlichen Zeilen beantworte.

Vor allem freu ich mich herzlich, daß der Frühling, der immer bloß als Prinz oder König herhalten muß, nun auch mal die Wunderdoktorrolle übernommen und wieder einen leidlich fixen Kerl aus Ihnen gemacht hat. Wenn die „Argo" 2. Jahrgang davon profitieren sollte, will ich's dem Potsdamer Frühling doppelt hoch anrechnen; versteht sich, nachdem sich der Mensch Fontane zuvor herzlich über das gefreut hat, was hinterher dem Redakteur zugute kommt.

Nun zu den Geschäften. Der Fünftalerschein flog hier ein und hat alles gedeckt. Meine Frau hat für drei Taler ein sehr reizendes Album besorgt, einfach und zweckentsprechend. Die Größe ist die des meinigen, d. h. genau so groß wie dieser aufgeklappte Briefbogen. Ich glaube, daß das ausreicht. Entgegengesetzten Falls bitt' ich umgehend um Nachricht, damit es umgetauscht werden kann. Nächsten Sonnabend beginnen nämlich (bei Kugler, wo Rütli sein wird) die Einzeichnungen. Auf Paul Heyses Verslein werden Sie noch ein bißchen warten müssen. Er ist seit Sonnabend fort nach München; ich weiß nicht genau, wann er zurückkommt. Eben les' ich Ihre Zeilen noch mal durch. Fast scheint es mir, als wär' es Ihnen lieber, unsre Beiträge auf Zetteln zu haben, die Sie erst einkleben. Schreiben Sie mir auch darüber. Gewöhnlich schreibt man seinen Vers gleich auf das Blatt des Albums selbst.

Nun zu den Kritiken. Ich las alles Sonnabend vor acht Tagen vor. Kugler war schon fort, aber Paul blieb an seiner Stelle und fand alles gut und in der Ordnung. Erst vorgestern fand ich Gelegenheit, Ihre Arbeit an den inzwischen zurückgekehrten Eggers abzugeben, wobei ich ihm gleichzeitig erklärte, daß der Inhalt ganz meinem Urteil über Rodenberg entspräche. Es sei nicht möglich, ihn absolut tot zu schlagen. Mit Nächstem werden nun wohl beide Kritiken (die über Preller ist sehr nett)*) im Kunstblatt stehn. Lepel wird dann wohl Gelegenheit nehmen, über einzelne Aufstellungen, von denen ich dahingestellt sein lasse, ob sie richtig sind oder nicht, mit Ihnen zu streiten.

„Hemmingstedt" und die verunglückte „Wangeline" **) pack' ich bei. Nie hab' ich ein Gedicht mühsamer und liebevoller behandelt als diese letztgenannte Ballade. Es sollte was Vaterländisches werden und die konfusen Sagen über den Gegenstand zu etwas Einigem und Dichterischem abklären, aber meine Bemühungen sind an der Sprödigkeit des Stoffes gescheitert. Die Arbeit, glaub' ich, ist nicht talentlos, aber verfehlt.

Gestern wurde im Tunnel ein Gedicht gelesen, drin die Strophe vorkam:

> Doch warte nur, doch warte nur,
> Verziehe nur ein Weilchen.
> Da lacht die Sonne auf die Flur
> Und lockt hervor die Veilchen.

Ich lachte natürlich. Der junge Frühlingsdichter (übrigens sonst ein Mann von Wort) schwur hoch und teuer, einen

---

*) Im „Literaturblatt", der Beilage des Kunstblatts 1854 Nr. 7 S. 25 ff. erschienen beide Rezensionen anonym.

**) Vgl. oben S. 59.

gewissen Th. Storm nie gelesen zu haben*). Was soll man sagen?!

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und der Ihrigen.

Gott, da muß ich ja noch eine Hauptsache wegen des Mommsen schreiben. Bitte, wenden Sie sich an den einen oder andern, aber natürlich so, daß Sie die Redaktion nicht blamieren. „Vertrauliche Anfragen" ist, glaub' ich, der Kunstausdruck dafür. Wenn er Ihnen dann schreibt, ich habe solch' Zeug und zwar dies und das (diese Angabe ist nämlich höchst wichtig, damit man nicht Zusendungen erhält, die man hinterher, und wären sie noch so vortrefflich, nicht brauchen kann), so mach' ich hinterdrein direkte Offerten, von denen ich dann wünschen will, daß sie ein geneigtes Ohr finden. — Ich rechne auf Ihren ganzen Eifer in der Sache. — Wie ist's mit Klaus Groth?! Die beiden Manuskripte erbitt' ich gelegentlich zurück. Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 11. April 1854.

Mein lieber Storm.

Letzten Donnerstag ist der kleine „Unterirdische" an Zahnkrämpfen gestorben und seit Sonnabend in Wahrheit im Unterirdischen**). Außer Vater und Mutter wohnte ein besoffner Leichenkutscher und die untergehende Sonne dem Begräbnis bei. Der Kreis der Erlebnisse ist nun so ziemlich geschlossen, nur das eigne Sterben fehlt noch.

Meine Frau ist sehr angegriffen, weshalb wir übermorgen einen Ausflug zu meiner Schwester***) ins Oderbruch machen wollen. Nächsten Mittwoch kommen wir zurück.

---

*) Vgl. Storms „Oktoberlied" Str. 5.

**) Familienbriefe Bd. 1 S. 33. Zu der Bezeichnung vgl. Müllenhoff, Schleswig-Holsteinische Sagen S. 279, 296 usw.

***) Frau Jenny Sommerfeldt. Familienbriefe Bd. 1 S. 51.

Aus Rütli-Tunnel-Ellora, dieser Erhebungs- und Erheiterungstrias, kann ich nichts vermelden; ich habe seit anderthalb Wochen niemand gesehn. Zum Teil sind die Vorgänge innerhalb meiner Familie daran schuld, vielleicht aber irr' ich auch nicht, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß sich ein tiefer Zug der Entfremdung durch alle die Herrlichkeit hinzieht. Dann wäre Auflösung freilich besser. Mitunter seh ich etwas schwarz.

Von Kuglers weiß ich nichts. Paul ist zurück, am 12. Mai soll Hochzeit sein; das ist meine ganze Weisheit.

Die Albumangelegenheit wird in Ordnung gebracht, sobald ich zurück bin; also keine Besorgnis. Das Buch ist ja da und die Rollen verteilt. Es ist schon zu spät, um noch frankieren zu können; pardon!

Herzliche Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau von

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Letschin im Oderbruch, d. 17. April 1854.

Mein lieber Storm.

Hätte mich meine Frau nicht mit den Worten: „Bedenke, morgen früh um vier wird aufgestanden" — zu Bett gejagt, so hätten Sie unmittelbar nach Empfang Ihrer letzten liebenswürdigen Zeilen eine Dankesquittung darüber ausgestellt erhalten. Daß Sie dieselbe nun fünf Tage später eintreffen sehn, macht sie hoffentlich in Ihren Augen nicht unwert oder überflüssig.

Sie wissen gewiß — wer wüßt' es nicht! — aus eigener Erfahrung, daß Zeiten kommen, wo sich Gott und Menschen gegen uns verschworen zu haben scheinen, wo man in der besten Gesellschaft sich unter lauter Vampiren wähnt, die nur darauf warten, uns das Herzblut auszusaugen und wo man an der Liebe und Teilnahme der

Menschen so gründlich verzweifelt, daß man verwundert um sich blickt, wenn einem jemand freundlich „Guten Morgen" bietet. In solcher Stimmung schrieb ich Ihnen meinen letzten Brief, und der Empfang des Ihrigen war ein großer Buchstabe in dem langgedehnten „Guten Morgen", das mir den ganzen Mittwoch nachmittag über in die Ohren klang und mich meiner Misanthropie entriß. Der kleine Waldmeister*) kam, der alte Eggers kam, die glücklichen Bräute des Kuglerschen Hauses kamen, und als endlich auch Ihre Zeilen eintrafen, sah ich die Welt wieder mit andern Augen an.

Seit fünf Tagen bin ich nun mit Frau und Kind hier: riesige Napfkuchen und blaue Veilchen, Sonnenschein und Glockenklang laben abwechselnd alle Sinne, und ich fühle ordentlich, wie ruckweise der Alp von Leib und Seele rutscht. Erst unter natürlichen, wohlhabenden, sorglosen und freien Menschen fühlt man so recht, welch ein stellenweis erbärmliches Leben man in unsern großen Städten und unter unsern kleinen, dürftigen Sechserverhältnissen führt. Allerdings möcht' ich nicht tauschen. Unser geistiges Leben hat eine Süße, von dem ich unfähig wäre, mich zu entwöhnen, aber inmitten eines äußerlichen Behagens, das bei fünfunddreißig Talern monatlichen Gehalts schlecht zu kultivieren ist, wird einem wenigstens fühlbar, daß das Glück, das man genießt, nur ein halbes ist, ein schwererkauftes, dessen Einsatz oft höher ist als der Gewinn. Es ist wunderbar, in wie nahen Beziehungen Menschenglück und Putenbraten zu einander stehn, und welche Püffe das Herz verträgt, wenn man jeden Schlag mit einer Flasche Markobrunner parieren kann.

Am Mittwoch abend kommen wir zurück. Ob auch

*) Otto Roquette.

meine Frau, steht noch dahin. Jedenfalls freu ich mich darauf, Sie bald bei mir zu sehn. Wir sprechen dann wohl über den angeregten Tunnel-Rütli-Ellora-Punkt. Ich trage in diesem Augenblick eher ein rotes als ein schwarzes Glas auf der Nase, dennoch mein' ich, daß ich im wesentlichen recht habe. Nur darf sich daran keine Anklage knüpfen. Die Dinge haben sich diesmal mehr geändert als die Menschen, und für eine Fülle von Vorgängen, wie sie dieser Winter gebracht, ist eben niemand verantwortlich zu machen. — Komm' ich allein, so schreib ich es Ihnen gleich am Donnerstag. — Meine Frau grüßt Sie und Ihre verehrte Constanze aufs herzlichste; so tu ich. Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 3. Mai 1854.

Lieber Storm.

Anbei das Album. Ich habe zusammengetrommelt, so viel wie möglich. Aus unsrem Kreise fehlen noch Bormann, Lepel und Menzel. Bormann schickt morgen sein Blatt noch ein, und vermutlich trifft dasselbe gleichzeitig mit dem Album ein. Lepel (der krank ist) schreibt mir eben: er habe kein Exemplar seiner Gedichte zur Hand und wisse den „Ganganelli" *) nicht auswendig. Ich werd ihm aber heute noch eine Abschrift seines Gedichtes schicken. Er kann's dann gleich kopieren, und so werden Sie auch das noch rechtzeitig erhalten. — Menzel ist Ihnen sicher, nur nicht für die nächsten Wochen; er steckt in Arbeit bis über die Ohren.

Für die Notiz aus Mörikes Brief dank' ich sehr. So

*) Gedicht von Lepel s. „Von Zwanzig bis Dreißig" Ges. Werke II, 3, S. 167.

was erfreut mehr, als ein halbes Dutzend Kritiken von Hinz und Kunz, und nur die zukünftige Kritik von Storm wird an Gewicht damit rivalisieren können.

Rütli geht jetzt in Polterabendvorbereitungen auf; alles, was je einen Reim schrieb, ist angespannt; nur noch zehn Tage Zeit! Gott mag wissen, wie es wird. Ihnen viel Freude am Geburtstage Ihrer Constanze wünschend unter herzlichen Glückwünschen für das Geburtstagskind wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

(Undatiert. Mai 1854.)

Lieber Storm.

Nur einige Worte in Erwiderung Ihrer Fragen.

1. Sonntag gegen acht Uhr werden im Kuglerschen Hause die Vorstellungen beginnen. Es wäre also gut, gegen sieben dort zu sein und bei Baeyers, wo die Garderobenzimmer sind, abzutreten.

2. Mörikes Sachen hat Paul gewiß. Ich möchte um deshalb irgendeine kleine Aufmerksamkeit für die Braut*) anempfehlen. Was? bin ich außerstande anzugeben; vielleicht etwas von Porzellan, Glas oder dergl.

Auf Wiedersehn also! Herzliche Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau von Ihrem

Th. Fontane.

*) Margarete Kugler. Die Hochzeit wurde am 15. Mai gefeiert. Siehe Paul Heyses „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“, dritte Auflage, Berlin 1900, S. 195 f. Hier ist auch von dem in diesen Briefen erwähnten Album die Rede, einem Geschenk der Freunde vom Tunnel.

An Theodor Storm.

Pfingstsonntag, d. 4. Juni 1854.

Lieber Storm.

Wenn es bei Ihnen in Potsdam so wacker vom Himmel gießt wie hier bei uns, so werden Sie sich, gleich mir, darüber trösten, das Fest der Freude in häuslicher Stille verleben zu müssen.

Ihren Brief, für dessen Freundlichkeit ich herzlich danke, erhielt ich zu spät, als daß ich ihn noch hätte beantworten können. Die Tatsachen haben inzwischen gesprochen. Ob ein Bruchteil des Rütli dennoch aufgebrochen ist, wissen Sie in diesem Augenblick bereits besser als ich. Ich wohnte nämlich der gestrigen Sitzung nicht bei, weil ich mich unwohl fühlte und vorzog das Zimmer zu hüten. Auch heut ist mir herzlich schlecht.

Was ich übrigens heut versäume, hol' ich recht bald nach, und wir wollen dann am Heiligensee oder in den Laubgängen von Sanssouci einen stillen Sonntag verplaudern. Bei Ihnen auf dem Zimmer lesen wir dann die Sorrentiner Idyllen*) gemeinschaftlich. Ich kenne nämlich nur die ersten, da meine Frau, die sich jetzt dem allgemeinen Heysekultus auch angeschlossen hat, das Buch mit eingepackt und zum Gegenstand von Vorlesungen in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit gemacht hat. Was ich von den Idyllen kenne, ist glänzend. Einer meiner Bekannten meinte indes, „sie seien kokett, die Unbefangenheit fehle, und der Dichter schiene mit jeder Zeile sagen zu wollen: seht mal, wie reizend ich bin". Ich glaube nicht, daß er recht hat, doch läßt sich's hören. Die alte Heyse sagte neulich ganz ernsthaft: ich las Pauls Idyllen heut früh

*) In Paul Heyses Buch: Hermen. Dichtungen (Berlin 1854). Th. F. besprach das Werk im Literaturblatt 1854 S. 93f.

zum siebenten Male; ich finde immer neue Schönheiten. Mir fiel dabei Lamartine ein, der von seinem eignen Buch versicherte, es zum vierten Male gelesen zu haben und durch immer neue Gedanken überrascht worden zu sein. Nur die Lumpe sind bescheiden. Man sollte auch das Maul immer voll nehmen.

Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.

Hie und da lacht einen wohl der eine oder andre aus, aber das darf nicht genieren.

Ich brauch Ihnen wohl nicht zu sagen, daß das Vorstehende nicht gegen Paul gerichtet ist, den ich in gleichem Maße liebe und verehre. Vielleicht aber ist es gegen die Anbetung gerichtet, die jetzt hier und dort etabliert wird.

Zu Ihrer Erbauung leg' ich Ihnen ein Stück Brief bei, worin die Argo besprochen wird. Der Verfasser ist mein Schwager, ein gescheiter, vielseitig gebildeter Arzt*). Partei für mich nimmt er, wie Sie sehn werden, gar nicht; denn er übergeht alle meine Beiträge mit Ausnahme seines einen Lieblingsstückes. Was ergibt sich daraus? Wer überhaupt ein Talent hat und berechtigt ist zu schreiben, der schreibe flott und unbeirrt drauf los. Er wird immer Personen und zwar Leute von Bildung finden, die sich daran erfreun. —

Meine Londoner Briefe**) werden hoffentlich in vier bis sechs Wochen erscheinen. Einzelnes darin wird Ihnen sicherlich gefallen. Vielleicht wäre es gut, Sie vertagten Ihre Rezension über mich bis zum Erscheinen jenes Buchs,

*) Dr. Hermann Müller, Oberstabsarzt, ein Halbbruder von Frau Emilie Fontane.

**) Das 1854 in Dessau erschienene Buch „Ein Sommer in London".

das eine Menge Anknüpfungspunkte zur Besprechung des ganzen Kerls bieten wird.

Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und verleben Sie mindestens einen schönen zweiten Feiertag.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Kränzlin b. Neu-Ruppin, d. 20. Juni 1854.

Lieber Storm.

Die schönsten Grüße mit der schlechtesten Feder von der Welt! Warum ich Ihrer freundlichen Einladung auf Sonntag nicht Folge leisten konnte, hat Ihnen schon der Poststempel gesagt. Ich bin seit zehn Tagen hier auf dem Gute eines meiner Freunde*) und freue mich der stillen, weichen Luft, die sich mir — Sie wissen, ich bin nicht eben sentimental — mitunter wie Balsam ans Herz legt. Man lernt nicht viel dabei, aber man düngt sozusagen seine Seele wieder, daß sie wieder fähig wird, ein Samenkorn aufgehn zu lassen. Potsdam ist schön, aber Sie haben mit Ihrer Betrachtung über die Natur als Kunstprodukt nur allzurecht, und ich begreif' es, daß Sie sich nach einem vollen Zuge Husumer Seeluft oder nach den Thymianhügeln von Segeberg sehnen, die mir durch die duftenden Rutschpartien Ihrer sicherlich schönen Schwägerinnen ewig unvergeßlich bleiben werden.

Über Pauls in der Tat wunderschöne Idyllen**) (so schön, daß man eigentlich auch mit dem besten Tadel nicht recht gegen an kann) sprechen wir hoffentlich recht bald einmal

---

*) Hermann Scherz. Vgl. Familienbriefe Bd. 1 S. 24.

**) Vgl. S. 116.

am Stornischen Teetisch oder auf einem Spaziergang durch Sanssouci. Ihre Ausstellungen sind derart, daß ich sie begreifen kann und die Möglichkeit absehe, sie von andern geteilt zu sehn. Weiter aber möcht' ich nicht gehn, und während ich Ihre Auffassung hinsichtlich der Mariuccia und des braunen Onkels als eine berechtigte gelten lasse, muß ich doch gleichzeitig bekennen, daß ich au fond der entgegengesetzten Meinung bin. Wir werden ja sehn; ich fühle, daß sich viel pro und contra sagen läßt.

Ob es die Argo zu einem zweiten Jahrgang bringen wird, steht noch dahin. Ich erwarte jeden Tag einen Brief von Katz*), der mir dessen Entschließung mitteilen soll. Es wäre immerhin schade, wenn wieder ein Unternehmen einschlafen sollte, das wohl verdiente, an Stelle Gruppescher Musenalmanache und Hellerscher „Vergißmeinnichte" seinen Platz zu behaupten. Ich selbst würde freilich nur auf dem Titelblatte zu finden sein. Hat sich denn Mommsen **) eigentlich über seine Geneigtheit zur Mitarbeiterschaft aus-

*) In Dessau, Verleger des ersten Bandes. In der Tat erschien von der „Argo" zunächst keine Fortsetzung. Erst 1857 kam das Jahrbuch in veränderter Gestalt unter der Leitung von Kugler, Hosemann und Lepel zum Teil auch Friedrich Eggers in Breslau heraus. Auch jetzt erlebte es nur drei Jahrgänge. Von O. F. Gruppe (1804—1876) erschien ein Musenalmanach von 1851—1856. Robert Heller (1814—1871), ein Schriftsteller, der zuletzt Redakteur des Feuilletons der „Hamburger Nachrichten" war, gründete 1838 „Die ‚Rosen', Zeitschrift für die gebildete Welt" und gab von 1842—47 „Perlen", ein Jahrbuch, heraus. Übrigens existierte ein Taschenbuch „Rosen und Vergißmeinnicht", an dem Heller mitarbeitete, wie denn „Vergißmeinnicht" für Almanache sehr beliebt war. Es gab welche von Clamer, C. Spindler, C. Herloßsohn u. a.

**) Theodor Mommsens Bruder Tycho (1819—1900), klassischer Philologe, Übersetzer und Shakespeareforscher. An dem „Liederbuch dreier Freunde" (vgl. oben S. 94) war er mit vierzehn Gedichten beteiligt. Vgl. auch oben S. 111.

gesprochen? Theodor Mommsen geht von Zürich nach Breslau, wie ich vor drei Tagen in der Vossischen las. Ich ging am liebsten nach Mexiko oder würde Pfeifenträger bei Omer Pascha*), denn es behagt mir die Pfennigwirtschaft eines deutschen Zeitungs- und Balladenschreibers ganz und gar nicht mehr. Der Bibelspruch: Sehet die Lilien auf dem Felde an usw. bewahrheitet sich zwar an mir jeden Tag, denn der himmlische Vater ernähret mich wirklich; aber „fragt mich nur nicht wie" schließt Heine sein Lied und ich diesen Brief.

Tausend Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau von Ihrem

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 25. Juli 1854.
(Historischer Kalender: Idstedt.)

Lieber Storm.

„Mich schuf aus gröbrem Stoffe die Natur!" Ich kann Ihnen nicht leugnen, daß ich mich heut früh nach Eintreffen Ihres Briefes bei apart guter Laune befunden habe. Schon dafür bin ich Ihnen dankbar; aber auch dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen und Ihrer lieben Frau meine freundschaftliche Hochachtung zu versichern und mein Bedauern darüber auszudrücken, daß im Übermut ausgesprochene Worte Sie beide verletzt und irre an mir gemacht haben. „Man soll nicht Anstoß geben" ist eine jener Regeln, mit denen auch ich es halte, wiewohl ich im allgemeinen einer von der Opposition bin und die Ausnahmen liebe. Seien Sie versichert, daß ich hinfort

**) Türkischer General, Renegat aus Kroatien, tat sich in den fünfziger Jahren in den Kämpfen gegen Bosnien, die Herzegowina und Montenegro als Befehlshaber hervor.

mehr auf meiner Hut sein und Bemerkungen verschlucken werde, von denen ich jetzt weiß, wie Sie sich dagegen verhalten.

Nach dieser gründlichen Revozierung und Abbitte (der eine wahre Gedächtniskasteiung vorausgegangen ist, um die corpora delicti noch wieder ausfindig zu machen) bitt' ich es mir nicht als norddeutsche Dickköpfigkeit auszulegen, wenn ich bei aller Nachgiebigkeit im Einzelfall doch aufs bestimmteste erkläre, gerade so bleiben zu wollen, wie ich bin, und mir nicht einen Charakter wegdisputieren oder wegratschlagen zu lassen, der seine sittliche Berechtigung hat trotz einem. Ich habe nicht Lust, hier den deutschen Biedermann par excellence zu spielen, aber ich darf mit gutem Gewissen behaupten, daß ich von Natur offen, ehrlich, unverstellt und ein lebhaftes, unterm Einfluß der Minute stehendes Menschenkind bin. Ich hab es noch immer nicht gelernt, mich im Zaume zu halten. Ich lache und weine noch im Theater, wenn die Situation komisch oder rührend ist. Ich bin noch so dumm (wenn meine Frau — schon wieder! — nicht dazwischenkommt), meinen letzten Groschen zu teilen und ich platze auch mit einer Zweideutigkeit heraus, wenn mir gerade danach zu Mute ist. Ich habe hinsichtlich meiner Taten und Worte eine große Unbekümmertheit, und von meinen Worten möcht ich gelegentlich sagen: sie haben mich. Wenn ich nun so die Menschen um mich her ansehe, kann ich aus ihnen nicht abnehmen, daß ich gut täte, meinen alten Adam auszuziehen und mir den modernen anständigen Menschen zuzulegen. Ich weiß, was es mit dieser Anständigkeit auf sich hat. Ich halte Ihnen gegenüber mit der Bemerkung nicht zurück, daß ich auf meine Anständigkeit geradezu poche, daß ich den Plunder des sogenannten Anstands je nach Laune verachte oder verlache, und daß alles, was ich tun

kann, einzig darin besteht, mich im Verkehr mit den Menschen zu akkommodieren. Dies wird Frau Klara Kugler gegenüber (die mir durch Eggers sagen ließ: ich dürfe nicht mehr über meine Frau und meine Ehe — die übrigens beide gar nicht so übel sind — wie bisher sprechen) hinfort der Fall sein. Ein gleiches gilt von heut ab von der Familie Storm. Sollte aber meine Natur stärker sein als meine Vorsätze, und sollten immer wieder Verstöße mit drunterlaufen, so würde mir nichts andres übrig bleiben, als mich aus Kreisen zu verbannen, für die ich zu roh und ungeschliffen bin. Mein lieber Storm, ich denke so: man soll jede an sich berechtigte Natur (und als solche werden Sie die meinige wohl anerkennen) gelten und gewähren lassen und selbst vor gewissen Konsequenzen solcher Natur nicht erschrecken. Es gibt notorische und fragliche Unanständigkeiten. Jene werd' ich nie begehn, diese sehr oft. Glauben Sie doch nicht, daß um die letztern irgend wer glücklich herumkomme. Grete Heyse ist außer sich, daß Bodenstedt von „ihrem kleinen Leibchen" gesprochen hat, und doch sagte Paul Heyse in einer Damengesellschaft bei Merckels von einer Dame: das Frauenzimmer ist ja nur Kopf und Popo. Einzelne Ihrer schönsten Liebesgedichte werden unanständig gefunden, und ein leises Entsetzen, das noch immer vibriert, lief durch das ganze Königreich Kugler und die angrenzenden Ortschaften, als Sie von Frau Klara ein Zimmer verlangten, um „Ihrer Frau die Milch abzunehmen". Man hat das sehr unanständig gefunden; ich find' es ganz gemütlich. Sie wollen daraus ersehn, daß, wie in tausend Dingen des Lebens, so auch hier man mit sich selbst im reinen sein und hinterher sich aus der Auffassung der Menschen nicht allzuviel machen muß. Man wird je nach den Personen, mit denen man verkehrt, sein gesellschaftliches Betragen in Einklang mit deren Wünschen und An-

schauungen zu bringen haben, aber im letzten wird man bleiben, wie man ist, bevor einem nicht das Einsehn kommt, daß dies „Sein“ eigentlich nichts taugt*).

Ob die Argo erscheint, entscheidet sich in den nächsten Tagen. Ich soll an Schindler**) schreiben. Auf Ihre neue Arbeit bin ich sehr gespannt. Gebe Gott, daß Potsdam mit Husum konkurrieren kann. Lassen Sie mich's recht bald lesen.

Was Paul Heyses Bemerkung über mich angeht, so teilt sie das Schicksal der meisten Bemerkungen dieses „neusten Lieblings der Grazien“ — sie ist frappant, aber nicht wahr. Vielleicht schauspielere ich nur P. Heysen gegenüber ein wenig, indem ich fast mit allzuviel Emphase den Trompeter seines Ruhmes mache. Er erschwert mir's nämlich dadurch, daß er mich ziemlich unumwunden für einen Menschen von mäßigen Gaben***) (des Herzens wie Geistes) hält, und es bedarf freilich mitunter einer Kraftanstrengung, um mich dadurch nicht beirren zu lassen. Auf diesem Gebiete liegt mein Anstand; ich weiß, daß er seltener ist als die anerzogene gute Lebensart. Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Sonnabend nachmittag. (Undatiert. c. August 1854).

Lieber Storm.

Soeben erhalt ich Ihren Brief, dessen kapitaler Anfang mir große Schmerzen gemacht hat. Ich mußte nämlich

*) In seinen Kinderjahren (Ges. Werke II, 2, S. 101) bemerkt Th. F., daß er die Neigung, mit Damen in diffizile Debatten einzutreten, von seinem Vater geerbt habe.

**) Der Verleger des von Eggers herausgegebenen „Deutschen Kunstblattes“.

***) Vgl. dagegen Heyses Gedicht zu Th. F.s 70. Geburtstag in den „Neuen Gedichten“. 2. Auflage. (Berlin 1897) S. 283.

über das Eggerssche respektive Witwe Randowsche*) Folterbett herzlich lachen und habe doch ein so furchtbar verschwollenes Gesicht, daß das nur unter großen „Wehtagen" (haben Sie das Wort auch im Holsteinschen?) möglich war. Mein Junge hat mit seinem Jodschnupfen (den der Doktor als eine selten ausgebildete Spezies bewundert) beide Herrn Eltern angesteckt, und während die an und für sich schöne Nase meiner Frau wie ein türkischer Bund glüht, liegt meine Oberlippe wie ein Saucischen überm Gebiß. Auf Reisen gehn verbietet sich unter diesen Umständen, selbst wenn die Verlockung so groß ist wie diesmal.

Von Schindler erhalt' ich, gleichzeitig mit Ihrem Briefe, einige gute Nachrichten hinsichtlich der Argo. Ich würde den Brief beipacken, wenn ich nicht ersähe, daß Sie unsern Heinrich morgen erwarten. Katz scheint (unsre Exemplare vielleicht nicht einmal eingerechnet) 450 verkauft zu haben. In diesem Falle würden die Argonauten schließlich noch ein gutes Geschäft machen, da schon zweihundert Exemplare die Kosten (350 Taler) decken.

Was den streitigen Punkt zwischen uns angeht, so brenn' ich eigentlich darauf, mit Ihnen darüber zu sprechen. Ich geb Ihnen gern zu, daß solche Reden nicht „keusch" sind, aber sie sind nicht „unanständig". Vielleicht führt unsre Unterhaltung zu folgendem Kompromiß: es hängt alles von dem Ohr ab, das hört. Die Jungfräulichkeit wird beleidigt, aber die alleranständigsten Frauen haben ihre Freude dran.

Ich kann Ihnen die Beispiele zu Dutzenden geben. Andrerseits geb ich Ihnen zu, daß Berlin und der märkische

---

*) Wirtin von Friedrich Eggers. Vgl. Ludwig Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin. 2. Aufl. (Berlin 1898) Bd. 1 S. 150 und A. Wilbrandt, Aus der Werdezeit (Stuttgart 1907) S. 118.

Sand die wahre hohe Schule der Zweideutigkeit ist, und daß, was andren Orts Anstoß erregt, hier mit herzlichem Lachen aufgenommen wird. Ländlich sittlich — oder auch unsittlich. Es liegt Stoff für eine lange und wie ich glaube interessante und nicht unfruchtbare Unterhaltung vor. Am liebsten hätt' ich sie in Gesellschaft des Chevalier *) geführt, der bei aller Ausgelassenheit einen feinen Sinn und ein treffendes Urteil hat.

Ich lese jetzt Grimms Märchen und Ihre schleswig-holsteinschen Sagen usw. Fix und fertiger Stoff ist eigentlich wenig da und in diesem Falle meist schon benutzt (wie z. B. das Mütterchen von Husum, König Erich und Herzog Abel, die nächtliche Trauung usw.), aber statt dessen find' ich kleine, feine, im einzelnen wieder verwendbare Züge die Hülle und Fülle. Ihnen speziell muß ich sagen, daß Sie sich eben wieder als Poet bewährt haben, und Ihre Mitteilungen immer, der Sache wie der Form nach, die besten sind.

Entschuldigen Sie mich bei Ihrer lieben Frau nochmals und seien Sie und die Ihrigen herzlich gegrüßt von der verschwollenen Familie

Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 12. September 1854.

Lieber Storm.

Zunächst meine allerschönsten Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage! Mög' Ihnen noch manches „Meine Mutter hat's gewollt" und durch die restierenden elf Monate hindurch noch manches Seitenstück zum Oktoberlied **) glücken. Mög' Ihnen Frau und Kind und Schleswig-Holstein und

*) Elloraname für Karl Zöllner,

**) Storm Gedichte 11. Aufl. S. 12 und S. 1.

was Ihnen sonst noch am Herzen liegt, allem Tod und Dänemark zum Trotz, erhalten bleiben, und mögen Ihnen in Tilsit-Eylau-Riesenburg Tage bevorstehen, die hinter der alten Husumer Garde nicht allzusehr zurückbleiben. Ich hoffe noch mal in einer deutschen Literaturgeschichte zu finden „. . . . so verschlug ihn das Leben nach Westpreußen*). Hier wo chaotisch deutsche und slawische Stämme durcheinandergewürfelt sind, fand seine scharfe Beobachtungsgabe den Stoff zu unserer deutschen Musternovelle . . . usw."

Was Sie über die Ware im Steffensschen Kalender **) sagen, ist nur allzu richtig. Es ging aber nicht anders. Löwenstein kam selbst zu mir, bat mich, und da ich gerade dem Kladderadatschredakteur gegenüber alles vermeiden wollte, was vielleicht nach Poetentuerei geschmeckt hätte, so willigte ich ein. Zwei der Sachen sind übrigens gar nicht mal von mir, sondern von Kette ***), dessen Gutmütigkeit ich so mißbrauchte, wie die meine vorher mißbraucht war. Wenn es Ihnen übrigens nicht langweilig ist, die vier oder fünf kleinen Strophen unter der Überschrift „Bianka" noch mal durchzulesen, so bitt ich Sie, mir gelegentlich Ihre Meinung über dies Gedicht zu schreiben. Es ist doch vielleicht gut. Wenn es nämlich einerseits auch wahr ist, daß nur „zum Herzen geht, was vom Herzen kommt", so gibt es doch auch glückliche Einfälle, gute Griffe und Würfe, auf denen man ein Goldstück gewinnt, auch wenn der Herzenseinsatz keinen Kupferdreier Wert hatte.

---

*) Storm kam aber nicht dahin.

**) In Steffens' Volkskalender von 1855 waren Gedichte von Th. F. abgedruckt, die Storm abfällig beurteilte, indem er von „solidem Fabrikstempel" sprach.

***) In seiner Autobiographie (Ges. Werke II, 3, S. 7) nennt Th. F. zwei Brüder Kette als Mitglieder des „Tunnels". Es wird der ältere Hermann gemeint sein.

Daß Ihnen die Londoner Briefe*) gefallen, gefällt mir wiederum. Mit den „Reisebildern" ist doch nur eine teils zufällige, teils scheinbare Ähnlichkeit da. Ich will nämlich wirklich eine Art „Guide" geben und bilde mir ein, das auch erreicht zu haben. Diesen Zweck hat Heine nie. Ich möchte behaupten, daß mit Ausnahme von ein paar Theatern und der berühmten Barclayschen Bierbrauerei alles in meinem Buch beschrieben oder angedeutet ist, was London an Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat. Insofern haben diese Briefe einen ganz praktischen Zweck.

Für die Notizen betreffs der Hermen-Kritik**) dank' ich bestens.

Kuglers und junge Heyses sind Sonntag vor acht Tagen hier eingetroffen. Alles wohl und munter. Paul trinkt bairisch Bier, bavarisiert sich nach Kräften und schreibt eine Kritik über Storm***).

Die Bilderausstellung verlohnt noch keine Reise, vielleicht nach acht bis vierzehn Tagen; dann wird auch Menzels Bild†) dort sein.

Eggers ist noch nicht zurück, kommt auch erst zum Schluß des Monats.

Gearbeitet hab' ich einiges, doch steht von Schill††) und Wolsey noch nichts auf dem Papier. Es werden auch noch vierzehn Tage vergehn. Aber mit Balladen kann ich fix und fertig aufwarten; ich werde Ihnen eine und zwar

---

*) Vgl. S. 117.

**) Vgl. die Anmerkung S. 116.

***) Erschien im Literaturblatt 1854 Nr. 26 S. 103f.

†) Das Gemälde „Friedrich der Große auf Reisen", das sich in der Ravenéschen Galerie in Berlin befindet.

††) Sollte ein Roman werden. Aus ihm ging schließlich „Vor dem Sturm" hervor.

„Marie Duchatel“ zum Geburtstag schicken. Heut hab' ich keine Zeit mehr zum Kopieren. Ihr Urteil und einzelne Winke zur Korrektur erwartet dann gelegentlich Ihr

Th. Fontane.

Herzliche Grüße an Frau Constanze.

An Theodor Storm.

Freitag. (Undatiert. c. Ende September 1854.)

Lieber Storm.

Morgen ist Rütli bei mir. Es versammelt sich nur Menzel, alles andre ist ausgeflogen, und wenn Sie kommen (was Zweck dieser Zeilen ist), so werden Sie wie jener Lehrer sagen können: „Ich sehe da wieder viele, die nicht da sind.“

Ich bin wieder Strohwitwer; wenn Sie indes — was vorausgesetzt wird — zu Nacht bleiben, werden Sie's besser treffen als neulich, da ein gutes Mädchen da ist und für Ordnung sorgt. Auch erwartet Sie kein „Folterbett“. Den Sonntag könnten wir dann verplaudern und verkneipen.

Über Ihre Besprechung Groths*) hab' ich Ihnen wieder viel Schönes zu sagen. Sie haben auf der zweiten Seite gewiß den Nagel auf den Kopf getroffen und einfach dargelegt, was mir bis jetzt — hinsichtlich all unsrer Dialektdichtungen — ein ungelöstes Rätsel schien. Ich suchte es Gott weiß wie und wo; es leuchtet einem aber sofort ein, daß es so ist, wie Sie's sagen.

Wenn Sie kommen, bringen Sie doch auch Ihre neuste Erzählung zu nochmaliger privater Lesung mit.

Über der Argo steht wieder ein Gewitter, das sich vom

*) Über die hochdeutschen Gedichte Klaus Groths „Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn“ (Hamburg 1854) im Literaturblatt 1854, S. 75 f.

Starnberger See aus drüber zusammengezogen hat. Von Kugler traf ein Brief ein. Alles andre mündlich.

Tausend Empfehlungen Ihrer lieben Frau. Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 15. Februar 1855.

Lieber Storm.

Eben nach Haus kommend, find' ich ein Briefchen unsres guten Merckel vor, das die Argonautenfahrt nach Potsdam mehr als unwahrscheinlich erscheinen läßt. Die Familien Kugler und Merckel sind krank, wenigstens reiseunfähig. Nun könnte man zwar im Vertrauen auf die Gastlichkeit Ihres tea-pot's nötigenfalls allein kommen, aber ich bekenne Ihnen, daß ich, bei großem Zeit- und Geldmangel, überhaupt nur aus Korpsgeist mitgekommen wäre. Ich fürchte nicht, daß diese Ablehnung auch die Wirtschaft hart mitbetrifft und auf einen Kalbsbraten stößt, der nun sieben Tage lang hintereinander en famille vertilgt werden muß.

An das Zustandekommen einer Rütlisitzung bei Tannhäusers *) verzweifle ich nun nachgerade; — auch kann's beinah' nicht anders sein. Eine ganze Korporation flottzumachen, ist kein Spaß. Ihre Rezension über mich ist mir noch Geheimnis **).

Leben Sie wohl; tausend Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau von Ihrem Lafontaine.

---

*) Tannhäuser ist Storm's Übername im „Tunnel".

**) Sie erschien Oktober 1855 im Literaturblatt, S. 85 ff., und gibt in sicheren Strichen eine Charakteristik des jungen Th. F. Vgl. oben S. 105 f.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 16. Juni 1855.

Lieber Storm.

Herzlichen Glückwunsch zur glücklich eingetroffenen Lisbeth. Noch dazu ein Sonntagskind! Das wird die famosen Gespenstergeschichten des Papa dermaleinst nicht nur erzählen können, sondern neue erleben, zu Trost und Freude eines Th. Storm der Zukunft. Vor allem wünsch' ich dem kleinen Wesen, daß es in der Liebe glücklicher sein möge als die arme Elisabeth*), der zu Ehren es doch wohl „Lisbeth" getauft werden soll. Sollte sich aber das Unwünschenswerte doch ereignen, so bitt' ich wenigstens um Immenseeverklärung der lamentablen Geschichte.

Ihre Wage also schwankt zwischen Perleberg und Prenzlau! Gott, wohin führen nicht alles die Wege eines deutschen Dichters! Prenzlau böte vielleicht Stoff und ist eine reiche, behäbige Stadt, aber es erscheint mir wie ein Omen, daß Sie es mit einem ʒ schreiben. Das kann Ihnen ein Prenzlauer nie vergeben.

Ich komme gewiß noch mal zu Ihnen herüber, aber vermutlich allein und erst nach vier Wochen. (Ich trinke jetzt Brunnen.) Wenn Sie glauben, daß ich, infolge unsres Briefwechsels vom vorigen Sommer, noch einen kleinen Groll gegen Sie im Pökel habe, so halten Sie mich für einen größeren Esel, als unbedingt nötig ist.

Wenn ich Sie sehe, wollen wir über Freytags Roman plaudern. Ich halte es für kein geniales Produkt, aber mit für das Beste, was ein Nichtgenie unter Benutzung (nicht Nachahmung) großer Vorbilder zu leisten imstande ist. Wir sind hier durchweg entzückt; auch der nicht leicht zu befriedigende Paul Heyse lobt durch ein eichenes Brett.

*) In Storms Novelle „Immensee".

Können Sie mir nicht auf einen Tag die Gutzkowsche Kritik über „Soll und Haben" schicken*)? Ich würde Ihnen dafür sehr dankbar sein!

In den Pfingstfeiertagen (auf einer Reise, und zwar im Städtchen Luckenwalde) wurde meine Frau von einem Siebenmonatskinde entbunden; — es ist heut vor acht Tagen wieder gestorben. Es sah natürlich noch „unterirdscher" aus als der Kleine**), den Sie im vor'gen Jahr unter die „Unterirdschen" rangierten.

Meine Frau ist noch sehr angegriffen, erholt sich aber doch allmählich, wie's scheint.

Die herzlichsten Grüße an Sie und Ihre liebe Frau und die Versicherung unveränderter Freundschaft von Ihrem

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 22. Juli 1855.

Lieber Storm.

Weiß der T . . . . ., daß es mit unserer Korrespondenz nicht mehr recht gehen will! Seit länger als vierzehn Tagen stehn Sie obenan auf meinem Zettel, und jeder Blick auf die bestaubt vor mir liegenden „Unterhaltungen am häuslichen Herd" ist mir ein Stich ins Herz. Aber wiewohl mein Herz bereits aussehen muß wie das Nadelkissen eines wohlbeschäftigten Schneiders, hat doch alles nichts geholfen, und der Dankesbrief an Storm ist ungeschrieben geblieben.

*) „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (Leipzig 1855) Bd. 3, Nr. 35, S. 558 f. Th. F. schrieb selbst eine Rezension über den Roman, die nach seinem Tagebuch am 5. Juli beendet war und am 26. Juli im Eggersschen Literaturblatt erschien.

**) S. oben S. 111.

Anbei nun also die Doppelration Gutzkowscher Gereiztheit und, daß ich's sagen muß, bis zur Dummheit sich steigernder Kleinheit mit bestem Dank zurück. Es ist möglich, daß Sie über den Wert oder Nichtwert des Freytagschen Buches ähnlich fühlen, aber jedenfalls hätten Sie Ihre werten Gefühle besser ausgedrückt. Selbst Kugler, der das Buch mit ungemeiner Befriedigung gelesen hatte, meinte, Gutzkow habe im wesentlichen (d. h. darin, daß dem Roman der Hinweis auf die höchsten Dinge fehle) recht; aber die Art, wie er dies sein Recht ausspricht, bringe ihn um das letzte Jota desselben.

Warum ich aber nun allerhauptsächlichst schreibe?!

Sie kennen die Dresdner Schillerstiftungsidee. Das dortige Komitee hat sich in letzter Zeit gemüht, hier ein Filial ins Dasein zu rufen. Es wandte sich dabei an einen meiner Kollegen (Dr. Pabst) und dieser an mich. Ich brachte die Sache im Rütli zur Sprache (vor acht Tagen), und gestern konstituierten wir uns — d. h. nicht der Rütli, sondern die einzelnen Mitglieder — als interimistisches Schillerstiftungskomitee. Die nächste Sitzung ist am Mittwoch. Es werden noch viele folgen. Unsre Bitte geht nun dahin, daß Sie uns womöglich Ihre Person und Tätigkeit, mindestens aber Ihren Namen (bei zu erlassenden Komiteeaufrufen usw.) zur Verfügung stellen. Können Sie am Mittwoch abkommen, so werden Sie am Abend desselben Tages 6 Uhr beim Dr. Pabst, Hirschelstraße*) 24, parterre — also in der Nähe des Bahnhofs —, ein gern gesehener Gast und im Komitee eine nicht genug zu schätzende Stütze sein. Jedenfalls aber erwarten wir, daß Sie zu einer dieser Sitzungen, die Ihnen jedesmal angezeigt werden sollen, herüberkommen und bei dieser

*) Jetzt ein Teil der Königgrätzer Straße.

ersten uns wenigstens durch einige zustimmende Zeilen erfreun. — Wenn ich Sie endlich mal wiedersehe, erzähl ich Ihnen mündlich von meinen Arbeiten und Plänen. Bis dahin unter herzlichen Grüßen von mir und Frau an Sie und die Ihrige, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

Berlin, d. 30. August 1855.

Lieber Storm.

Nach einigem Schwanken, ob wir nicht ein Übriges tun und am nächsten Sonntag, in Tannhäusers Gesellschaft, die Sanssouci-Fontainen sollten springen sehn, haben wir uns schließlich doch entschlossen, fein sparsam zu sein und zu Hause zu bleiben. So nehm' ich denn schriftlich von Ihnen Abschied, eine Sentenz, zu deren Verständnis freilich noch die Mitteilung gehört, daß ich am Dienstag früh über Hamburg nach London gehn und entweder zwei Monate oder fünf Jahre daselbst verweilen werde. Es handelt sich um Gründung einer Art Zeitung, und von dem Zustandekommen des Unternehmens hängt mein kürzrer oder längrer Aufenthalt in England ab*). Der Rütli sieht also einer abermaligen Vakanz entgegen.

Ich hoffe auch jenseits des Kanals von Zeit zu Zeit ein Wort von Ihnen zu hören und meine Autographensammlung durch neue Stormsche Schriftzüge erweitern zu können.

Ihnen sei Prenzlau und die neun Musen hold. Mir aber bewahren Sie ein Plätzchen in Ihrem Herzen. Tausend Grüße Ihnen und Frau Constanzen von Ihrem

Th. Fontane.

---

*) Vgl. Familienbriefe. Ges. Werke II, 6, S. 36.

London, d. 31. Oktober 1855.
23. New Ormond Street
Queens Square.

Vielgeliebter Rütli.

Wenn du noch am Leben bist, so erfahre zunächst, daß auch ich mich noch des himmlischen Lichtes freue, freilich nur insoweit, als ein respektabler London-Nebel das zuläßt, und als überhaupt noch von Freude die Rede sein kann, wenn ein Rütlione ohne Rütli ist. Die Würfel — um eine Wendung von entsprechend historischer Wichtigkeit zu gebrauchen — sind gefallen, und der Rubikon ist überschritten. „Ich bleibe hier," schreit Ferdinand Cortez, wenn ich nicht irre, und nur insoweit unterscheid' ich mich von ihm, als ich an guter Stelle gelernt habe, „daß Vorsicht des Mutes besserer Teil ist", und infolge davon mit mir einig geworden bin, die Schiffe nicht zu verbrennen. Ja, ich denke sogar, um der Neuzeit wie billig Rechnung zu tragen, eine regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Ormond Street und der Heimat einzurichten, und nirgends wird der rascheste und beste meiner Steamer lieber anlaufen als an den Werften, wo der Rütli seine Pfeife dampft und Werg zupft und festsitzt wie Pech, zum Schrecken aller wartenden Ehefrauen. Die Heimat mit der Fremde zu vertauschen (und wenn's auch eigene Wahl wäre; unsere Wahl ist oft nur Zwang) ist immer hart. Aber es ist doppelt hart in den Fest- und Freudewochen, die die Grenznachbarn des alten und neuen Jahres sind. Am 14. November beginnt für mich der Reigen mit dem Geburtstag meiner Frau, und er schließt ab mit dem 19. Januar, dem Geburtstag meines geliebten und verehrten Lessing*). Und dazwischen liegt Weihnachten im Kranz dreier Stiftungs-

*) Franz Kugler.

feste: Tunnel, Rütli und Ellora. Mit meinen Gedanken werde ich an jedem dieser Tage bei Ihnen sein, an dem einen oder andern wohl auch mit einigen Zeilen. Nun aber sei es mir vergönnt, das Rütlikollektivum aufzugeben und jeden einzelnen insbesondere zu begrüßen. Ich wähle die Reihenfolge, die unter uns gilt.

Lieber Anakreon*). Brav so! Stolz lieb ich den Rostocker. Ich habe Dir Briefe geschickt in allen Formen, druckbare selbst (wofern Du sie dafür hältst) und sehe noch immer einer Zeile entgegen, die wenigstens den Empfang konstatiert. Doch sollt' ich Dir zürnen? Wer weiß, welcher Leibschwabe**) Dir eben jetzt Deine Stunden stiehlt, und wie würd' ich den Antrag zu stellen wagen, dies altehrwürdige Institut um meinetwillen aufzugeben! Aber weg den Scherz. Ernsteres nimmt Deine Zeit gefangen, und ich sehe Dich im Geiste neue Bäume pflanzen für die Zukunft. Laß mich die Namen der neuen Vereine wissen***), mit deren Gründung Du für diesen Winter beschäftigt bist, und, wenn das Register zu lang wird, so nenne wenigstens die wichtigsten. — Aber sag' an, bist Du nicht eigentlich die Steigerung eines Don Juan! Du zeugst die Vereine, gibst Dich mit ihnen ab und läßt sie laufen. Wann wird ein Leporello Dir die gebührende Arie singen? Mitunter ist mir bang' um Dich; aber wenn Deine Taten auf der berühmten Wage Franz Moors gewogen werden, wird eine Stimme (vielleicht Lepels, der dann gut situiert ist) durch die Himmel schallen: „Rütligründer", und bei dem Wort

*) Friedrich Eggers.

**) Friedrich Eggers protegierte junge Leute, mit denen er sich gern umgab. Darüber sowie über die Benennung dieser Gefolgschaft vgl. Wilhelm Lübkes „Lebenserinnerungen" (Berlin 1891) S. 155.

***) Vgl. dazu „Von Zwanzig bis Dreißig", Ges. Werke, 3, S. 42 f. Auch die „Ellora" war von Eggers gegründet.

wird es wie ein Zentner in die gute Schale fallen, und alle Deine Vereinsmissetat wird leicht befunden werden — wie ein lyrisches Gedicht.

Lieber Immermann *). Seit ich Sie nicht sah, sind Sie im Gebirge gewesen und ich auf See. Sie haben Bergluft geatmet, und ich bin seekrank geworden. So hat jeder sein Vergnügen. Ich kann nicht leugnen, daß das Ihrige mindestens so viel höher steht als die Koppe über dem Meeresspiegel. Kann es auch anders sein? Wer unter uns wäre ein feinerer Epikureer als unser Immermann? Ach, eben jetzt tritt „Onkel Friedrich" vor mein begehrliches Auge und meldet, daß angerichtet sei. Wir sind unsrer sechs und schreiten paarweis in die Efeustube. Die Kanarienvögel nebenan schauen neugierig zu; selbst der Fuchs spitzt die Ohren. Immermann, in männlicher Selbstverleugnung, kehrt seinen Rücken dem Spiegel zu. Neben ihm zur Linken sitzt eine junge Frau in gelber Seide (es ist ihr ein und alles), die das Gelübde geleistet hat, bei Immermann immer ohnmächtig zu werden. Sie neigt sich eben zu ihrem zweiten Nachbar **), dessen bewunderter Kopf auf allen Wandgemälden Kaulbachs prangt, und über dessen Toilette und Farbenzusammenstellung die Ansichten immer noch in Zwiespalt sind. Er trägt heute die zweite Garnitur: blauer Frack, orange Weste, grüne Krawatte. Die saphirne Tuchnadel fehlt; er ist augenblicklich nicht in ihrem Besitz. Wunderbare Worte fließen von seinen Lippen. Der Name Pepita ***)

---

*) Wilhelm v. Merckel.

**) Friedrich Eggers. Von Zwanzig bis Dreißig. Ges. Werke II, 3, S. 44 f. Sein klassisch schöner Kopf wurde von Kaulbach als Modell für den Perikles auf dem Gemälde „Die Blüte Griechenlands" verwandt.

***) Die spanische Tänzerin Pepita de Oliva erregte damals



Franz Kugler.

kehrt oftmals wieder; er sah sie gestern zum siebenten Male, und zwar mit vier Mann Bedeckung, um sie ungestörter genießen zu können. Man schenkt nichtsdestoweniger seinen Worten eine nur geteilte Aufmerksamkeit, und seine Nac..arin bittet ihn „einschenkend“. Zur Linken des bärtigen Schwärmers sitzt die Wirtin des Hauses, auf ihrem Gesicht den Ausdruck der Freude und Herzensgüte. Sie erhebt sich eben, um ihrem zweiten Nachbar die letzten Klöße aus der Suppe zu fischen, denn sie ist gut und kennt die Schwächen seines Herzens. Ach, dieser Nachbar, wie lange hat er keinen Schwemmkloß gesehen, und wie ewig lange ist es, seit er den Lockenwald von Fräulein Klara zum letzten Male an seiner Seite sah! Stunden vergehen im traulichen Gespräch. Endlich kommen die kleinen Gläser mit der ovalen Öffnung, und der Ungar gibt dem Feste die Weihe. Immermann aber steht in Blüte nun wie das Fest selbst, und nachdem er die Ritter vom Geist alle neun (Bände) in den Sand geworfen hat, äußert er seinen Schmerz über das Nichterscheinen des zweiten Argo-Jahrgangs. Trostworte fallen links und rechts; umsonst — bis „Onkel Friedrich“ den Kaffee bringt und unterm blauen Dampf der Zigarren alle Sorgen zu Rauch und Asche werden. Liebe, kleine Immermannsche Diners, was gäb' ich nicht darum, wenn ich eins davon in London hätte!

Lieber Lessing *). Du bist nun zurück von Deinem großväterlichen Geschäft und gehörst wieder der Baugeschichte. Der November ist da. Die Bäume sind entblättert, auch der Nußbaum im Garten. Ich habe Dich nicht mehr um die Kaffeestunde dort zu suchen. Alles still, nur der Wind ist laut und erzählt viel, aber nichts von der Literatur. Tod und

und später bei einem Gastspiel im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ungewöhnlichen Enthusiasmus.

*) Franz Kugler.

Winter sind gekommen, und nur in Hansens*) Macerierstall ist es nach wie vor lebendig. Wenn ich Dich finden wollte, so muß ich die berühmte breite Freitreppe des Kuglerschen Hauses hinauf, von der man eigentlich bedauern muß, daß sie keine Gelegenheit hat, ihrem eigentlichen Berufe nachzukommen**). Sie ist wie erfunden für alle jene Schuldner, die das Bedürfnis fühlen, ihre Gläubiger die Treppe hinunterzuwerfen. Im Besitz solcher Treppe braucht man sie nur ihrem Schicksal zu überlassen. Aber da hab' ich Dich. Du reitest auf dem Schreibsessel und siehst mich verklärt an; denn Du hast eben gefunden, daß die untere Hälfte der Memnonssäule um 15000 Jahre älter ist, als man gewöhnlich annimmt; ja, daß die unterste Schrift aus einer Zeit herrühren dürfte, wo das Krokodil noch eine dunkle Idee der Schöpfung war und statt seiner hundert Fuß lange Hydrarosse am Nilufer Zeck spielten. Aber da klopft Frau Klara zum Tee; und nachdem Du im Wippstuhl weiter gedacht und geträumt hast, erhebst Du Dich endlich wie ein Sieger und singst mit einem Nachdruck, den heute nur der Eingeweihteste versteht: „Ich fühle so frisch mich, so jung!" Bleib es! Das wünsch' ich Dir und uns von ganzem Herzen.

Lieber Metastasio***). Das große Haus, der parkettierte Fußboden und eine Galerie von Ölgemälden an den Wänden — da kratzt sich mein bißchen Humor verlegen hinter den Ohren (auch dieser Dativ beunruhigt mich) und murmelt vor sich hin: Take care, mit Schulräten ist schlecht Kirschen

*) Kuglers Sohn. Vgl. über ihn Paul Heyses „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse". 3 Auflage (Berlin 1900) S. 315f. und Adolf Wilbrandt, „Aus der Werdezeit" (Stuttgart 1907).

**) Das Haus Friedrichstraße 242 schildert Th. F. Ges. Werke II, 3, S. 35f.

***) Schulrat Bormann.

pflücken. Aber sind Sie denn wirklich Schulrat? Sind Sie nicht vielmehr Metastasio, und muß ich Ihnen nicht erzählen, daß ich bei einem alten Antiquar in der Oxfordstraße Tag um Tag Metastasios sämtliche Werke ausgestellt finde? Ich kann natürlich niemals dran vorübergehn, ohne Ihrer zu gedenken, und wenn Sie nicht bereits im Besitz alles dessen sind, womit ihr Taufpate Welt und Bühne beschenkt hat, so möcht ich wohl einmal Veranlassung nehmen, mich für die Bücher zu revanchieren, die ich Ihrer Freundschaft verdanke. — Ich würde Sie länger festhalten, aber der Zeiger setzt eben ein — im nächsten Augenblick wird es acht schlagen — und die Geographische*) wartet nicht. Dr. Barth ist ohnehin zurückgekehrt und darf nicht versäumt werden. Er hat in Timbuktu und in Sanssouci an königlicher Tafel gesessen. Solche Leute sieht man nicht alle Tage. Eilen Sie; au revoir!

Lieber Rubens**).

Auf der Nogat grünen Wiesen
Steht ein Schloß in Preußenland,
Das die frommen deutschen Riesen
Einst „Marienburg“ genannt.
Mancher gelb-grün-rote Kleister
Klebt das Bild dort auf den Stuck.
Endlich, endlich kam ein Meister,
Und das war ein großes Gluck.

Ach, ich kenn ihn nicht, den Alten,
Den mit Schild und Speer und Schwert
Und mit langen Mantelfalten
Meister Menzel dort verklärt.
Ach, ich würde gerne fragen,
Ist es Albrecht, Salza, Plau?
Doch — kein Buch, um aufzuschlagen,
Und ich kenn sie nicht genau.

---

*) Geographische Gesellschaft, deren Mitglied Bormann war.

**) Adolf Menzel.

„Nun adieu, du alter Remter,
A présent il faut que j'aille!“
In die Tuilerien kömmt er
Und vor allem nach Versailles.
Ach, er sieht sehr schöne Rahmen,
Schöne Bilder auch dazu,
Vernet und sein eigner Name
Stoßen an auf du und du.

Daß ich, wie's (Ihre Erlaubnis dazu vorausgesetzt), eigentlich meine Absicht war, nicht dazu gekommen bin, mit Ihnen in Paris Bilder zu verschlingen, werd ich ewig bedauern. Leben Sie wohl und zeigen Sie der Welt bald wieder einmal, was eine Harke ist.

Schenkendorf!*) Liebster, ältester, ungetreuester. Es ist schändlich, daß Du um Heisings willen meiner ganz und gar vergißt. Man soll, um die Lehre von den Verhältnissen zu ergründen, nicht alte, zu Recht bestehende Verhältnisse ignorieren oder ganz vergessen. Und selbst wenn „Herodes“ an aller dieser Vernachlässigung schuld sein sollte, so bitt ich Dich doch, zu bedenken, daß ich keiner von denen bin, die in Deinem ersten Akt bereits gemördert werden und keine weiteren Ansprüche auf Berücksichtigung haben. Geh in Dich, schreibe, schreibe viel, schreibe nett und vergegenwärtige Dir, daß ich einen Ozean von Tinte bereits ex officio konsumiert habe. Die gewöhnlichen Schreibgesetze dürfen unter uns nicht gelten, und das Kerbholz alter Kaffeeschwestern wirst Du doch zwischen uns nicht einführen wollen. Also!

Und soll ich nun auch, um vollständig zu sein, der auswärtigen, korrespondierenden Mitglieder gedenken? So schick' ich zunächst nach München die herzlichsten Grüße

*) Bernhard v. Lepel.

an Jung Hölty*), den Vater und Dichter, der immer nur wie Banquos Geist im Rütli saß; versteht sich, ein lachender Banquo mit Grübchen um den Mund und nicht wie Stawinsky**) mit sieben Heftpflastern im Gesicht. Und nun Tannhäuser***)! Tannhäuser, wo bist du? Ach, wenn er im Venusberg säße (für den er, glaub' ich, eine leise Vorliebe hat), ich wüßt ihn nicht schwerer zu finden als in diesem Augenblick. Ich irre durch die Straßen Perlebergs und finde ihn nicht. Ich frage in Prenzlau — man kennt ihn nicht. Und man würd ihn doch kennen, wenn er da wäre! Wer würde Stormen nicht kennen?! Ihn, den Schleswig-Holsteiner, den norddeutschen Mörike, den Sänger von Bulemanns Haus, den Vater mehrerer selbständiger Kinder? — Wo er aber auch weilen mag, ein Vivat für seine Lyrik und den Wunsch, daß im märkischen Sande die Blume weiterblühen möge, die unterm Windhauch der Nordsee so spärlich, aber eben darum um so kostbarer gedieh!

Lafontaine.

An Friedrich Eggers.

London, d. 24. November 1855.
23. New Ormond Street
Queens Square.

Mein lieber Anakreon.

Daß ich heut mit unter den „Völkern bin, die von Theseus Stadt und Aulis Strand gastlich bei Dir zusammenkommen", hast Du der Elloramutter†) zu danken, die mich in einem heut erhaltenen Briefe daran erinnert, daß am

---

*) Paul Heyse.
**) Kgl. Schauspieler.
***) Theodor Storm.
†) Frau Emilie Fontane.

27. November Eggers' Geburtstag sei. Diese exakte Kenntnis und Aufmerksamkeit würde mich auf den Mann der kleinen, blauen, schwärmerischen Augen eifersüchtig machen, wenn sich dieses neuste, mordheischende Schnupftuchmotiv nicht dadurch aufklärte, daß Desdemona im Besitz jenes Fontane-Albums *) ist, dessen literarischer Wert zwar immer bezweifelt worden ist, aber um so bereitwilliger in seinen kalenderartigen Vorzügen Anerkennung gefunden hat. Darin heißt es denn auch: Eggers, Friedrich, geb. zu Rostock am 27. November 1819 usw.

Ich wünsche Dir, würdiger Freund, daß Du der Welt erhalten bleiben mögest, d. h. dem Tunnel, dem Rütli, der Ellora, dem Kunstblatt, dem evangelischen Verein, dem Verein für mittelalterliche Kunst, dem Verein für Einführung bunter Männertrachten, dem Verein zur Aufbewahrung männlicher Keuschheit usw. Rechne ich noch die Leibschwaben und den alten Schotten **) hinzu, so werden jene Vereine ziemlich die Welt umfassen. Eine Frau wünsch' ich Dir nicht mehr und empfehle Dir, in Stunden, wo Du schwankst, den „Michel Angelo" von Paul Heyse zu lesen, damit Du wieder fest im Sattel wirst. Erhalte Dich der Kunst und richte Dich an der Wahrheit auf: lieber alle Jahre einen neuen Verleger als — ein neues Kind. An Deinem Geburtstage selbst trink' nicht zu viel Schokolade und gedenke Deines fernen Freundes, wenn Du den ersten Schnitt in den üblichen, schräggekerbten Napfkuchen tust. Mein Geburtstagsgeschenk für Dich bleibt in der Luft hängen. Am besten ist es (warum sollten wir uns genieren?), Du sprichst einen Wunsch nach irgend was apart Englischem aus, und ich schick' es Dir dann bei Gelegenheit.

---

*) Vgl. oben S. 35.

**) Vgl. oben S. 45.

Ich muß mich sehr quälen, doch tu ich es von Herzen gern. Jeder vernünftige Mensch ist gern tätig, wenn er erkennt, daß es zu etwas führt, und daß seine Arbeit ihn wenigstens ernährt. Aber arbeiten, um doch zu verhungern, das ist hart. Ich habe wenigstens einen Vorgeschmack davon gehabt. Nun leb' mir wohl, grüße alle Freunde (auch die Ellorabrüder) aufs herzlichste. Ich höre, daß der berühmte Stormsche Artikel über mich*) endlich das Licht der Welt erblickt hat. Schick' ihn mir doch. Wie immer Dein

Th. Fontane.

An die Ellora.

London, d. 14. Februar 1856.
(St. Valentines Tag.)

Lieben Brüder in Ellora.

Heut ist St. Valentines Tag, wo man sich in England Neujahrswünsche schenkt. Könnt ihr euch etwas Tolleres denken! So ist diese stolze Nation in allem um vierundvierzig Tage zurück. Sie selber behauptet freilich, sie sei um zehn und einen halben Monat voraus, was sich auch hören läßt. So kommt man aus dem Zwiespalt nicht heraus, wer größer sei: Deutschland oder England. Die Angelsachsen haben wir mit ihnen gemein, und statt Shakespeare haben wir Hermann den Cherusker**) und den Fechter von Ravenna.

Dove hat mir sagen lassen, ich möchte nicht länger als zwei Jahre in London bleiben; jeder Deutsche, der

---

*) Vgl. oben S. 129.

**) Vielleicht ist ein so betiteltes Drama von Hans Koester gemeint.

diesen Rat verachte, werde entweder dumm oder verrückt. Der Mensch schmeichelt sich immer, und so nehm ich das Mildere an, das zugleich meinen natürlichen Anlagen am meisten entspricht. So arbeitet man denn hier wie ein Arsenikarbeiter oder ein Mitglied der Aufläbergilde, die da wissen: mit fünfundvierzig ist es vorbei. Ich bin jetzt sechsunddreißig. Also mit achtunddreißig ist es vorbei. Adieu dann Balladen und stolze Mitarbeiterschaft am Literaturblatt. Dann ist die Zeit da, wo ich in jeder Debatte unterliege, gleichviel ob ich mit Lazarus oder Blesson*) kämpfe. Es gäbe ein Rettungsmittel — Flucht. Aber ihr kennt den Traumzustand, wo man fliehen will vor einem langen, langen Messer und doch wie angewurzelt steht. Ihr habt von dem Vöglein gehört, das in den Zauberkreis der Schlange gebannt ist. Ich werde hier verwunschen bleiben, bis eine deutsche Prinzessin, die ich noch nicht näher bezeichnen kann (vielleicht werd' ich Balladenvorleser bei der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt), mich aus diesem Zauberschlaf weckt.

Bleibt das aber alles aus, und sollen mir zuliebe keine Wunder mehr geschehn, nun, so lebt ja die Ellora noch. Ihr sammelt (reich seid ihr ja alle), delegiert einen und laßt mich holen. Dann in der ersten Ellorasitzung wäscht mich Irus**) mit seiner Lauge, Dick***) macht alles geschmeidig, und dann kommt der Chevalier†), krempelt sich die Rockärmel auf wie ein Accoucheur, greift tief ins Innerste hinein, packt den Spleen und reißt ihn ritsch,

---

*) Moritz Lazarus (1824—1903), der bekannte Philosoph, Mitglied des Tunnels und des Rütli. Major Blesson, ebenfalls Mitglied des Tunnels. Vgl. Ges. Werke II, 3, S. 8.

**) Der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke.

***) Richard Lucae, Architekt. Vgl. Ges. Werke II, 3, S. 47f.

†) Karl Zöllner.

ratsch mit einem Zuge zum Leibe heraus. Dann Tee und ein quatre-mains, und alles ist wieder gut.

Bis zu dieser Operation und drüber hinaus immer euer Bruder in Ellora

Lafontaine genannt Noel*).
38 Berners Street
Oxford Street.

An Friedrich Eggers.

London, d. 25. April 1856.
23 Chepstow Place
Westbourne Grove, Bayswater.

Mein lieber Eggers.

Der große Gesandtschaftsbriefbeutel mag noch durch ein Briefchen mehr und Du durch die Lektüre desselben beschwert werden. Deine Mitteilungen über die letzte Tunnelkonkurrenz haben mich wieder ganz in das Treiben und all die kleinen Kämpfe und großen Aufregungen hineinversetzt, die das Leben bei uns so reizvoll machen. Ich wünsche aufrichtig, nach Jahren wieder unter den Kämpfenden zu sein; aber ich muß doch gleichzeitig bekennen, daß ich es eher für eine gnädige, segensreiche Schickung als für ein Unglück ansehe, daß ich auf so lange Zeit außerhalb dieser Aktionen gestellt bin. Als ich noch direkt unter euch war, sah ich meine damals doch auch nur literarische Beschäftigung mit der Politik schon als ein besonderes Glück an, als ein frisches, stärkendes Bad, als ein Schutzmittel gegen alle Einseitigkeit und die bei uns so häufige Überschätzung der Kunst auf Kosten des Lebens. Hier hab' ich nun das Leben; die Dinge selbst, nicht mehr bloß ihre Be-

*) Noel war Th. F.s Elloraname. Es wurde damit auf sein „Nölen" (niederdeutsch = langsam sein) angespielt. Vgl. das Gedicht „Fritz Katzfuß".

schreibung. Ihr Zeitungsschatten tritt an mich heran, und jede Stunde belehrt den armen Balladenmacher, daß jenseits des Berges auch Leute wohnen.

Genug davon. Mahne doch bei Kuglers, daß wir von Pauls neusten Sachen das eine oder andre erhalten. Ich bin jetzt hier (um Deine Frage zu beantworten) eine Art Berichterstatter und Korrespondent. Die Sache klingt pomphafter, als sie ist. Auch korrespondier' ich für eine Monatsschrift, die hundeschlecht bezahlt; aber eine große Zeitung, der mit täglichen Mitteilungen gedient wäre, fehlt mir noch immer. Es ist schon Mitternacht, und ich bin müde, sonst wollt' ich Dir auseinandersetzen, welches Huhn mit goldenen Eiern die Redaktionen in mir kaufen könnten; aber sie sind dumm und geben mir nichts zu essen, und so leg' ich lieber gar nicht. Tausend Grüße an alle Freunde.

Dein

Th. Fontane.

An Friedrich Eggers.

London, d. 23. Juni 1856.
Café Divan.

Mein lieber Eggers.

Du hast recht: der große Vermittler fehlt. Waagen *) und ich, wir wären längst die Dioskuren von Fitzroy-Sqare, wenn — Eggers hier wäre. Warum ist Eggers nicht hier? Weil er ein Tor, ein Teekessel ist. Fontane gehört nach Berlin, Eggers gehört nach London. Eggers, der Maçon ist (unter Deinen vielen schlechten Eigenschaften die schlechteste), der Reden halten kann, der sich völlig als Gentleman zu gerieren weiß (natürlich Du bringst den Braunen mit, mit dem dunklen Halstuch, nicht den blauen mit der Apfelsinen-

---

*) G. F. Waagen (1794—1868), Kunsthistoriker, damals Direktor der Berliner Gemäldegalerie.

weste), der ein halbes Dutzend nichtssagender Titel hat (hier unbezahlbar), der ausdauernd und beharrlich ist, ohne zudringlich zu sein, der, nach eignem Zeugnis, sich an der Table d'hote den muffligsten Gast aussucht, um den Triumph zu haben, einen wahren Trappisten hinterher als Volksredner zu sehn — dieser Eggers (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Röbbing, der sich weniger dazu qualifizieren würde) gehört hierher und würde England und Deutschland staunen machen. Selbst eine Frau würd' er hier kriegen. Die Engländer würden sagen: he knows everything und he is quite a gentleman, und die Deutschen und die Rostocker würden ausrufen: „Wir wußten es; er war von je — ein Bösewicht. Wer es vom Nagel bis zum Kunstblatt bringt, für den ist kein Sprung zu weit. Er hat reüssiert, und er darf nun wieder einen Nagel haben."

Genug des Unsinns! So viel ist aber Sinn und Wahrheit, daß Du hierher gehörst. Wie hier Posto fassen, das weiß ich nicht. Wenn Du aber nur einen Quadratfuß für Dich hast, so eroberst Du von da aus England. Schindler *) ist Dein Unglück. Laß ihn laufen oder er Dich, and do'nt care about it. An Waagen hab' ich heut früh geschrieben und angefragt, wann er mich zu sehn wünscht.

Die Vossin wird wohl in diesen Tagen, vielleicht morgen (Dienstag) schon einen langen Aufsatz von mir bringen: „Die Kunstausstellung". Das ist nun nicht mehr und nicht weniger als Verrat, Verrat an Rütli, Ellora und Eggers in specie. But I could do'nt help it. Ich brauche viel Geld, und die Vossin hat den besten Beutel. So

*) Der Verleger des von Eggers herausgegebenen Deutschen Kunstblattes.

verzeih. Wenn es sich um Geld handelt, wirst Du immer weich und läßt fünfe gerade sein. Du fühlst in solchen Augenblicken, daß Du über ähnliche Schwächen nicht erhaben bist und dort den Tribut Deiner Huldigung zahlst, wo am meisten gezahlt wird. Wenn Dir der Aufsatz gefällt, kannst Du vielleicht einiges daraus brauchen.

Ich habe außer der mir angehörigen Douglasballade*) mehr als ein Dutzend Übersetzungen in meinem heimatlichen Schreibpult liegen. Wie sie aber ausgraben? Es ist nahzu unmöglich. Auch müßt' ich noch daran korrigieren, und die Stimmung dazu ist so schlecht wie möglich. Ich habe hier andres zu tun. Ich habe vorgestern auch an Lepel geschrieben. Wird er den Brief bekommen? Ich erseh aus dem Deinigen, daß er in Wieck**) ist.

Dein

Th. Fontane.

An Henriette v. Merckel.

London, d. 10. Juli 1856.
New Ormond Street,
Queen Square.

Hochverehrte gnädige Frau.

Seit Wochen brennt es mir wie eine Schuld auf der Seele, daß ich noch nicht Gelegenheit genommen habe, Ihnen für das reiche — freilich nicht unerwartete — Maß von Liebe und Freundschaft zu danken, das Sie meiner armen Frau so wiederholentlich gezeigt haben. Wie überhaupt kein Liebling der Grazien, so bin ich auch kein

*) Eggers muß Th. F. um Beiträge zu der geplanten neuen Ausgabe der „Argo“ (vgl. oben S. 119) ersucht haben. Der im Herbst dieses Jahres erschienene Band enthielt die von Th. F. im Dezember 1854 gedichtete berühmte Ballade „Archibald Douglas“.

**) Wieck in Pommern, das Gut Lepels.

graziöser Danker; aber wie die bloße Ungeschicklichkeit schon als Ehrlichkeit genommen wird, so mag es meiner Ehrlichkeit in Ihren Augen nicht schaden, wenn sie dem Ungeschick einen beachtenswerten Zoll entrichtet. Ein Tunnelmitglied *) sagte mir einmal (und zwar in vollem Ernst): Wenn Ihnen Ihr König und Herr fünfzig Taler schenkt, so haben Sie nichts Eiligeres zu tun, als ihm dadurch Ihren Dank auszudrücken, daß Sie zum zweiten Mal um fünfzig Taler bitten. Ich habe damals nicht wenig gelacht und bin doch jetzt wahr und wahrhaftig in der Lage, diesen Lehrsatz der höheren Unverschämtheit Ihnen, gnädige Frau, gegenüber in aller Ausdehnung zu akzeptieren. Ich danke Ihnen am besten, indem ich die lebhafte Bitte ausspreche, daß das Füllhorn Ihrer Freundschaft für uns nicht leer werden und Ihr helfender Rat nach wie vor der Stab und die Stütze meiner Frau sein möge. Es „gutmachen wollen" — wie die treffliche Gattin unsres Ernst Schultze **) sich auszudrücken pflegte — kommt mir undankbarerweise gar nicht in den Sinn, und alle Revanche, die ich Ihnen in Aussicht stellen kann, ist an Ihrem eignen Tisch, wo ich über kurz oder lang den alten Vernichtungskrieg gegen Schwemmklöße und Rebhuhnkeulen zu führen und der Hausfrau die Ehre anzutun gedenke.

Gestern zu schreiben, spätestens aber heut vormittag, war eigentlich mein fester Wille. Ein Berichterstatter ist aber nie Herr seiner Zeit, und wenn die Garden am Mittwoch einrücken, so muß er beinah so pünktlich auf dem Posten sein wie die Garden selbst. Wenn dann das Schauspiel vorbei ist, fängt die Arbeit des durch Parks und Straßen gehetzten Skriblers erst wahrhaft an, und er muß mit

*) Vgl. unten den Brief an Hans Hertz vom 16. März 1895.

**) Tunnelname des Rendanten Assessor Müller.

fiebriger Hast und zitternder Hand über das Papier hinfahren, um die Post nicht zu versäumen und die Gunst jener reichen „Tante“ nicht zu verlieren, deren einziger Erbe er freilich niemals wird.

O, daß ich's würde! Sie sollten Annoncenfreiheit haben und ein tägliches Exemplar auf Velin und Immermann*) dreimal die Woche zwei Spalten für einen Leitartikel. Ein Haus wollt' ich einrichten und an der feinen Gastlichkeit des Ihren mir ein Muster nehmen. Der erste Tafelaufsatz sollte von Silber sein, mit acht Nischen, und in einer Nische Ihr Name mit einem eigens gemachten Distichon (Korrekturen von Lepel). Ach, das Distichon wird wohl kommen, aber der Tafelaufsatz ist mir doch zweifelhaft. Wie immer dem sei, Sie nehmen den guten Willen und die lyrische Abschlagszahlung freundlich an und bleiben zunächst Ihre eigne Wirtin.

Kommt aber das Glück, so wissen Sie, was Ihrer harrt!

Unter tausend Empfehlungen an den Herrn Gemahl und Fräulein Klara, wie immer, gnädige Frau, Ihr dankbar ergebenster

Th. Fontane.

An Friedrich Eggers.

London, d. 18. Juli 1856.
23 New Ormond Street,
Queen Square.

Mein lieber Eggers.

Beifolgend zwei Ausschnitte. Der zweite (aus dem „Globe“) ist wie alle Globe-Artikel schwer zu verstehen. Halte fest, daß Prinz Albert, die „Deutschen“ und die Royal Academie auf einer Seite stehn, d. h. die Ver-

*) Der Gatte der Frau v. Merckel.

pflanzung der alten Gemälde samt und sonders nach Kensington Gore und zu gleicher Zeit die Verwendung des Nationalgaleriegebäudes (Trafalgar Square) ausschließlich zu Akademiezwecken wünschen. Die Sache wird dadurch genau so wie bei uns, nur müßtest Du Dir unser Bildermuseum bei der „Crelinger ihr Knie" *) denken. Die Royal Academie (Eastlake) wird dadurch ganz, was unsre Akademie ist:

1. und hauptsächlichst — Dienstwohnungen („der Mensch will doch wohnen"),
2. Kunstschule,
3. Ausstellungsgebäude für lebende Maler und Bildhauer.

Alles wie bei uns. Nur die Uhr fehlt; was nicht unwichtig ist, da ich drauf schwören wollte, daß es in Berlin Leute gibt, die ganz ernsthaft der Meinung sind, die Akademie sei dieser Uhr wegen da.

Laß bald von Dir hören. Besucht die Elloramutter, aber nie allein, weil ich sonst eifersüchtig werde.

Dein

Th. Fontane.

An Friedrich Egggers.

London, d. 2. August 1856.
23 New Ormond Street,
Queen Square.

Mein lieber Eggers.

Ich erhielt heut früh die letzte Nummer des Kunstblatts. Ich erseh daraus, daß Du meine Ausschnitte be-

---

*) Vgl. das „Deutsche Kunstblatt" Jahrg. 7 S. 274 f. Th. F. berichtet dort eingehender über die „Angelegenheit des Tages, die Verlegung der Royal Academy". „Der Crelinger ihr Knie" ist ein Berolinismus und Bezeichnung für das Charlottenburger „Knie", eine Biegung der Berliner Straße in ihrem östlichen Teil.

nutzen kannst, was mir Freude macht *). Am liebsten unterstützt' ich das Kunstblatt statt mit Zeitungsausschnitten mit Kupon a b schnitten; doch Du weißt ja, wie es mit unsereinem steht. Hast zum Schluß Deines sehr hübschen Eichleraufsatzes;**) mal wieder ein Wort über die ganze Gattung gesagt, der wir anzugehören die Ehre haben. Bei Gelegenheit dieses Aufsatzes kann ich doch nicht umhin, auszusprechen, daß es eine Erquickung ist, nach hunderten von englischen Leitartikeln mal wieder einen deutschen zu lesen. Ein englischer Leitartikel ist wie ein dünn ausgezogner Draht; ein kompaktes Stück ist besser und bequemer. Es ist derselbe Unterschied wie zwischen einem Bibelspruch und einer mittelmäßigen Predigt. Unsre deutschen Arbeiten, in bezug auf Form zurückstehend, sind doch wirklich inhaltreicher. Überhaupt: hurra Deutschland und Vaterland!

Dein

Lafontaine.

An Friedrich Eggers.

London, d. 18. August 1856.
92 Guilford Street.

Lieber Eggers.

Meine Frau schreibt mir, daß Du das Einsenden eines Korrekturbogens mit der Douglasballade für überflüssig hieltest. Das sieht Dir ähnlich. Weil ich es wünsche, deshalb steifst Du Dich darauf, es nicht zu tun. Du magst mir glauben, daß ich hier sehr tief empfinde, wie wenig an einer Ballade gelegen ist, und daß die Welt, die so viel andres hat, sämtliche Fontanesche Balladen entbehren kann.

*) Vgl. die Anmerkung auf der vorigen Seite.

**) Die plastische Anstalt und Gipsgießerei von G. Eichler in Berlin. Deutsches Kunstblatt S. 267 f.

Das ist richtig; aber wenn man mal vor dem Publikum erscheint, so darf man sich nicht im Einklang mit dieser Indifferenz präsentieren und die Worte an der Stirn tragen: „Es ist alles ganz gleich; vergessen wird es doch!"

Der Einwand, der durch Campe*) gemacht wurde, daß man etwas zu lange in Ungewißheit über die besondre Situation (als Verbannter) Archibald Douglas' bleibe, ist richtig, und ich muß demgemäß die Überschrift einrichten: sie muß bereits Auskunft geben. Das kann ich aber nur, wenn ich das Gedicht habe. Ich hab es hier weder, noch weiß ich es völlig auswendig. Außerdem, denk' ich, hat jeder ein Recht, sich einen Korrekturbogen auszubitten, vorausgesetzt, daß er bereit ist, die Kosten zu tragen. Ich denke daher, Du wirst mir einen Bogen schicken. Ich werde sonst auch kräpsch. Leb wohl!

Dein

Th. Fontane.

An Friedrich Eggers.

London, d. 6. Dezember 1856.
92 Guilford Street.

Mein lieber alter Eggers.

Es tut mir aufrichtig leid, daß der Nasenstoß vom 14. November, über den Du mir schreibst, nicht von bloß lokaler Wirkung gewesen zu sein scheint, sondern allen Anzeichen nach auch weiter nach oben gelegene edle Organe letal verletzt hat. Einen solchen Brief von hundert andern Leuten, z. B. von meinem lieben Lepel zu empfangen, würde mich keinen Augenblick in Erstaunen setzen, da unser letztgenannter Freund, um bei ihm stehnzubleiben, groß ist in irischen Bulls und die Echtheit seines Moses dadurch zu beweisen

*) Tunnelname von Louis Schneider.

versteht, daß er einem die Buonarottischen Fingerabdrücke daran zeigt. Ja, ich selber, um die Wahrheit zu gestehn, hätte solchen Brief schreiben dürfen, nur Du nicht, nur Eggers nicht, der nächst Scherenberg das größte diplomatische Talent des protestantischen Deutschlands ist. Eggers, der so lange Kunstblatt redigiert, der so viele große Männer klein gesehn hat, der Vettermichelei und Cliquenwirtschaft genugsam kennt, der da wissen muß, daß Beschwerden an Seine Majestät über den Minister N. N. sofort an den Minister N. N. geschickt werden, damit er darüber entscheide, dieser selbige Eggers schickt mir eine Broschüre „Erhard contra Toynbee" *), die ich mittelbar an Toynbee abgeben soll, damit Toynbee sagt: „Erhard ist ein großer Mann."

Vielleicht irr' ich mich, vielleicht versteh ich irgend etwas falsch oder halb, aber ich habe nun den Brief zum dritten Male durchgelesen, und ich kann nichts andres finden, als daß Dr. Toynbee die große Ohrenautorität, noch dazu die einzige der Royal Society ist, und daß ich an eben diese Royal Society die Broschüre einsenden soll. Well! Was geschieht in solchem Fall? Der Sekretär der Gesellschaft kuckt hinein oder liest den Titel, sieht, daß es sich um Ohren handelt, brummelt vor sich hin „haha, Toynbee" und läßt es zur Begutachtung an diesen gelangen. Toynbee ist vermutlich kein alter Römer, dem nur an der Ehre und dem Wachstum der Republik gelegen ist. Er

*) Dr. Erhard, ein Berliner Arzt, hatte 1855—1856 in kurzen Zwischenräumen drei Broschüren zur Reform der Ohrenheilkunde, veröffentlicht. Hier handelt es sich um die „Über die Schwerhörigkeit. Heilbar durch Druck" betitelte (Leipzig 1856). Joseph Toynbee (1815—1866) war ein hervorragender, philanthropisch gesinnter Ohrenarzt in London. Vgl. den Nekrolog auf ihn von A. v. Tröltsch im „Archiv für Ohrenheilkunde", Bd. 3 (Würzburg 1867) S. 230 ff.

schmeißt die schöne saubere Arbeit, wertvoll ihrem Inhalt nach und wertvoll schon um der feinen Händchen willen, die sie geschrieben, in den Kamin und macht ein Freudenfeuer, daß alles Ohrenschmalz der drei Königreiche dabei schmelzen könnte. Der Barbar! Aber so sind die Menschen; Du kennst sie ja. Mach' andre.

Ich seh weitren Ordres entgegen. Inzwischen werd' ich mich (weshalb aber neue Instruktionen Deinerseits nicht ausbleiben dürfen) an einen mir befreundeten Arzt (Dr. Morris, sehr gescheites Kerlchen) wenden und ihn fragen, wie er über die Sache denkt. Daß ich unter allen Umständen gern bereit bin, die Arbeit abzugeben, versteht sich ganz von selbst; es wäre sogar das bequemste. Dir und Deiner Nase das Beste wünschend Dein

Th. Fontane

An Henriette v. Merckel.

London, d. 12. Dezember 1856.
92 Guilford Street.

Hochgeehrte gnädige Frau.

Aus einem Briefe meiner Frau hatt' ich ersehn, daß Sie am 30. total verschnupft in der Kirche gewesen waren und der Tauffeierlichkeit*) sowie der „lobenden Erwähnung des abwesenden Vaters" beigewohnt hatten. Ich dachte nicht anders, als daß der Kirchgang Sie vollends krank gemacht haben müßte, und war drum doppelt angenehm durch Ihre freundlichen Zeilen vom 2. d. M. überrascht. Die frommen Leute haben immer recht: „Kirchengehn schadet nicht." Daß Ihr Patchen gedeiht, hör' ich zu meiner größten Freude. Mög' er Ihnen an Herzensgüte ähnlich werden! Das ist mein großer Wunsch.

*) Taufe Theodor Fontanes des jüngern, jetzt Wirklicher Geheimer Kriegsrat und vortragender Rat in Berlin.

Die Argos sind also überreicht. Sie liegen seit gestern oder vorgestern in ihrer ganzen Stattlichkeit auf dem runden Tisch des gräflichen*) Empfangszimmers, und als ich ihrer ansichtig wurde, kamen mir die vergoldeten Deckel vor wie stattliche Leichensteine, unter denen der Inhalt für immer begraben ruht. Sie kennen ja solche Empfangszimmertische. Sehn sie nicht aus wie Kirchhöfe, sind sie's nicht? Dann und wann tritt ein einsamer Wanderer heran, liest: „Argo, belletristisches Jahrbuch, geboren 1854, gestorben in demselben Jahre", und er tritt schmunzelnd beiseit' und denkt: sei ihm die Erde leicht. Was ist ihm Hekuba? Was ist ihm Argo? Sein gleichgültiges Herz hat keine Ahnung davon, daß Immermann diesen Toten drei Jahre lang betrauert hat. — Sie wollen aber wissen, was der Gesandte gesagt hat. Ja, das weiß nur Gott und die Gräfin. Ich weiß es nicht. Der Gesandte dankte mir, während sein Auge auf die Thüringerin von Eduard Meyerheim**) fiel, und damit ist es aus. Es kann auch nicht anders sein. Die Leute haben keine Zeit, keine Freude dran und kein Verständnis dafür. Die Zeit findet sich, muß sich finden, wenn eine große Lust an solchen Dingen da ist; aber auch nur dann. Da müssen die Nächte zu Hilfe genommen werden, denn der Tag gehört durchaus (wie ich mich überzeugen kann) dem Geschäft und den Mühseligkeiten der Repräsentation. Es gibt Minister und Diplomaten, die froh sind, sich in das Sanktuarium ihrer Studierstube zurückziehn zu können, die einen scharfen Sinn für die Wissenschaft und einen feinen für die Kunst haben, aber sie sind rar. Was die Seelen der großen Majorität erfüllt, sind ganz andre Dinge: ob das Gut daheim einen Plus-

*) Graf Bernstorff, Preußischer Gesandter in London.

**) Kunstblatt in der „Argo" vom Jahre 1857.

ertrag liefern wird, ob eine Einladung von der Königin zu erwarten steht oder nicht, ob die Gräfin links oder rechts sitzen wird, ob die englischen Zeitungen nicht endlich Miene machen werden, Count of B. statt bloß Count B. zu drucken u. dgl. m. Ich schreibe das nicht, um es zu verspotten. Es kann nicht anders sein. Diese Dinge sind zum Teil (der Gutsertrag nun schon ganz gewiß) von wirklichem Belang, und es gehört eine aparte geistige Höhe dazu, über diese Dinge fort zu sein oder auch nur andern Dingen ein Recht daneben einzuräumen. Sie sehn, daß die Argos hier keine Chancen haben. Wahrscheinlich ist die Sache ein für allemal tot, oder aber die Gräfin wird mal hinwerfen, daß die Bilder, „ich habe die Namen vergessen", doch ganz allerliebst seien. Ich bin wahrhaftig nicht böse darüber. Es ist noch lange nicht so schlimm wie jene furchtbare Minute, wo mich eine Berliner schöngeistige Dame aufforderte, in ihrem Zirkel meine Novelle: „Tuch und Wolle" *) vorzulesen.

In Ihr Lob meines „Letzten York" **) stimme ich begreiflicherweise von Herzen ein. Ich zähl es mit zu meinen besten Gedichten und war in den Grundgedanken so verliebt, daß ich immer wieder an die Arbeit ging und die nicht geringen Schwierigkeiten zu überwinden trachtete. Das ist mir noch nicht ganz gelungen; doch weiß ich jetzt, wo es steckt, und durch Einfügen einer Strophe, die allerdings unerläßlich ist, und mit Hilfe einiger kleiner Korrekturen hoff' ich, ein gutes Gedicht herzustellen. Wenn Sie, hoch-

*) In Wahrheit führt die in der „Argo" von 1854 abgedruckte Novelle den Titel: „Tuch und Locke."

**) Frau v. Merckel muß das Gedicht in der Handschrift kennen gelernt haben. Gedruckt erschien es erst in der „Argo" von 1858. Hier hat es schon die Gestalt, in der es in den „Gedichten" von 1875 erscheint.

verehrte Frau, an die Besprechung dieser Ballade den Wunsch knüpfen, daß ich hier eines schönen Tages ein Drama schreiben und heimlich und flink, wie mit einer telegraphischen Depesche, bei Ihnen respektive an den Toren des Schauspielhauses anklopfen solle, so zeigt mir das nur, welche heitren Vorstellungen Sie von meinem hiesigen Tun und Treiben, leider irrtümlicherweise, haben. Ich fürchte sehr, daß die Welt um jenes Dutzend Dramen kommen wird, die als mikroskopische Keimchen in mir ruhn. Ich werde wohl immer zu schanzen und zu büffeln haben, und es schadet auch nicht. Sagt doch mein Balladenheld: „Und wie es fällt, so nimmt er's hin" *). Sollten mir die Götter indes eine Sinekure mit 1200 Talern für die nächste Zukunft vorbehalten haben, so werd' ich ihnen dankbar sein, aber aller Wahrscheinlichkeit nach auch dann — keine Dramen schreiben. In Zeiten, wo man bei der Polizei anfragen muß, ob sie einem diesen oder jenen alten Markgrafen zu künstlerischer Verarbeitung gestatten und in der dritten Szene des dritten Akts einen halben Freiheitsgedanken erlauben will, in solchen Zeiten, unter der Direktion von Hülsen-Teichmann-Düringer kann man allerdings immer noch ein Shakespeare sein, aber es wird einem doch zu sauer gemacht, besonders in Erwägung des Umstandes, daß man mutmaßlich keiner ist. Es ist das Recht des Genies, jede Schwierigkeit zu überwinden, und es gibt kein Bevormundungssystem, das den göttlichen Funken wie ein Bartholsches Schwefelholz austreten könnte. Wenn der Konstabel vor „sechs Büchern preußischer Geschichte" steht und den nahenden Dramatiker andonnert: „Zaruck," so steht er wenigstens nicht vor den sechstausend Büchern Weltgeschichte, und wer über Stoffmangel klagt, beweist

*) Strophe 2 des „Letzten York".

sich von vornherein als Stümper. Das Genie überwindet selbst Teichmann und Düringern, aber — ich bin kein Genie. In Erwägung dessen werde ich einen bescheideneren Kurs innehalten.

Ein paar Worte über meinen Georg*), meinen kleinen Liebling, hab' ich mir bis zum Schlusse aufgespart. Ich bin dem Kinde so zugetan, weil die Leute anfangs taten, als sei es eigentlich eine Art Mondkalb, das beklagenswerte Produkt talentvoller Eltern. Wenn Sie den armen Kerl seiner eignen Vergangenheit oder wenigstens seinem damaligen Renommee gegenüberstellen, so ist er eigentlich ein Wunderkind. Daß Sie sich seiner so annehmen, ihn anregen, ihn bei der Ambition fassen, ja sogar ihn durch die Fistel singen lassen, dafür bin ich Ihnen außerordentlich dankbar. Daß er kein Held ist, ist mir — Verzeihung, daß ich hier mit Ihren Erziehungsprinzipien oder wenigstens mit Ihren Wünschen in leisen Konflikt komme — ziemlich gleichgültig. Jener natürliche, originale Mut, der nicht das Produkt noblerer Eigenschaften ist, gilt mir herzlich wenig. Ja, so gern ich die Reinheit seines Vorkommens in Einzelfällen zugebe, im allgemeinen halt' ich ihn für eine bedenkliche, wenig wünschenswerte Eigenschaft. Roheit liegt in der Regel nah. Der Mut, den wir einzig und allein brauchen können, ist das Resultat der Liebe, der Pflicht, des Rechtsgefühls, der Begeisterung und der Ehre. Er ist nicht angeboren, sondern er wird, er wächst. Ich würde es sehr bedauern, wenn der Junge diesen Mut nicht kriegte, aber jedenfalls kann er ihn noch nicht haben. Die Eigenschaften sind noch nicht entwickelt, die ihn erzeugen. Mit Gespenstern, Hunden und Truthähnen hab ich noch bis diesen Tag nicht gerne was zu tun. Wie kann ich von

*) Vgl. oben S. 38.

dem boy verlangen, daß er mit dem Hunde Simson spielt! Jedenfalls wird der Mut, den er bei Ihnen lernt, meine vollste Billigung haben, und wenn Sie mir ihn als Helden präsentieren, akzeptier' ich seine Heldenschaft unbesehn. Sehn Sie, was Sie machen können, und seien Sie auch dafür, wie für hunderterlei andres, der Dankbarkeit gewiß Ihres

Th. Fontane.

An Wilhelm und Henriette v. Merckel.

London, d. 3. Januar 1857.
92 Guilfort Street.

Hochgeehrte gnädige Frau.
Lieber Immermann.

Gestern ist nun auch das Zigarrenkistchen angekommen, und meine arme Seele schwankt hin und her, ob sie sich mehr bedanken soll für den schönen langen Weihnachtsbrief oder für den Pfefferkuchen und die kleinen reizenden Täfelchen, die mit glücklichster Raumbenutzung in allen Ritzen und Spalten sich gelagert haben. Die Aufmerksamkeit ist wieder so groß und, wenn Sie mir erlauben, so feinen Sinnes, daß geschicktere Leute als ich in Verlegenheit kommen sollten, in gleicher Weise, auch nur in Worten, zu replizieren. Mein Dank ist ein reiner Bauernjunge, stolpert über die Schwelle und fällt vor Sie nieder; da liegt er. Heben Sie ihn gütig und lächelnd auf.

Aber hab' ich Ihnen denn schon zum neuen Jahre Glück gewünscht? Ich weiß es wahrhaftig nicht. Bemitleiden Sie mich. Meine Kopfnerven können es wirklich nicht zwingen, und ich konnte mich gestern abend beim besten Willen nicht besinnen, ob ich Ihren langen Brief, mein lieber Immermann, schon beantwortet hätte oder nicht. Das macht sich ganz natürlich so. Ich empfange einen

Brief und les' ihn durch, zwei, dreimal, wenn er mir gefällt. Nun trink ich Tee oder gehe zum Gesandten und beantworte in Gedanken den eben erhaltenen Brief, oft bis in die kleinsten Einzelheiten gehend. Nach ein paar Stunden bin ich wieder zu Haus und schreibe ein halbes Dutzend Briefe, den nächsten Tag wieder und den dritten auch. Blick' ich nun zurück, so hab' ich das Gefühl, sehr, sehr viel geschrieben zu haben, und da das Schreiben doch nur was Äußerliches, in gewissem Sinne Nebensächliches ist, so weiß ich oft nicht, ob die im Kopf beantworteten Briefe schon niedergeschrieben und in Händen des Empfängers sind oder noch unfixiert mit mir umhergetragen werden. In der Nüchternheit und Gestärktheit des Morgens find' ich mich dann wieder zurecht, aber in der Geisterstunde ist es schlimm.

In Ihren Zeilen, gnädige Frau, hat mich's — wie ich auch schon an meine Frau geschrieben habe — so sehr gerührt, daß mein George noch keinen Feind kennt. Ich wünsch' ihm, daß er dabei bleibt. Es heißt zwar, man muß auch hassen können; aber bei Lichte betrachtet, hat die Leiter doch noch eine höhre Stufe, näher dem Himmel.

Ihren lieben Brief, lieber Immermann, beantworte ich in der nächsten Woche. Zu Ihrer Auseinandersetzung der Neufchatel-Frage meine Gratulation. Sie ist sehr fein und ist wie ein Lichtstrahl in dem Chaos sich hin und her schiebender Betrachtungen. So subtile Dinge löst immer nur ein Poet mit ausreichendem Geschick.

Von der „Braut von Cypern" *) hab' ich letzte Nacht das erste Kapitel gelesen. Ich habe so sehr viel zu tun, daß ich mir die Minuten dazu stehlen muß. Dies erste Kapitel ist kapital. Die leisen Bedenken gegen Pauls

*) Novelle in Versen von Paul Heyse. Stuttgart 1856.

wirkliche dichterische Bedeutung — natürlich immer mit längster Elle gemessen — die bei mir immer nur „leise“ waren, sind seit Jahr und Tag völlig geschwunden, und diese Arbeit scheint mir ein neuer Beweis, daß er ein großer Dichter ist. Was haben wir denn z. B., was sich mit diesen Strophen vergleichen ließe? Außer Hermann und Dorothea wenig oder nichts. Und erst sechsundzwanzig Jahre und die „Thekla“ fertig im Kasten!

Tausendmal der Ihrige

Th. Fontane.

An Wilhelm und Henriette v. Merckel.

London, d. 13. Januar 1857.
92 Guilfort Street.

Lieber Immermannn.
Hochverehrte gnädige Frau.

Ihr ebenso ausführlicher wie liebenswürdiger Brief, lieber Immermann, fing an mit der Neuenburger Frage, „Neufchâtel question“, wie ich zu schreiben gewohnt bin. Ich denke — hoffe wenigstens — daß beim Eintreffen dieser Zeilen alles geordnet sein wird. Die letzten Erklärungen der offiziellen Organe, mit denen ich übrigens ganz einverstanden bin, waren wohl nur honoris causa. Es ist nicht unwichtig, daß der Ehren-, Rechts- und Prinzipienpunkt aufrechterhalten wird. Glückt uns das aber, so können wir nicht froh genug sein, den ganzen Quark Neufchatel schließlich noch mit Manier los geworden zu sein. Die Haltung, die wir während des Konflikts beobachtet haben, wird uns trotz aller Spötteleien Palmerstonscher Blätter doch zur Ehre angerechnet werden. Es müßte denn über Nacht noch eine große Dummheit geschehn. —

Was Sie über unsern lieben Eggers schreiben — verzeihn Sie mir — ist mehr freundlich als zutreffend. Eggers ist mir eine Art Rätsel. Er ist fleißig, ausdauernd, großer Überwindungen und Opfer fähig und im höchsten Maße eigensinnig. Nichtsdestoweniger fehlt ihm Energie, die doch mit allen jenen Eigenschaften nahe verwandt ist. Eggers und ich sind darin vollkommene Gegensätze. Ich hätte nicht die Kraft im einzelnen auch nur halb das zu leisten, was Eggers unausgesetzt prästiert. Aber ich bin, wenn es nicht arrogant klingt, dreister Entschlüsse fähig und führe sie durch, wenn ich nicht auf halbem Wege erkenne, daß es töricht wäre, weiterzugehn. Denn eigensinnig bin ich nie. Ich vernarre mich in nichts, weder in Menschen noch in Dinge, erwäge jeden Augenblick die Chancen der Situation und handle danach. Von Eggers aber ist der Spruch wahr, den ich vor drei, vier Monaten geschrieben habe:

Er hat sich dem Kunstblatt ergeben;
Das kostet ihm sein Leben.

Er redigiert nämlich nicht sein Blatt wie ein Redakteur, sondern wie ein Perpetuum mobile-Sucher. Sein Blatt absorbiert ihn, und das wäre nicht nötig. Hier ist der Punkt, wo wir auseinandergehn. Es ist nicht die Kunstblattarbeit, die ihn zu nichts kommen läßt, sondern die Kunstblattidee. Die Arbeit ist in zwei, sagen wir in drei Tagen zu machen, aber das ist auch der höchste Satz. Sehen Sie sich indessen Eggers' Leben an. Er hantelt erst eine Viertelstunde, dann läuft er Dauer, dann macht er Besuche, Gelegenheitsgedichte, Theaterstücke, spielt mit, korrespondiert mit zwanzig Freunden, deren er zweihundert hat, besorgt ewig freundlich und unermüdlich die miserabelsten Kommissionen, verliebt sich, tröstet andre Verliebte, stiftet Gesellschaften, freimaurert, kneipt, beteiligt

sich an jeder Konkurrenz mit drei Arbeiten und sorgt für Tante Randow und seinen Leibschwaben*). Nun kennen Sie mich lange genug, um zu wissen, daß ich nicht aus Malice oder Überhebung diese lange Liste entworfen habe. Alles von Anfang bis Ende gereicht dem Menschen Eggers zur Ehre und macht ihn zu dem liebenswürdigen Freunde, der er ist, aber Sie sollen mir nur nicht sagen, lieber Immermann, daß er keine Zeit hätte. Er hätte sie, wenn er sie energisch haben wollte. Lübke, der damals gegen Eggers ein kleines Licht war, pumpte sich zwei- oder vier- oder fünfhundert Taler und schrieb derweil sein erstes Buch. Ohne Wagestück geht es nicht. Ich las neulich: „Nur der gewinnt ein Leben, der ein Leben einsetzt", und das ist wahr. — Daß ich auf der andern Seite wünsche, Eggers' Hoffnungen möchten sich bald und ganz erfüllen, das wird durch alles, was ich gesagt habe, nicht ausgeschlossen und auch dadurch nicht, daß ich an die Erfüllungen seiner Hoffnungen nicht glaube. Irr' ich mich aber — geb' es Gott —, so bitt' ich mir nicht die hundertste, sondern als alter Neunundneunziger**) die neunundneunzigste Aktie aus, die ich ehrlich bezahlen will, während dann die hundertste von der Gesamtheit bezahlt werden kann.

„König und Magier" ***). Wenn Sie recht haben, wenn Paul nicht mehr gewollt hat, so ist es gar nischt. Ja es ist dann geradezu mierig, und solchen Fehlgriff kann Paul nicht machen. Das Gedicht ist sehr ungleich, hat schwache Stellen, aber auch hochpoetische und hat mich um deshalb ebenso beschäftigt wie befriedigt. Daß man es sehr leicht lächerlich machen kann, geb' ich zu, und ich könnte mich

*) Vgl. oben S. 124 und S. 135.

**) Spitzname für Apotheker, weil sie angeblich 99% aufschlagen.

***) Mit dem Untertitel: „Eine chinesische Geschichte" („Argo" von 1857 S. 1f.).

dafür rächen, daß Paul vor etwa sechs Jahren meine Ballade „Maria und Bothwell“ *) ins Lächerliche gezogen hat. Aber ich bin nicht nachtragend, wenn ich die Dinge auch nicht vergesse.

Nun unser lieber Lepel und sein „Herodes“. Möchten doch so viel Lorbeerkränze niederregnen, daß einige Statisten totgeschlagen würden, aber — ich glaub' es nicht. An Feuereifer, der dem armen, äußerlich so kalt erscheinenden Menschen am Leben zehrte, hat es nicht gefehlt, aber jene hohe Flamme der Begeisterung, die eine Nährerin des Lebens ist, hat nicht in ihm geglüht. Und hätte sie geglüht wie ein Vestafeuer, seine Frau wäre alle fünf Minuten hingegangen und hätte es mit den Worten: „Wozu brennt es?“ ausgepustet, und der alte Lepel hätte wehmütig lächelnd ein Streichholz nach dem andern genommen und es immer wieder und wieder angesteckt. Aber ein Feuer, das mit Hindernissen brennt, ist kein Vestafeuer mehr. Ach und Lepel knüpft gewiß so große Hoffnungen daran! Metzel **) hatte ihm eine Stellung zugedacht. Ich machte den Vermittler. Lepel aber — nachdem er mir im September die Sache sehr dringend ans Herz gelegt hatte — hat abgelehnt. Es ist mir sehr lieb; denn er wäre weder befriedigt worden, noch hätte er, aller Wahrscheinlichkeit nach, befriedigt; aber es zeigt doch, wie er von den alten, süßen Hoffnungen nicht los kann. Ich tadle niemanden deshalb, am allerwenigsten spott' ich darüber. Ich habe, wenn ich diese Dinge sehe, nur ein Gefühl, das Gefühl des innigsten Dankes gegen Gott, der meine Wege so geleitet hat, daß ich aus dem Rayon des Sirenengesanges glücklich herausgekommen bin. Unter uns ist nur einer, der diese Laufbahn wagen durfte,

*) Vgl. die Anmerkung zu S. 49.

**) Vgl. Familienbriefe Ges. Werke II, 6, S. 36.

und er hat sie gewagt — Paul Heyse. Wir andern sind alle darauf angewiesen, uns ehrlich und prosaisch zu quälen und nebenher unsre Verse zu machen. An der Spitze der gute Roquette, dem eigentlich seit lange der Wind ausgegangen ist. Lepel denkt anders über diese Dinge. Er schreibt: „Es wird fortgedichtet." Bon. Mög' es ihn nie gereuen, und mög' er nicht nach zwanzig Jahren auf ein verfehltes und verbittertes Leben zurückblicken. Wenn übrigens Lepel über die Metzelangelegenheit zu niemand von den Freunden gesprochen hat — was ich fast glaube — so bitt' ich über die Sache keine Silbe verlauten zu lassen. — Mir tut das Herz weh, wenn ich an den guten Kerl denke. Er muß sehr unglücklich sein. Hören Sie, was er mir gestern, als er vom Tode seines Kindes sprach, geschrieben hat: „Bei meiner Frau hatt' ich eine andre Wirkung erwartet — sie ist dieselbe geblieben und lief noch am Sterbetage zu einem Pfaffen, um sich Trost zu holen, den sie bei mir nicht finden zu können meinte; während ich dafür halte, daß außer dem uns durch die Religion bereits bekannten Trost gar kein besondrer zu suchen sei, und man am liebsten, wenn man nicht verdreht ist, bei dem verweilen sollte, der mit uns den Schmerz teilt — und das kann der Pfaffe doch nicht so wie ich." So schreibt der fromme Lepel. „Pfaffe" nennt er den Seelsorger seiner Frau. Das ist nicht bloß Bitterkeit, es ist Wut. Was können nicht Frauen aus ihren Männern machen! Und doch denk' ich seit meinem letzten Besuch in Berlin viel anders über diese Frau.

„Saul" *) wird nun also gegeben; von „Klette", wie

*) Tragödie von Hermann Kette, einem Mitgliede des Tunnels. Er wurde später Präsident der Generalkommission. Das Drama erlebte im Königlichen Schauspielhaus drei Aufführungen vom 30. Januar bis zum 3. Februar 1857.

die Kreuzzeitung druckte. Möge das Stück, in dem immerhin viel Talent steckt, wie eine Klette an der Bühne haften. Kette ist eine respektable Kraft, nur zu viel Lichtfreund, um je ein großer Poet zu werden. Wenn man denkt, nun werden sich einem die Geistertiefen erschließen, so tritt statt Himmel und Hölle Kette selber auf die Bühne und sagt wie ein richtiger Berliner: „Jeister wollen Se sehn? Jo nich, da könnte jeder kommen."

Als ich zuerst von Scherenbergs „Franklin" *) hörte, dacht' ich, er würde auch mit einfrieren. Ich höre nun aber so viel Rühmliches über dies lange Gedicht, daß ich schweigen muß. Der Stoff scheint mir sonderbar, doch muß ich zugeben, daß Scherenberg in der Wahl seiner Stoffe sich immer als einen Dichter, und zwar aus dem Vollen, bewiesen hat.

Über Redwitz' „Thomus Morus" **) hört' ich neulich eine niedliche Kritik. Bauernfeld habe nach der Aufführung in Wien gesagt: „Herr v. Redwitz schreibt seine Stücke ausgesprochenermaßen für den lieben Gott. Es ist möglich, daß Sie dem lieben Gott gefallen, mir gefallen sie nicht."

Auf Storms „Hinzelmeier" ***) bin ich sehr neugierig. Ich kenn' es größtenteils und fand es damals fein und etwas stormsch, was bei viel Lob einigen Tadel ausdrückt. Hier in England wirkt es vielleicht anders auf mich. Im allgemeinen mach' ich übrigens die Wahrnehmung, daß ich hier weit mehr zum Loben geneigt bin als früher in der Heimat. Es liegt wohl darin, daß die poetischen Dinge

*) Die Dichtung wurde nicht vollendet und blieb bisher ungedruckt. Vgl. darüber Th. F.s Schrift über Scherenberg. Ges. Werke II, 3, S. 485.

**) Historische Tragödie (Mainz 1856).

***) Vgl. Paul Schütze, Theodor Storm S. 157. Die Novelle war schon im Jahre 1851 erschienen.

mich sozusagen immer frisch vorfinden, was in Berlin, wo man mit Zuckerwerk gefüttert wird, durchaus nicht der Fall war. — Storm hat's in sich. Wollte man ihn nach seinem gesellschaftlichen Auftreten, nach all diesen Schönheitsmittelchen taxieren, zu denen er greift, um nur ja immer zu entzücken, so würde man ihn unterschätzen. Wenn ich „Hinzelmeier" gelesen habe, werd' ich an ihn schreiben und danken.

Nun noch ein paar Worte zu Ihnen, gnädige Frau, und meinen schönsten Dank für die Beschreibung der Ellorafeier. Ja, so was fehlt einem nun hier. Der Ellora-Korporationsgeist, der sich in so vielen Aufmerksamkeiten für die „verhinderten" Noels wieder so glänzend betätigt hat, hat mich gerührt. Wenn ich so viel Freundlichkeit nur durch irgend etwas erwidern könnte, und wenn es eine neue Sorte „Pomeranzen" oder ein neuer Elefantenorden wäre, aber ich weiß nicht, wo und wie. Ihre Bemerkung über die Redeweise des „Chevalier" *) ist sehr zutreffend. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll, und wiedergeben kann man's hinterher nicht, so wenig wie ein Feuerwerk. — Wie wird alles sein, wenn ich nach Jahren zurückkehre! Wird noch eine Ellora, ein Rütli existieren, und wenn sie noch existieren, werd' ich nicht fremd drin geworden sein? Solche Fragen beschäftigen mich dann und wann und ängstigen mich ein wenig. Ich denke dann wohl: vielleicht setzt du ein Leben an den späteren, ruhigen Genuß einer Blume, und wenn du sie endlich hast und dich an ihrem Dufte laben willst, hast du den Stockschnupfen. Was nutzt der Sieg, wenn uns in dem langen Kampf des Lebens die Empfindung für den Lorbeer verloren gegangen ist?

---

*) Karl Zöllner.

Doch das sind Grillen. Im allgemeinen bin ich guten Muts. Und wie ich die Freundschaft im Herzen bewahren werde, so wird man sie mir bewahren, und Tage voll alter Heiterkeit und vielleicht selbst voll alter Strebelust werden wieder kommen.

Auf daß es so sei, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Eggers.

London, d. 20. Februar 1857.
92 Guilford Street.

Mein lieber Eggers.

... Vielleicht bildet die Ohrenheilkunde auch große Charaktere aus*). Wer immer mit tauben Leuten umgeht, ist wirklich in einer Art Ehrlichkeitsschule. Was müssen wir nicht alles verschweigen! Der Ohrendoktor aber (denn ihre Patienten, wenn das Leiden überhaupt jenseits des Ohrenschmalzes als Petrefakt liegt, werden immer tauber) gewöhnt sich daran, ohne Verstellung und Heuchelei sein: „alter Schafskopp, Esel, Rindvieh“ und so die ganze Arche Noah durch vor sich hinzuschreien, und solche Dinge sind natürlich von moralischer Einwirkung und machen Charakter.

Th. Fontane.

An Friedrich Eggers.

London, den 16. August 1857.
52 St. Augustine Road,
Camden Town.

Mein lieber Eggers.

Das goldbedruckte Blatt, dessen Wappenlöwen Du meiner Frau wie einen Talisman mit auf die Reise ge-

*) Vgl. den Brief an Eggers vom 6. Dezember 1856.

geben hast*), ist wirklich zum forchten. Wenn es dennoch was Schönes ist, so muß ich bekennen, daß mir der Initialenverstand noch nicht aufgegangen ist. Schadet auch nichts. Unter der grassierenden Illustrationskrankheit steht der Initialenschwindel obenan. Es ist ein Verhältnis wie zwischen Röteln und Scharlachfieber. Wohl dem, der nicht illustriert wird, und dreimal Heil demjenigen, der der Initiale entgeht! Mit Entsetzen entsinn' ich mich der Speckterschen Illustrationen zum Klaus Groth. Als bloße, selbständige Bilderchen allen Respekt davor; als Darstellungen, die das Verständnis unterstützen, die Situation klären sollen — wenigstens überall da, wo eine Schwierigkeit vorlag, keinen Schuß Pulver wert! Ich habe diese berühmten Leute in Verdacht, daß sie oftmals das kaum lesen, sicherlich aber nicht verstehn, was sie illustrieren sollen.

An den Buchhändler Bachmann hab' ich vor einigen Tagen ein Ding geschickt, das sich Vorrede nennt, aber auf jeden andern Namen ebenso gut hören würde**). Ich hatte so recht das Gefühl: „Na, etwas muß doch am Ende gesagt werden, und es ist ziemlich gleichgültig was." Eigentlich sollt' ich mich so ausdrücken: „Es schadet nichts, wenn in einer Vorrede gar nichts steht; sie muß nur Fläche haben, aber um Gottes willen keine Tiefe." Nun bin ich zwar darüber ganz beruhigt und weiß, daß in meiner Vorrede kein Maikäfer ertrinken wird, aber das Schlimme ist,

*) Th. F.s Gedicht „Der letzte York" war in der „Argo" zum Jahr 1858 mit einer in Gold gehaltenen Initiale von Hugo v. Blomberg abgedruckt. In ihr wird das Wappenschild aber von einem Greif, nicht von einem Löwen gehalten. Die von Otto Speckter illustrierte Ausgabe des „Quickborn" von Klaus Groth war zuerst 1855 erschienen.

**) Vorrede zum „Deutschen Dichteralbum", das in der vierten Auflage 1858 bei Bachmann erschien. Vgl. den folgenden Brief vom 31. August 1857.

daß sie an ein paar Stellen so tut, als sei es was mit ihr. Dies ist vielleicht lächerlicher, als gestattet werden kann, und ich bitte deshalb den Rütli freundlichst, mir seine Meinung über das Machwerk zu sagen.

Leb' wohl, wie immer Dein

Th. Fontane.

An Wilhelm und Henriette v. Merckel.

London, d. 23. August 1857.
52 St. Augustine Road,
Camden Town.

Lieber Immermann. Sehr verehrte Frau.

Zu was Beßrem könnte man wohl einen englischen Sonntag verwenden, als zur Unterhaltung mit fernen, lieben Freunden? Kanzelberedsamkeit oder gar wohl jenes Schmoren in der Sonne, das man Landpartie oder Sonntagsvergnügen nennt, haben mich schon in der Heimat selten aus meinen vier Pfählen gelockt. Wie könnt' es hier anders sein, wo der anglikanische Geistliche sein Exerzitium abliest und die feiste Gottseligkeit des reichgewordenen Speckhökers einen mit Hochachtung vor all den ehrlichen Leuten erfüllt, die Sonntags Vormittag lieber eine Havannazigarre als die Heiligkeit einer englisch-frommen Versammlung riechen? Was die Sonne und das Gebackenwerden angeht, so ist kein Unterschied zwischen Greenwich und Pichelsberg. Nur hat man's billiger bei uns. Fahrt nach Greenwich, mit Frau und George inklusive Mittagbrot, 1 £ St.; Fahrt nach Pichelsdorf inklusive Aal und Gurkensalat höchstens 1 Taler 17½ Sgr. Das Vergnügen verhält sich zueinander wie die Preise, und doch hab' ich der Verlockung von Pichelsberg jahrelang widerstanden.

Noch einmal, es wird einem leicht, einen englischen Sonntag am Schreibtisch zuzubringen, doppelt leicht, wenn

man nach jahrelangem Entbehren aller Häuslichkeit und ihrer selbst nicht von mir bestrittenen Reize mal wieder sein Eigen um sich hat, noch dazu ein Eigen, so hübsch und so komfortabel wie 52 St. Augustine Road und alles, was es umschließt.

Unser Haus besteht aus drei Etagen, einem Souterrain, einem Hochparterre und einem Eine-Treppe-hoch. Zwei Fenster Front wie fast alle englischen Häuser. Die Vorderfront des Hauses ist gefällig: flaches Dach, der Abputz von graubrauner Farbe, die Fenster breit mit venetianischen Blenden. Eine zwölf Stufen zählende Sandsteintreppe, zu einem pfeilergetragenen Vorbau führend, aus dem man dann in den Flur (Hochparterre) des Hauses tritt. Vor dem Hause ein kleiner Blumengarten von der Größe einer zweifenstrigen Stube, hinter dem Hause ein Rasenplatz zum Spielen für die Kinder und zum Wäschetrocknen. Das Ganze den einfachern und kleineren jener Sommerwohnungen nicht unähnlich, denen man in der Tiergartenstraße oder auf dem Wege nach Schöneberg zu begegnen pflegt. Der Unterschied zugunsten unsrer Berliner Villen bleibt immer der, daß sie meist einen individuellen Charakter tragen, während englische Vorstadtstraßen aussehn wie eine ausgepackte Schachtel Nürnberger Spielzeug, bevor es bunt angepinselt ist. Alles ganz gleichmäßig; die Häuser nur durch ihre Nummer unterschieden. Bei uns kann ein Mensch auf seine Wohnung stolz sein, ohngefähr so, wie man vor zweihundert Jahren auf Tracht und Kleidung stolz sein konnte. Alles war charakteristisch, der Ausdruck des Individuums. Welcher vernünftige Mensch ist heutzutage noch auf die schwarzen Beinkleider stolz, die er trägt? A. und B. und C. tragen ganz dieselben. So ist es hier mit den Häusern; wie man Acht- und Zehn- und Sechs-Taler-Hosen hat, so hat man Achtzig-

und Sechzig und Vierzig-£ St.-Häuser. Nicht die einzelnen unterscheiden sich, sondern nur die Gruppen. Wir haben ein mittelgutes (sechzig £ St. mit Abgabe), wie es sich für uns geziemt. Seiner innern Einrichtung nach nähert es sich schon den guten. Das Souterrain besteht aus Küche und Speisezimmer, gewöhnlich breakfast-parlor geheißen. Da nehmen wir unsern Tee und unser Mittagbrot. Es ist bis jetzt noch sehr einfach in seiner Einrichtung, wird sich aber verbessern, sobald sich unsre Kasse einigermaßen erholt hat. Die Küche ist groß und hübsch. Daneben ein kleines Waschhaus; kaltes und warmes Wasser immer zur Hand. Zwei Speisekammern und ein Kohlenkeller beschließen das unterirdische Reich. Das Souterrain hat übrigens besondere Ein- und Ausgänge, so daß Bäcker, Fleischer und alle die andern shopkeeper, die einem hier alles ins Haus bringen, nie die Staatstreppe, die nur für gentlemen ist, betreten dürfen. Das Hochparterre ist der eigentliche Stolz des Hauses. Teppiche überall, eine Flurlampe, die Flurwände wie Stuck, im Hintergrunde eine Gartentür von teils mattem, teils blau und rotem Glase. Dies alles präsentiert sich zuerst, nebst einer teppichbelegten Treppe, die in den ersten Stock führt. Zur Linken des Flures sind die beiden drawing-rooms von großer Eleganz. Die Wände, die breiten wie die schmalen, nach Art eines Bilder- oder Spiegelrahmens hergerichtet. Jedes Feld gleicht einem Trumeau, unten ein Holzpaneel als Träger des Ganzen. Darauf erhebt sich in ganzer Zimmerhöhe ein mehr als handbreiter ponceauroter Rahmen. Dieser Rahmen wieder umschließt die weiß und grüne eigentliche Tapete, die da, wo sie sich dem roten Rahmen nähert, wiederum nach allen Seiten hin mit ausgeschnittenen Blumen reich besetzt ist. Die eigentliche Tapete hat also jedesmal einen doppelten Rahmen, erst den Blumenrahmen, dann mehr nach außen

hin den ponceaufarbenen. Ich beschreibe dies so ausführlich, weil ich es ganz reizend und nachahmenswert finde. Die englischen drawing-rooms sind zwei Zimmer, die aber in ihrer Zusammengehörigkeit zugleich den Charakter eines Saales haben. Eine torwegartige Tür verbindet beide, und wenn sie offen steht, gleicht das Ganze einem Zimmer. Das Vorderfenster führt auf die Straße, das Hinterfenster auf den Rasenplatz, der sich Garten nennt. Den back-drawing-room hab' ich dadurch entweiht, daß ich ihn seiner repräsentativen Hoheit entkleidet, einen großen, langen Tisch hineingestellt und zu meinem Arbeitszimmer gemacht habe. Es arbeitet sich trefflich darin. Ich hätte nie gedacht, daß ich angesichts solcher Tapete und mit meinen Stiefeln auf einem Teppich, der 20 £ St. kostete, so ungehindert Korrespondenzen schreiben könnte. Ich würde selbst Verse machen können, wenn mir anderweitig meine Mittel solche Extravaganzen noch gestatteten. Die vorerwähnte Treppe führt uns in den ersten Stock, der aus vier Schlafzimmern besteht, zwei großen und zwei kleinen. Das für meine Frau und mich bestimmte ist recht hübsch und macht mit seinem englischen Staatsbett einen guten Eindruck. Das andre große Zimmer bewohnen Rosalie und die Kinder. Betsy, das englische Mädchen, schläft in einem der kleinen Räume. Der vierte und letzte ist eine angehende Fremdenstube, hier spare-room geheißen. Durch ein an der Flurdecke befindliches Loch steigt man mit Hilfe einer Leiter aufs Dach, von dem man eine reizende Aussicht hat. Da haben Sie unsre Wohnung von Kopf bis zu Fuß.

Nachdem ich nun mit meiner Beschreibung fertig bin, fühl' ich, daß einzelnes darin mißverstanden werden und den Anschein gewinnen könnte, als sei ich bei der Einrichtung über ein verständiges Maß hinausgegangen oder,

wenn das nicht, als sei ich ein weniges gekitzelt beim Anblick einer blumenbesetzten Tapete oder einer Glastür mit blau und roten Scheiben. Der Luxus und die Anforderung an eine gewisse elegante Außenseite, ist hier ungleich größer als bei uns. Wer anständig wohnen will, muß mindestens so wohnen und eingerichtet sein, wie wir es sind. Verglichen mit Deutschland ist es schön und prächtig, verglichen mit dem hier Gang und gäben ist es nur eben anständig. Viele würden selbst das noch bestreiten. Wir haben kein Fortepiano, nur einen einzigen Wandspiegel, keine Damastgardinen, kein Sofa (nur vier Lehnstühle), keinen Kronleuchter, kein Gas, keine Ausschmückungsgegenstände, keine Blumen, keine Schränke und Mahagoniboards, keinen Groom, der in seiner mit Silberknöpfen besetzten Jacke die Tür öffnet, wenn geklingelt wird, und die Visitenkarten in Empfang nimmt. Sie werden herzlich lachen, wenn Sie das lesen: „Fontanes und ein Groom!“ Sie haben ganz recht; es ist zum Lachen. Aber hier würde man's umgekehrt ganz in der Ordnung finden, daß ich solchen aufgeputzten Tagedieb im Hause hätte, dessen ganze Funktion darin besteht, Auskunft darüber zu erteilen, ob Mrs. Fontane zu Hause ist oder nicht. Man kann hier natürlich unter höchsten Einschränkungen leben so gut wie bei uns. Von dem Augenblick an aber, wo man respectable people bei sich sehen und vor der Welt einen Gentleman repräsentieren will, ist es mit der Einschränkung und dem Sicheinpferchen in ein enges Stübchen vorbei. Die Art und Weise, wie wir hier leben, ist eine durchaus gebotene und nach englischen Vorstellungen von jeglicher Überhebung weit, weit ab. Es bliebe noch übrig, sich selbst die Frage vorzulegen: Wie wird das alles auf dich wirken? Wird es deinen Sinn auf das Äußerliche und Nebensächliche des Lebens lenken? Wird es dich dir selber untreu machen? Ich antworte

darauf mit jener Seelenruhe, wie sie aus der vollsten Überzeugung fließt: nein! Meine Frau und ich, die wir in dieser wie in mancher andern Beziehung von einer gleichen Organisation sind, lachen über das Ganze und werden dermaleinst von diesen Blumentapeten ohne Herzschmerzen Abschied nehmen. Was ich mir in der Welt erobern möchte, das ist eine gesicherte Existenz und die Unabhängigkeit, die daraus fließt. Ob ich mich ihrer auf einem Brüsseler Teppich à 20 £ St. oder auf einer Diele mit Klaffritzen erfreue, ist mir im wesentlichen gleichgültig. Ich bin kein Barbar, und ich ziehe das Feinere und Schönere vor, aber die Feinheit des Geistes und der Empfindung, jene echte Schönheit, die den Menschen und sein Tun adelt, wird mir stets weit über Spiegelscheiben und venetianische Blenden gehn, und ich werde gern wieder in die erste beste Berliner Mansardenwohnung einrücken, wenn mir dadurch die Gelegenheit gegeben wird, unabhängig und ohne Dürftigkeit unter den alten Freunden leben zu können. Daß die Zeit kommen wird, ist meine Freude und meine Zuversicht.

Bis dahin wie heut und immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Eggers.

London, d. 31. August 1857.
52 Augustine Road,
Camden Town.

Mein lieber Eggers.

Nachdem mein Brief heute zur Post war, las ich den Deinigen noch mal durch. Er enthält eine Stelle, über die sich reden läßt; vielleicht bin ich eigensinnig, aber ich bin nicht unbillig oder ungerecht.

Du schreibst: „Ganz von ohngefähr heißt es mit einem

Mal, der Macbethaufsatz*) ist weg usw." Der Vorwurf, der darin liegt, ist begründet, und so weit bitt' ich Dich um Entschuldigung. Ich will Dir aber offen sagen, wer an meiner Schuld schuld ist, zuletzt auch — Du, Deine Art zu sein, die Du nicht kennst, aber andere. — Du hast die Eigentümlichkeit, Arbeiten zu wünschen, selbst zu bestellen, ohne hinterher sehr begierig auf ihren Empfang zu sein, vorausgesetzt, daß nicht plötzlich Stoffnot ausbricht. Du hast eine Art Kasten mit Versprechungen, einen wahren Schreckenskasten, mit dem Du operierst, wie ein rachsüchtiger Shylock, der Schuld- und Hypothekenscheine aufkauft und zum Entsetzen lachender Familien, die von Sicherheit träumen, plötzlich in das Glück der Leute einbricht. Jahre vergehn, und man denkt, „es ist alles vorüber"; aber gerade das ist der Moment, wo Du wie ein Diener der Feme dreimal anklopfst.

Ich schwöre Dir zu, daß ich dachte: Eggers hat das vergessen. Eggers hat an andre Geschichten zu denken. Eggers macht sich den Teufel was draus, ob der Macbethaufsatz im Literaturblatt steht oder wo anders. Er braucht Dich nicht, vorausgesetzt daß er überhaupt Stoff hat. Über die ganze Geschichte wächst bereits Gras. Schreibe nicht, entschuldige Dich nicht. Laß ruhn die Toten. Denn wenn Du von der Arbeit sprichst, so will er sie haben, weil er sie haben will. Schweigst Du aber, so schweigt er auch, und die ganze Sache ist vergessen. Das ist wahr und wahrhaftig der Grund, warum ich mich im Lauf des Mai über meine veränderte Intention nicht erklärt und Deine Entschuldigung nicht nachgesucht habe. Läßt Du das nicht gelten, so bitt' ich Dich um Entschuldigung jetzt. Das

*) Der Aufsatz war zuerst in der „Zeit" abgedruckt. Später (1860) ward er in das Buch „Aus England", S. 79 ff., aufgenommen.

aber muß ich nach wie vor bestreiten, daß ich bloß zwischen zwei Redaktionen geschwankt und der einen endlich den Vorzug gegeben habe. Das wäre in der Tat rücksichtslos gewesen. Wie die Sache aber in Wahrheit liegt, habe ich nur einen Form- und Etikettenfehler begangen.

Wie immer Dein

Th. Fontane.

An Henriette v. Merckel.

London, d. 20. September 1857.
52 St. Augustine Road,
Camden Town.

Hochverehrte Frau.

Der Gesandte ist seit vier Wochen in Brighton, und Berlin geht auf in Manövern und evangelischer Allianz. So kommt es, daß der Kurierwechsel ins Stocken geraten und nach langer Pause erst gestern wieder ein Feldjäger hier eingetroffen ist. Er brachte die zwei Kisten. Meine Frau wird darüber schreiben; meinerseits aber auch einen herzlichen Dank.

Die „Venetianischen Blenden" haben ganz in der gewünschten Weise gewirkt. Sie sollten durch ihren Namen frappieren, und das haben sie redlich getan. Immermann hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Es sind Jalousien, doch glaub' ich wirklich von einer besondern Konstruktion, wie man ihnen vorzugsweise in Venedig begegnet. Sie heißen hier allgemein „venetian blinds". Überhaupt glaub' ich, daß ich durch meine Schilderung die Vorstellung von einem Feenschloß hervorgerufen habe, das doch nicht ganz vorhanden ist. Nur die beiden drawing-rooms sind groß, geschmackvoll und selbst elegant. Flur und Schlafzimmer hübsch. Alles übrige praktisch, wohnlich, ausreichend, aber doch eigentlich puppenstubenhaft. Die Speise-

kammer hat die Ausdehnung eines Wandschranks (kaum). Der Waschkessel hält die richtige Mitte zwischen einem wirklichen Kessel und einem Fingerhut. Der Garten ist gerade groß genug, um zwei Windeln und ein Taschentuch drin zu trocknen, und das Fremdenzimmer (was aber niemanden abschrecken soll) hat die Dimensionen einer größeren Mausefalle. Auf dem Dach ist es gewiß sehr hübsch, und die Aussicht muß reizend sein, da wir fast auf der Höhe eines Hügels wohnen; aber die Wahrheit zu gestehn, ist noch niemand von uns durch die Luke gekrochen, und ich werde erst heute nachmittag das Wagstück unternehmen, nach Zusammenraffung meines Mutes, um Ihnen in einem P. S. sagen zu können, wie es denn eigentlich ist. Eines hab' ich übrigens in meiner neulichen Schilderung vergessen und beinah das Beste. Wie die Jäger ihr Zimmer mit Hirschgeweihen und die Indianer ihr Wigwam mit Skalpen ausschmücken, so hängen in unserm Schlafzimmer just über dem Kamin die Orden und Abzeichen des Elloristen. Da ist zunächst der große quiekende Elefant, dann die drei zinnernen, die wie zärtliche Elefantenkälber das stimmbelebte und beleibte Muttertier umdrängen. Ein andrer Orden am scharlachnen Moiréband, den ich vor siebzehn Jahren in Lepels Kasernenstube für geleistete Lyrik empfing, hat sich unter die Abzeichen der Ellora mit eingedrängt. Am Halse des großen Elefanten hängt, wie eine Glocke am Nacken einer Schweizerkuh, die zinnerne Tunnelmedaille, und unmittelbar darunter steht mit gespannten Segeln das Argoboot. Hiermit schließt der poetische Teil der Kaminverzierung ab, und der praktische beginnt. Rechts und links von der Argo stehen zwei Schachteln, die eine mit Insektenpulver, die andre mit Rhabarberpillen.

Sie sprechen Ihre Verwunderung aus, daß die Kreuzzeitung immer nur Schnipselchen von mir bringt. Das

hat seinen guten Grund — ich schreibe nur noch Schnipselchen. Die Zeitung hat in der Tat keinen Platz für das Ausland. Sie gibt in der Regel nur eine halbe Spalte, oft nur eine viertel und noch weniger für England her. Ich billige das im Prinzip. Es ist dummes Zeug und geradezu unwürdig, sich um jeden endlosen englischen Vergiftungsprozeß oder um die Parlamentsrede von Mr. Klutterbuck zu bekümmern. So sehr ich indes das Verfahren der Kreuzzeitung billige, so muß ich doch andrerseits zugestehn, daß einem Korrespondenten seine Arbeit dadurch aufs höchste erschwert wird. Jede eingehende Besprechung ist unmöglich: es fehlt der Zeitung an Raum dafür. Diese Erwägung, auch der Umstand, daß ich gelegentlich völlig verschieden von der Kreuzzeitung über die Dinge denke, hat es dahin gebracht, daß ich mich meist begnüge, einen pikanten Einfall, ein Witzwort, einen frappanten Vergleich zu Papier zu bringen und nicht an die Behandlung respektive Erschöpfung ernster Dinge gehe, die der Redaktion nur Verlegenheiten bereiten. Ein paarmal hab' ich auf dem Punkt gestanden, das Verhältnis zu lösen. Ich werde jetzt aber aushalten und abwarten, ob umgekehrt die Zeitung mich entläßt. Man ist sehr freundlich gegen mich, und ich habe solche Entlassung vorläufig wohl nicht zu fürchten. Der Grund, warum ich auszuhalten entschlossen bin, ist ein doppelter, vielleicht ein dreifacher. Zunächst brauch' ich das Geld. Zweitens kommt es doch vor (namentlich wenn ich dies oder das erlebt habe), daß mir diese leichte Behandlungsart am passendsten und angenehmsten erscheint. Drittens weiß ich aus Erfahrung, daß das ernste Sichherumquälen mit den mannigfachsten Fragen zwar erfreut und erhebt, aber auch (wenn die Lösung nicht kommen will) aufs höchste verstimmt, daß man sich verbraucht und wenig Dank davon hat und, was das schlimmste ist, an Klarheit und Über-

blick mehr verliert, als man an Kenntnis und Details gewinnt. So werd' ich denn wohl fortfahren, wie die Sache jetzt im Gange ist.

George geht seit acht Tagen in die Schule, und zwar — zu Johannes Ronge*). Es kommt wunderbar im Leben. Erst wollt' ich aus guten Gründen von der Sache nichts wissen. Die Sache machte sich aber zuletzt so natürlich, daß es Torheit und Eigensinn gewesen wäre, wenn ich bei meinem ursprünglichen Nein beharrt hätte. George weinte, so oft er von einer englischen Schule hörte, was ich begreiflich fand. Ich ging mit ihm eines Tages spazieren und zwar durch Clerkenwell, den allertollsten Teil von London. Es war vier Uhr und die Schule gerade aus. Plötzlich stürzten aus einem baufälligen Hause mit zerschlagnen Scheiben dreißig bis vierzig zerlumpte Jungen heraus, warfen sich die zerbrochnen Schiefertafeln an den Kopf, boxten und zausten sich, so daß mein Heldenjunge sprachlos dastand und erst wieder aufatmete, als wir um die nächste Ecke waren. Ich sagte ihm, das sei eine englische Lumpenschule. Er kann das Bild nicht wieder los werden und glaubt, daß es in jeder englischen Schule ähnlich hergehn müsse. Mich brachte die ganze Sache in wirkliche Verlegenheit. Ronge bot ein Auskunftsmittel. Die Kinder des Dr. Beta**), mit denen George ein Herz und eine Seele ist, gehen zu Ronge in die Schule, und die Freundschaft der Kinder untereinander führte es bald dahin, daß George für den Gedanken zu schwärmen begann, auch einer von der Partie zu sein. Ich gab nach, weil ich nichts Bessres wußte. Die Unterrichtsmethode ist die

*) Freigeistiger Theolog und Begründer des Deutsch-Katholizismus (1816—1887). 1849 war er, steckbrieflich verfolgt, nach London geflüchtet.

**) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", Ges. Werke II, 3, S. 271 f.

Fröbelsche. Ein sogenannter „Kindergarten“ spielt die Hauptrolle, in dem, glaub' ich, viel Rad geschlagen und wenig gelernt wird. Kopfstehn ist die einzige Kopfarbeit. Ich bin nicht traurig darüber. George lernt bei uns vollauf genug, und der „Kindergarten“ wird das Gute haben, daß der Junge seine Scheuheit verliert.

Indien, wie Sie bemerken, ist wirklich ein interessantes Kapitel; aber ich kann mich durchaus nicht bis zur Entrüstung erheben und bin sehr froh, daß unsre Regimenter nur Staub zu schlucken, anstatt Hindublut zu trinken haben. Ich lese die Schilderungen wie man eine stoffreiche Erzählung zu lesen pflegt. Es interessiert halbwege, aber es ist Neuigkeitsfutter, nicht Herzensnahrung. Ich bleibe kühl und nüchtern dabei. In Mecklenburg kam es vor zwanzig Jahren vor, daß sich ein ganzes Dorf gegen den Amtmann verschwor, der ihnen ein Vierteljahrhundert hindurch jede erdenkliche Unbill angetan hatte. Er hieß Haberland und gehörte einer Familie von lauter kleinen Tyrannen an. Die Bauern zerstörten ihm endlich das Haus, tranken seinen Wein aus, entkleideten ihn und ließen ihn, während sie zechten, immer zehn Minuten lang auf Glas tanzen, gönnten ihm hinterher eine Stunde Ruhe und ließen ihn dann den Tanz aufs neue beginnen. Diese Geschichte hat nie großen Eindruck auf mich gemacht. Warum nicht? Weil sich Schuld und Strafe in ihr neutralisieren und Mitleid und Rechtsgefühl sich so völlig die Wage halten, daß das Gemüt in Ruhe und Balance bleibt. Ganz so ist es mit den Vorgängen in Indien. Man hat ein Volk, das in ähnlicher Weise wie die Italiener Anspruch auf unsre Sympathien, auf Bewunderung ihrer hohen Geistesgaben hat, oft mit Brutalität, immer aber mit stupider Selbstüberschätzung niedergetreten, und ich freue mich stets, wenn in Fällen solcher oder ähnlicher Unbill der Rückschlag

kommt, und wenn die getretene Schlange siegreich nach jener Stelle zischt, wo die überlegene, aber rohe Kraft verwundbar geblieben ist. Dies ist auch der Grund, warum ich für die große Epoche des Papsttums schwärme. Wenn ich mal in Banden geschlagen werden soll, so geb' ich der Macht, die eine Kirche über mich hat, vor den Fäusten eines Landsknechts oder irgendwelcher Polizeikreatur den Vorzug. Mein Herz jubelt stets, wenn ein getretenes Volk, Christ oder Heide, seine Bedrücker niederwirft. Ich verkenne auf der andern Seite nicht, daß Männer und Völker ihre großartig mörderischen Missionen haben. Ich sympathisiere mit dem Widerstand der alten Sachsen, aber ich habe gleicherzeit Respekt vor jenem Kaiser Carol, der mit Blut und Feuer taufte. Das war eine Mission. Diese englische Kattunmission aber mit etwas spackem*) Christentum und Unzucht und Opiumkisten mag auch ein Werkzeug in der Hand des Höchsten sein, aber ich kann mich ebensowenig dafür begeistern wie für die Taten des Schweinetreibers und Quartanerhelden Pizarro. Wenn man älter wird, denkt man gering von diesen Schlagetots.

Und nun wie immer der Ihre

Th. Fontane.

An Wilhelm v. Merckel.

London, d. 23. Oktober 1857.

Lieber Immermann.

Als ich vor ohngefähr drei Wochen Ihren lieben Brief erhielt, dacht' ich nicht, daß eine so lange Zeit bis zur Beantwortung vergehen würde. Meine „Briefe aus Manchester" **) indes haben mehr Zeit und Arbeit in Anspruch

*) Niederdeutsch = lahm, müde.

**) „Aus England" 1860 S. 101 f.

genommen, als ich anfänglich erwartete, und dadurch die laufenden Geschäfte so aufgestaut, daß die Abwicklung der letztern noch eine neue Woche voll Abhaltung zu jenen Arbeitswochen hinzufügte.

Einen Beitrag für die „Argo“ 1859 glaub' ich schon zu haben. Auch kommt wohl im Laufe von sechs oder sieben Monaten dies oder das hinzu. Die Götter begnaden einen wohl mal, auch mitten im Londoner Nebel, mit einem passabeln Einfall und einer mußevollen Stunde. Das bereits fertige Gedicht heißt „Prinz Louis Ferdinand“. Ob es was taugt, müssen andre beurteilen*). Auch die Ballade „Lord Athol“**) würde dem neuen Jahrgang zu keiner Schande gereichen. Ich fand dies Gedicht neulich in meiner Briefmappe und las es nach dritthalb Jahren wieder zum ersten Male durch. Ich muß sagen, ich find' es nicht schlecht. Die Strophen, die dem eigentlichen Schluß vorausgehn, sind matt, und die Ballade fällt an dieser Stelle ab; sonst aber ist sie weder im Gedanken noch in der Darstellung zu verachten. Natürlich will ich sie durch diese Verteidigungsrede niemand empfohlen und am allerwenigsten sie in die „Argo“ eingeschmuggelt haben. — Übrigens muß ich doch noch eins erzählen. Neulich kam mir hier ein Jahrgang (ich glaube der letzte) des Düsseldorfer Albums in die Hände. Im Durchblättern ärgerte ich mich. Unter den Bildern waren viele, die denen der „Argo“ durchaus ebenbürtig sind. Ich fühlte, daß diese albumhafte Argo doch nichts ist als eine Nachtreterei. Der erste, bilderlose Jahrgang stand auf eignen Füßen. Indessen es war und ist nicht zu ändern, und so sollte man keine Worte mehr darüber verlieren.

---

*) Das Gedicht erschien zuerst in der „Argo“ von 1860.

**) Sie war, nach dem Tagebuch, am 27.—28. April 1855 gedichtet. Vgl. über sie Ges.-Werke II, 3, S. 18ff.



Wilhelm von Merckel.

An Menzel habe ich vor ohngefähr vier Wochen ein englisches Pennyblatt geschickt, in dem sich sein „Keith" befindet. Hat er's bekommen? Übrigens glaub' ich beinah, daß seine bei Duncker erschienenen zwölf Holzschnittporträts hier mehrfach bestohlen worden sind. Es früge sich, ob er nicht eine Entschädigungsklage daran knüpfen könnte. Die Prozeßkosten würden vielleicht 500 £ St. betragen. Hat er Lust?

Lepels Verstummen ist mir ängstlich. Ich hoffe, daß er jetzt bereits wieder unter Menschen ist und seinen Grübeleien, die immer ein Unglück im Gefolge und immer den Perpetuum mobile-Charakter haben, nicht länger nachhängen kann. Ich vermute, daß er sein Stück zurückgezogen*) und eine abermalige Überarbeitung versucht hat. Ist das der Fall, so ist es zum Weinen. Durch solch ängstlich-emsiges Sitzen über der Arbeit, wenn man nicht ein Pappkünstler oder einer jener Unglücklichen ist, die ihr halbes Leben dran setzen, um das Modell des Straßburger Münsters in einen Kirschkern einzusperren, wird nie etwas erreicht und nie etwas gebessert. An glänzenden Einzelheiten fehlt es ja den Lepelschen Arbeiten nie, und es ist absolut gleichgültig, ob er im Aufbau und in der Fügung des Ganzen einzelne Mängel beseitigt und Bessres an die Stelle setzt. Die Hauptsache ist doch immer der Grundplan, und an diesem kann er wohl herumflicken, aber er kann ihn nicht ändern. Solche Änderung ist in der Regel überhaupt unmöglich. Nur wenn uns Jahre von unsrer eignen Arbeit trennen, nehmen wir ihr gegenüber einen Standpunkt ein, der uns einen freien Überblick über das Ganze gestattet und uns wenigstens die Möglichkeit

*) „König Herodes". Vgl. Ges. Werke II, 3, S. 175 ff. Das Drama wurde im Königlichen Schauspielhause dreimal, vom 18. bis 21. Januar 1858, aufgeführt.

gewährt, sofort zu erkennen: da steckt der Fehler. Wer aber so nahe steht, daß er die Steine an der Wand oder die Sandkörner im Mörtel zählen kann, der hat diesen freien Überblick nie. Deshalb steht der Aufwand von Kraft und Zeit, den Lepel an seine dramatischen Arbeiten setzt, niemals im richtigen Verhältnis zu dem Geleisteten. Das „die Sache schwer Nehmen" ist zwar immer respektabel, aber auch weiter nichts. Lepel müßte ganz und gar aus dem Geleise herausgerissen werden, in dem er jetzt keucht und karrt. Kampf, Krieg, Urwald, Himalaja oder irgendein heimisches Menschenbeglückungsprojekt müßte seinen Gedanken auf lange Zeit eine andere Richtung und seinem Geiste wieder Spannkraft und Frische geben. Dann könnt' er zu Herodes oder Cambyses oder Nebukadnezar zurückkehren und probieren, was sich machen läßt. Wir fanden heut in einer unsrer Zeitungen ein Verzeichnis der Stücke, die im Winterhalbjahr auf der Königlichen Bühne als Novitäten aufgeführt werden sollen — Lepels „Herodes" war nicht darunter. Es ist sehr schwer zu sagen, ob man ihm dazu zu gratulieren oder ihn zu beklagen hat. Wenn man annehmen dürfte, es würde gefallen, so läge die Sache sehr einfach. Aber beinah jedermann, Lepel selbst in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit, erwartet höchstens die üblichen drei Vorstellungen. Ist das nun ein Glück? Wenn man ein bißchen weiter blickt, gewiß nicht. Solche Viertelerfolge ruinieren das Renommee bei Schauspielern und Publikum. Andrerseits will man nach so vieler Mühe und Arbeit wenigstens ein Resultat sehen. Man will sich von Fräulein Fuhr oder Herrn Düringer gesprochen hören und am nächsten Tage eine Kleinsche oder Kossaksche Kritik in den Blättern lesen. Man will auch namentlich der ganzen pommerschen Lepelei auf Ehrenwort versichern können, daß Prinz Albrecht (Sohn) bis zum dritten, Graf Dohna oder

Gröben bis zum vierten Akt ausgehalten haben, und daß der König gemurmelt hat: „wäre heute schließlich lieber im ‚Herodes' als in Potsdam und lieber unter Lepels als unter Schönleins*) Händen".

Das führt mich denn auf die Tagesfrage. Wie steht es denn eigentlich? Man erfährt hier nichts Sichres und muß immer zwischen den Zeilen lesen. Selbst die körperliche Genesung scheint mir noch keineswegs gesichert, und wenn, wie vermutet, nur diese erfolgen sollte, so wünsch' ich in aller Loyalität und um des Königs und seines historischen Fortlebens willen, daß er sterben möge. Wie aber, wenn es anders beschlossen ist, und wenn uns eine sechs- oder acht- oder selbst zehnjährige Regentschaft, gleichviel in welcher Form, bevorsteht? Es ist nicht unmöglich, daß eine solche dem Lande zum Segen gereichen und eine gedeihliche Fortentwicklung des konstitutionellen Lebens im Gefolge haben könnte, aber es ist auch eben nichts weiter als eine Möglichkeit. Nicht ohne Besorgnis dürfen wir in die Zukunft blicken. Über kurz oder lang kommt doch mal wieder ein großer Krach von Frankreich her, und die Flut wird uns fortreißen wie immer, wenn man bis dahin nicht verstanden hat, die Sicherheitsdämme zu bauen. Ich kann nicht sehn, daß man sich auch nur im leisesten dazu anschickt. Ich kenne nur ein Mittel: strenge Gesetze und gerechte Richter, aber Befreiung von der Polizeijustiz, die wenig besser als Druck und Willkür ist.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) J. L. Schönlein (1793—1864), Professor der Medizin an der Berliner Universität und Leibarzt Friedrich Wilhelms IV.

An Wilhelm v. Merckel.

London, d. 1. Dezember 1857.
52 St. Augustine Road
Camden Town.

Lieber Immermann.

Sehr schönen Dank für Ihren langen, lieben Brief. Seine politische, letzte Seite hab' ich gestern als einen Trumpf ausgespielt. Ich hatte mich nicht verrechnet, und die Unterredung wurde dermaßen animiert, daß anderthalb Stunden wie im Umsehn vorüber waren. Ihre Bemerkungen über die Krankheit selbst und die Unwahrscheinlichkeit ihrer Hebung interessierten zunächst lebhaft. Mit Ihrer Ansicht über das Mißliche einer verlängerten Stellvertretung oder gar einer Regentschaft war der Graf*) in allen Stücken einverstanden. Er nannte (im Vertrauen gesagt) die ganze Geschichte „mal wieder einen aus Ängstlichkeit und Mangel an Vertrauen begangenen faux pas", und er mag recht haben. Das lebhafteste Interesse erregten Ihre Andeutungen über eine Wilhelmsche und eine Carlsche Partei**). Mir persönlich waren die Dinge nicht absolut neu. Ich kenne sogar einige Leute, die stark auf diese Karte gesetzt haben. Der Graf aber schien wenig oder nichts davon zu wissen, und er horchte hoch auf, als ich ihm die Entstehungsgründe und bis zu einem gewissen Grade die Chancen der Carlschen Partei (wobei ich lächerlicherweise immer an den Kommerzienrat Carl und seine „Fraktion" denken muß) auseinandersetzte. Ich kann nicht leugnen, daß ich jetzt, wie aus vielen andern Gründen, auch um der politischen Vorgänge willen gern in Berlin sein möchte. Darunter versteh ich natür-

*) Der preußische Gesandte Graf Bernstorff.

**) Prinz Carl, der zweite Bruder des Prinzregenten, Vater des Prinzen Friedrich Carl. — Der Geheime Kommerzienrat H. C. Carl, Inhaber einer Tuchfabrik, war eine stadtbekannte Berliner Persönlichkeit, über den mancherlei Anekdoten im Umlauf waren.

lich nicht: bei Clausing oder Stehely sitzen und den ersten besten Weißbier- oder Kaffeephilister große Politik machen hören. Nein, an einer der Quellen*) möcht' ich sitzen, und dieser Wunsch umschließt insofern nichts Besondres und Unerreichbares, als der augenblickliche politische Strom, der bei uns fließt, aus vielen Quellen gespeist wird, die untereinander Kenntnis von sich haben und das „Knabe an der Quelle Spielen" durch ihre Zahl erleichtern, ohne doch den Stoff zu zersplittern. Oder um ein andres, vielleicht bessres Bild zu nehmen: wir haben jetzt viele Heerlager statt des einen Hoflagers. Dadurch ist die Zugänglichkeit zu dem großen Geheimnisschatz gewachsen, ohne daß der Schatz selber vermindert worden wäre. Denn eifersüchtig bewachen sich die Lager untereinander, und jedes kennt aufs genauste die Pläne des andern, so daß vor einem Zelte sitzen so viel heißt, wie die Geheimnisse aller Zelte kennen. Daß mich bei Wünschen, wie ich sie eben geäußert habe, nicht bloße Neugier leitet, brauch ich Ihnen nicht lange zu versichern. Es sind dies vielmehr Dinge, zu denen mich die Gedoppeltheit meiner Natur mit Kräften, die sich einander unterstützen, hindrängt. Poet und Politiker operieren hier Hand in Hand, und wenn ich anfange klar zu sehn in dem Gewirr der Fäden, weiß ich kaum, was mich mehr erfreut, der dramatische Stoff, der da vor mir liegt, oder der Einblick in ein Stück Geschichte. Einige mögen auch vielleicht glauben, daß ich

*) Vielleicht schrieb ich all dies nicht, wenn ich nicht in den deutschen Zeitungen gelesen hätte, daß der arme, blinde Niebuhr jetzt in „Bethanien" sitzt. Nun wissen Sie, wie nah mir Bethanien sachlich und persönlich steht. Wie beneid' ich meinen Pastor Schulz um den historischen Stoff, der ihm täglich zufließen muß! Wer wüßte mehr als Niebuhr! Th. F. (Vgl. oben S. 96. Marcus Niebuhr (1817—60), Kabinetsrat Friedrich Wilhelms IV., bekannt als konservativer Politiker und Gegner des Ministers Manteuffel.)

nur „horchen" will, um nachher das Erhorchte für einen Darlehnkassenschein oder irgendeine Anstellung als „Oberster der Eunuchen" an den Mann zu bringen. Diesen lieben Leuten kann ich dann freilich nicht helfen. Sie halten mich dann — von was Bessrem will ich schweigen — namentlich auch für dümmer, als ich bin, und kennen meinen Charakter ohngefähr so genau wie die Ursachen des Sepoy-Aufstandes *).

„Macbeth" scheint sich ja halten zu wollen. Das freut mich um Eggers' und Tauberts **) willen aufrichtig, wiewohl ich prinzipiell dabei verharren muß, daß „Macbeth" ins Schauspiel- und nicht ins Opernhaus gehört. Es ist Verfall. Gerade so wie die illustrierten Bücher. Das Sinnenleben kriegt den Geist unter. Man will sehn, hören, schmecken, aber nicht denken. Die Welt will Genuß und Ruhe, nicht Anstrengung. Die Kleinsche Rezension ***) haben Sie famos charakterisiert, doch ist es vielleicht mehr ein bissiges Zerpflücken und Zerschneiden des Teppichs, als ein Koboldschießen über denselben mit schmutzigen Füßen. Seine Schreibart verletzt wie eine Säge, aber ich möchte sie nicht schmutzig nennen. Das Schlimme ist, daß Klein durchaus nicht an seinem Platze steht. In den weiland

*) Der im Mai 1857 ausgebrochene, damals noch nicht beigelegte Militäraufstand in Ostindien, der schon oben S. 182 f. zu Betrachtungen Anlaß gab. Sepoys heißen die eingeborenen Soldaten, die revoltierten.

**) Wilhelm Taubert, Kapellmeister am Opernhaus und Komponist. Er war Mitglied des Tunnels. (Ges. Werke II, 3, S. 18.) Eggers hatte aus dem Shakespearischen Drama ein Libretto gemacht, das von Taubert in Musik gesetzt wurde. Die Oper erlebte viele Aufführungen.

***) Julius Leopold Klein (1810—1876), der Verfasser der dreizehnbändigen, unvollendeten „Geschichte des Dramas", war damals Theaterreferent der „Zeit" in Berlin.

Halleschen Jahrbüchern wär' er wie zu Hause gewesen, aber er paßt nicht in das Feuilleton der „Zeit". Die „Zeit" hat sich sehr verbessert, und Metzels Anstrengungen sind durchaus nicht erfolglos geblieben, aber man muß nichtsdestoweniger einräumen, daß sich eine anständig-nüchterne Mittelmäßigkeit, etwas Subalternbeamtenhaftes durch die ganze Zeitung zieht. Einzelne Bestrebungen, witzig oder geistreich zu sein, lassen dies nur um so klarer erscheinen. In solchem Blatt nun vollführt Klein seine Saltomortales. Ich selbst hab' ihn vor Jahr und Tag dringend an Metzel empfohlen, und meine Empfehlung reut mich nicht. Ja, ich würd' es für bedauerlich halten, wenn er durch einen krassen Philister ohne Geist und Kenntnis abgelöst würde. Nichsdestoweniger muß ich sagen, daß er ohngefähr die Rolle einer hochmütigen Frau spielt, die beständig über die Tugend andrer Leute Zeter schreit und ganz vergißt, daß es in ihrer eignen Familie: Vater, Mutter, Brüder, Schwestern höchst traurig aussieht. Klein hat bis auf einen gewissen Grad ein Recht zu der Sprache, die er führt. Er hat es nur durchaus nicht an der Stelle und von der Plattform aus, von der herab er zum Volke spricht. Die „Zeit" müßte, bevor sie nicht selber über sich hinausgewachsen ist, einen hausbackenen Kritiker haben, der mehr lobte als tadelte. Ich, der ich mit Bezug auf Klein wohl sagen darf: „Von Zeit zu Zeit hör' ich den Alten gern", würde dadurch persönlich verlieren, aber das Blatt selbst wäre mehr aus einem Guß.

Die „Zeit" führt mich aufs „Kunstblatt". Ich glaube, daß man sich zu dem endlichen Resultat gratulieren kann. Die Bedenken, die Sie mehr andeuten als hervorheben, teil' ich vollkommen. Ich glaube aber, daß niemand deshalb zu tadeln ist. Nennen wir (wir sind ja entre nous) die Sache mal beim rechten Namen. Paul hat jetzt das

Literaturblatt. Es wird der Tag kommen, wo er auch das Kunstblatt hat, wenn er will, oder wo doch Eggers einem der Rheinbundsleute, gleichviel ob Schwabe oder Baier, zum Opfer fällt. Auf die Gefahr hin, von Ihnen getadelt oder, was schlimmer wäre, verkannt zu werden, erklär' ich rund heraus, daß ich kein Mitleid damit habe. Wo die Kraft ist, da entsteht von selbst ein Mittelpunkt. Dahin kristallisiert sich alles. Da liegt der Schwerpunkt, dem alles wie von selber zufällt. Paul hat und ist diese Kraft, Eggers ist sie nicht. Glauben Sie nicht, daß ich Eggers unterschätze, ganz im Gegenteil! Aber eben weil ich das nicht gewöhnliche Maß seiner Begabung und seines Wissens bereitwillig anerkenne, deshalb ärgere ich mich über diese unsichren, kümmerlichen Stelzbeinversuche, wo es sich um einen ordentlichen Tanz, um einen respektabeln Wettlauf handelt. Eggers ist mir unbegreiflich. Er hat meiner aufrichtigen Überzeugung nach vollständig den Kopf verloren. Es fehlt ihm an echter Würde. Dies sich ins Schlepptau nehmen Lassen ist unverträglich mit dem, was man sich selber schuldig ist. Junge Leute dürfen das, Stümper dürfen das, Invaliden dürfen das. Eggers aber ist weder jung noch ein Stümper noch ein Invalide. Er ist in den besten Jahren und in bester Kraft. Aber ein Hexenspruch ist über diese Kraft gesprochen, und sie liegt im Bann, gichtisch und kontrakt. Da hilft nicht Rütli, nicht Ellora; da hilft kein Milchtrinken im Sommer und kein Hanteln im Winter. Jene Kräfte wieder flüssig und wirksam zu machen, bedarf es selbst einer Kraft, einer Kraft des Willens, des Entschlusses, des Aufgebens einer Lieblingsidee, in deren Gleisen Eggers glaubte, schlecht und gerecht zu Grabe fahren zu können. Eggers stirbt an der Unfähigkeit eines Entschlusses. Die Götter sind solchem Gebahren entschieden abhold. Sie lieben kein va banque-

Spiel, aber sie lieben den noch weniger, der sich mit seinem Gulden ängstlich-gierig um den Spieltisch herumdrückt und nicht weiß, ob er setzen soll oder nicht. Wenn ich, ein völliger Autodidakt ohne Fachkenntnis und ohne Routine, vor Jahren ähnlich gehandelt hätte, wie Eggers nunmehr handelt, so wär' es verzeihlich gewesen. Ich hätte ausrufen dürfen: „Kinder, ich weiß nichts und ich kann nichts!" Aber Eggers weiß etwas, und so sprech' ich ihm das Recht ab, so vertrauenslos vor sich und seiner Zukunft zu stehn. Was braucht denn ein einzelner Mensch? Fünfhundert Taler — das ist eine Summe, die sich ein Mann wie Eggers jederzeit erwerben kann. Erklärt er damit nicht leben und deshalb den augenblicklichen Pfad nicht aufgeben zu können, so tut er mir leid. Wo es sich um eine Zukunft handelt, muß man stark genug sein, um etwas über sich zu vermögen. Die Freundschaft, die Sie für Eggers fühlen, halt' ich für ein großes Glück, aber ich glaube beinah, lieber Immermann, daß Sie als ein väterlicher Freund die Pflicht hätten, mal mit einem Aide-toi usw. drunter zu fahren. Ich, in direkter Mahnung, verliere kein Wort mehr über die Sache. Früher hieß, was ich sagte, „superlative Ausdrucksweise" und jetzt vielleicht „Überhebung". Viel zu sagen ist auch nicht. Wo das Leben im allgemeinen und die Lehre und das Beispiel Kuglers in specie nichts geholfen hat, da hat auch der beste Rat freilich nur eine geringe Chance.

Das führt mich auf Kugler. Vor ohngefähr einem Vierteljahr hab' ich einen sehr langen Brief an ihn geschrieben. Er hat nicht darauf geantwortet. Das würde mich nicht wundern; ich erwartete kaum eine Antwort. Aber wenn ich mich nicht irre, hat er überhaupt keine Notiz davon genommen, und das frappiert mich ein wenig. Sollte ihn irgend etwas verdrossen haben? Wenn ich den

Inhalt rekapituliere, so kann ich nichts finden; aber es gehört ja so wenig dazu, irgendwo anzustoßen. Meine Bitte an Sie geht dahin, diesen delikaten Punkt, versteht sich bei Gelegenheit, so gut wie möglich zu sondieren. Ich geize nach keiner Antwort und möchte nur gerne wissen, wie die Glocken hängen. Kugler nimmt leicht an etwas Anstoß. Ich tadle es nicht; es geht mir ebenso, und jede feinfühlige Natur muß diese Empfindlichkeit haben. Dazu kommt, daß ich eine große Pietät für Kugler hege und ihm mehr, als er es ahnt, zu Dank verpflichtet bin. Unter allen Menschen, mit denen ich in meinem bunten, vielgestaltigen Leben in Berührung gekommen bin, hat er den entschiedensten und, ich muß hinzusetzen, segenvollsten Einfluß auf mich ausgeübt. Er hat etwas von einem Weisen, einem Goethe, meinetwegen auch von der Kühle, die dazu gehört. Nicht seine Worte lehren, aber sein Leben ist Lehre und Vorbild.

Und nun nach fast allzu langem Geplauder mit der Bitte um Bewahrung alter Freundschaft Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm und Henriette v. Merckel.

London, d. 29. Dezember 1857.
52 St. Augustine Road,
Camden Town.

Vielverehrtes Immermannsches Paar.

Vor allem die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahr und nochmals tausend Dank für all die Lieb' und Güte, die wir so reichlich durch Sie erfahren haben und beinah täglich noch erfahren.

Eine Beantwortung Ihrer lieben Briefe behalten wir uns vor bis zum Silvestertage oder wohl gar bis zum Drei-Königstag (Sie sehn, an einem besondern Tage muß es geschehn). Heute fehlt es uns an aller Muße. In

meiner Frau spukt nicht nur die Geburtstagsaufregung, sondern viel mehr noch der bekannte Hausfrauenfuror, da der 30. Dezember durch ein Diner mit zwei Braten und zwei Mehlspeisen gefeiert werden soll. Auch ich bin etwas aus der Balance, da ein heut von Metzel eingetroffener, übrigens außerordentlich liebenswürdiger Brief mir ein solches Quantum von Vermählungsfeierberichterstattung auferlegt, daß mir etwas schwindlich geworden ist*). Übrigens tu ich es von Herzen gern. Nur übernimmt mich für heut die Quantität der Arbeit. Etwas auch die Qualität, denn man erwartet z. B., daß ich über den Trousseau Wunderartikel liefern werde: genauste Beschreibung einer prinzeßlichen Nachtjacke und zugleich besetzt mit den Brillantknöpfen höchsteignen Witzes. Dazu muß man ein Klein sein, auf dessen Genialitätssprünge ich gern Verzicht leiste.

Der Kurier ist angekommen (am Sonnabend, den 26.), hat aber nichts mitgebracht. Ich trag' es mit männlicher Fassung. Meine Frau aber sieht Unglückszeichen darin, und, zusammengehalten mit dem Erdbeben in Neapel und dem letzten großen Nebel in London, ist ihr Vertrauen in den geordneten Zustand der Dinge tief erschüttert. Wir werden nun bis Mitte Januar warten müssen.

Morgen also, wenn nicht die Lübkeschen Flitterwochen einen roten Zettel nötig gemacht haben, werden die Freunde bei Ihnen versammelt sein und meinen Geburtstag besser feiern, als ich es hier vermag. Meine Absicht war eigentlich, eine Art Ellorabrief zu schreiben und Sie zu bitten, ihn bei Tische vorzulesen. Aber es war nicht möglich. Es wäre durch und durch erzwungen gewesen, und ich hätte die alten Witze machen, die alten Pferde reiten müssen,

---

*) Es handelt sich um die Hochzeit des späteren Kaisers Friedrich.

die nun nachgerade spack geworden sind und besser im Stalle bleiben. Meine Erfahrung in solchen Dingen hat mich gelehrt, daß bei Gastmählern und Festlichkeiten immer nur das einschlägt, was der allernächsten Gegenwart entlehnt ist. Man verlangt Stichworte und entschuldigt und ergänzt bereitwilligst die etwaigen Mängel. Was weiß ich nun aber aus der jüngsten Vergangenheit der Ellora? Sie könnten mich fragen: Warum da nicht ein herzliches Wort, wo ein humoristisches leider nicht mehr hinpaßt? Aber einmal ist das ein Ton, den ich nicht gern an und für sich anschlage. Er muß vielmehr durch die Lustigkeit durchklingen. Andrerseits hängt über dem ganzen Kreise eine so schwere Wolke oder scheint mir wohl gar seine Existenz einer Krisis so nahe gebracht, daß es Faselei und geradezu Lüge gewesen wäre, wenn ich das lebhafteste Verlangen ausgesprochen hätte, „den alten, lieben Jungens wieder mit Leib und Seele anzugehören". Ich darf das sagen, weil ich nicht nur ein tiefes Sehnsuchtsgefühl nach der Heimat überhaupt habe, sondern an allem, was sich noch Rütli und Ellora nennt (vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Roquette, den ich eigentlich allzuwenig kenne) in alter Liebe und Zuneigung hänge. Aber ich habe gleichzeitig das Gefühl, daß sich die Beziehungen der Freunde untereinander neu gestalten und neu beleben müssen, und daß eine halb verheiratete, halb misanthropische Ellora notwendig ein andres Ding geworden sein muß.

Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Dies letztre ist ohne alle Anspielung auf Lübkes Frau. Sie wissen, daß ich die Partie billige.

Nun aber zurück zu unserm lieben, alten Mouton, zur — „Argo". Ich schulde Ihnen noch die Fortsetzung

meiner Kritik. An demKetteschen Gedicht*) ist die Illustration das Beste wie an den Schnitzelchen der Lewitzka**) die Korrekturen von Lepel. — Blomberg kann einen Kritiker in Verlegenheit setzen, ganz abgesehn davon, daß seine Arbeiten stets von sehr ungleichem Wert sind. „Königswort" z. B. ist doch nur eine sinnig-mittelmäßig gereimte Anekdote. Die „Dame von Faverne"***) und „Königin Waldlieb" sind in gewissem Sinne Kabinettstücke, und doch fehlt ihnen etwas. Das zweite ist unendlich reizend in der Idee, das erstere ganz meisterhaft in der Komposition. Dennoch fehlt beiden etwas und zwar, wie ich glaube, die poetische Individualität und Potenz. „Königin Waldlieb" könnte (so reizend es ist) von dreihundert verschiedenen deutschen Lyrikern zweiter Klasse herrühren. Wer den Stoff findet, der hat's. Es bleibt hinterher nur noch übrig, daß man seine vier Jamben zu reimen versteht und zu diesem Geschäft eine passabel gute Stunde wählt, dann ist's geschehn. Die „Dame von Faverne" kann nicht jeder schreiben; nicht jeder, der den Stoff findet, kann ihn so bearbeiten. Dies Gedicht verrät viel Kunst und viel Geschick. Aber es ist die Kunst darin, die sich lernen läßt, und jeder Gedichte schreibende Professor der Ästhetik, der mehr weiß als fühlt, was zu einem guten Gedicht gehört, wird Ähnliches schreiben können. Mit einem Wort: es gibt ganze Klassen von Menschen, die derartig zu dichten verstehn, und der am Stoff haftende Zauber des ersten Gedichts wie die große Kunstfertigkeit des zweiten dürfen einen nicht blind dagegen machen, daß die eigentlichen Poetenzüge fehlen. Auf die Weise entstehen Volkslieder.

*) Karl Kette: „Der alte Turm". Der Verfasser, später Anwalt in Berlin, war Mitglied des Tunnels.

**) „Sonette" und „Frühlingsgärtchen" von Emilie v. Lewitzka.

***) Vgl. dazu Ges. Werke II, 3, S. 103.

Leider kann ich hier nicht ausführen, wie ich das meine. Nur so viel: der allgemeingültige Stempel solcher Lieder macht sie einerseits rasch populär, weil das Eckige des Persönlichen fehlt, während zu gleicher Zeit das Fehlen des Persönlichen dazu beiträgt, daß man sich um die Person nicht kümmert und sich am Sachlichen genug sein läßt.

Und nun ade!

Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Eggers.

London, d. 20. November 1858.
52 St. Augustine Road,
Camden Town.

Mein lieber, alter Eggers.

Es liegt mir nicht im geringsten daran, mich mit den „neuen Leuten" *) zu stellen. Alles, was dahin abzielt, find' ich dumm und verächtlich. Nicht als ob ich gegen die Personen und ihre Prinzipien irgend etwas hätte. Gegenteils, wenn meine letzten acht Jahre eine völlig normale d. h. in meiner Natur begründete Entwicklung genommen hätten, würd' ich sehr wahrscheinlich auf der Seite der jetzt herrschenden Partei stehn. Ihr wißt das alle. Zeuge und Beweis dafür ist namentlich das Euch bekannte Gedicht, das ich im Jahre 1849 an den Grafen Schwerin richtete**), und wofür er sich, beiläufig bemerkt, nicht einmal bei mir bedankt hat. Die Gesinnung, aus der heraus, Front machend gegen Absolutismus und Demokratentum, damals jenes Gedicht entstanden ist, erfüllt

*) Das altliberale Ministerium der „neuen Aera" Fürst v. Hohenzollern, Auerswald usw.

**) Ges. Werke II, 1, S. 263.

mich noch. Das Leben und die Verhältnisse aber haben mich zu einer andern Partei, richtiger wohl zu einer andern Nuance der großen antiabsolutistischen Partei hinübergeführt, und nachdem ich acht Jahre lang bei ihr gestanden habe, hab' ich nicht Lust, nachdem sich der Wind gedreht hat, sie plötzlich im Stich zu lassen. Ich würde das selbst dann nicht tun, wenn ich die alte Wirtschaft unbedingt haßte und die neue unbedingt verehrte. So liegt die Sache aber keineswegs. Die neue Regierung hat noch nichts getan; soll erst zeigen, ob sie's besser zu machen versteht, und ein Enthusiasmus, der vor mir selber wenigstens die Fahnenflüchtigkeit rechtfertigen würde, dürfte alsbald vielleicht auf ein Schauerbad stoßen, das wenig von ihm übrig läßt. Wer dann von alters her der Partei angehörte, der geht mit Recht, ohne sonderliches Grämen, durch all die verschiedenen Phasen und Ernüchterungsprozesse durch. Der aber ist schlimm dran, der voll Vertrauen aus einem andern Lager herüberkam und nun wahrnehmen muß, daß er den guten Ruf der Treue, Zuverlässigkeit und Konsequenz um nichts geopfert hat. Drum ausharren an dem Platze, wo man mal steht! Haben sich im Lauf der Jahre die Ecken abgeschliffen, so finden sich von selber friedliche und selbst freundschaftliche Berührungspunkte. — Unter allen Umständen vielen schönen Dank für Deine Bereitschaft, nach bester Kraft zu helfen! — Bitte, so Du wieder schreibst, frankiere nicht. Es ist ja doch meine Affaire. Nimm dies nicht übel. Du weißt, es ist gut gemeint, und wir kennen ja seit lange den Stand der gegenseitigen Börsen.

Dein Lafontaine.

An Friedrich Eggers.

(Undatiert. Berlin, den 31. Januar 1859.)

Lieber Eggers.

„Männings“ Gegenwart verhinderte mich heute, Dir den Inhalt meiner Unterredung mit Herrn v. Jasmund *) mitzuteilen. Ich sagte ihm nämlich — da er mit Deinem Wunsche, von der Redaktion über kurz oder lang zurückzutreten vertraut ist — daß ich mich für den Fall einer eintretenden Vakanz um diese Stelle bei ihm bewerbe. Seine Erwiderung darauf betraf nur Dich, dessen etwaigen Rücktritt er lebhaft bedauern würde, aber eigentlich nicht mich. Herr v. Jasmund hat sich durchaus wie ein Gentleman gegen mich benommen und es an Freundlichkeit gegen den Menschen Th. Fontane nicht fehlen lassen. Es scheint aber, daß man den Manteuffelschen „Apostel“ in mir nicht vergessen kann noch will. Ich bin der letzte, der darüber murrt, und weder Klage noch Vorwurf soll je darüber über meine Lippen kommen. Aber ich muß wissen, ob Subjekte meines Schlages überhaupt auf „Pardon“ zu rechnen haben oder nicht. Wird alles unerbittlich in die Pfanne gehaun, wird kein Quartier gegeben, nun so ist es wenigstens anständig, nicht lange darum zu wimmern.

Dein Lafontaine.

An Friedrich Eggers.

(Undatiert. Berlin, c. Mitte Februar 1859.)

Lieber Eggers.

Ich habe Dich nie im Zweifel darüber gelassen, daß die Träger dieses Ministeriums meine Hochschätzung und im

*) Dr. phil. v. Jasmund, Direktor des „Literarischen Bureaus“ unter dem Ministerium Auerswald. Vgl. über ihn „Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel“, hrsg. von H. v. Poschinger 1902, Bd. II, S. 260 f. Eggers war damals Feuilletonredakteur der „Preußischen Zeitung“.

letzten Kern meine Sympathien haben; aber was mir zuwider ist, das ist das beständige Wechseln der eignen Position, selbst dann noch, wenn das neue Heerlager unserm Fühlen und Denken mehr entspricht als das alte. Ich muß einräumen, daß die Verhältnisse für mich so ungünstig sind, daß es zur Donquixoterie führen muß, die Ansprüche aufrechtzuerhalten. Bestünde die Partei Manteuffel aus mehr Leuten als aus ihm selber, verträte er ein wirkliches Prinzip, das um deshalb auch wieder mal zur Geltung kommen könnte, so würd' ich aus meinetwegen egoistischen Motiven aushalten, ohne je ein Manteufflianer gewesen zu sein. Im politischen Leben spielt die Fahne eine ebenso große Rolle wie im militärischen; wo man mal steht, muß man feststehn und nicht lange mäkeln und mucksen. Aber freilich muß eine Fahne überhaupt da sein.

Es fällt mir gar nicht ein, in dieser ganzen Angelegenheit als „großer Charakter" auftreten zu wollen, nur möcht' ich möglichst wenig „der dumme Mensch" sein. Man ist freilich schon halb verloren, wenn man sich das erst vornehmen muß.

Dein

Th. Fontane.

An Wilhelm v. Merckel.

München, Sonnabend, d. 19. März 1859.
Augsburger Hof.

Lieber Immermann.

Heut nachmittag 4 Uhr hatt' ich Audienz beim Könige*). Die Erlaubnis dazu erhielt ich heut früh in einem Briefe, dessen Adresse ich Ihnen zur Erheiterung beipacke. Also geadelt wäre man schon, und zwar vorweg.

*) Maximilian II. von Bayern. Vgl. Familienbriefe 1 (Ges. Werke II, 6) S. 107 f.

Die Audienz, die eine volle Viertelstunde dauerte, verlief gut und glatt. Es scheint ein milder, humaner Herr. Die ersten Fragen drehten sich um Dessauer, Zieten, Balladenstoffe usw. Von Schottland wanderten wir nach England, mein Leben dort, schwenkten nun aus dem Literarischen ins Politische über. Erst einiges über England, dann Beziehungen zwischen England und Preußen, dann italienische Frage, Preußens Haltung, die Chancen des neuen Ministeriums usw. Wie Sie sich denken können, brach ich diese kitzlichen Themata nicht vom Zaun. Sie kamen eben, und es lag für mich kein Grund vor, ängstlich darüber hinzugehn. Er entließ mich äußerst gnädig. Welchen Eindruck ich gemacht habe, kann ich natürlich nicht wissen. Unter allen Umständen aber bin ich froh, daß diese Audienz überhaupt stattgefunden und meinem Aufenthalte hier wenigstens zu einer Art von Resultat verholfen hat. Das Weitre müssen wir abwarten. Heut über acht Tage hoff' ich in Berlin zu sein.

Können Sie nicht in Erfahrung bringen und mich umgehend in einer Zeile wissen lassen, wer der Verfasser der Broschüre ist: „Italien und die preußische Politik" (oder so ähnlich)? Der König war begierig, es zu wissen. Es würde mich sehr freuen, ihm einen derartigen kleinen Dienst auf Abschlag leisten zu können.

Schönste Grüße an die Freunde in Rütli und Ellora. An Metastasio meinen ergebensten Dank für die Zuschrift, die er mir in seiner Qualität als Vorsitzender des Schillerstiftungskomitees hat freundlich zugehn lassen.

Unter tausend herzlichen Grüßen an Sie und Frau Gemahlin Ihr treu ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm v. Merckel.

München, Freitag, d. 25. März 1859.
Augsburger Hof.

Lieber Immermann.

Gestern (ziemlich unerwartet) war Symposion. Ich erhielt eine Einladung. Der König, wiewohl politisch sehr in Anspruch genommen — die Kammern machen ihm viel zu schaffen — war wiederum sehr gnädig. Details behalt ich mir vor. Ich las den „Seidlitz", den „Letzten York" und auf Pauls besonderen Rat „Marie Duchatel", eine altschottische Ballade, deren Sie sich schwerlich entsinnen werden, wenn Sie sie überhaupt je gehört haben. Am meisten unterhielt ich mich mit General v. d. Tann, der mir aus vielen Gründen sehr interessant war. Der König verließ uns gegen zehn. Wir übrigen nahmen das übliche Souper ein und brachen nach reichlich genossenem Rüdesheimer (elfter Jahrgang) bald nach elf auf.

Meine Mission hier ist nun erfüllt. Was sich daraus entwickelt, müssen wir abwarten. Am Montag früh gedenk' ich abzureisen, wenn nicht das ganz erbärmlich schlechte Wetter mich zwingt, noch einen Tag zuzugeben. Ich habe nämlich ein Dutzend Abschiedsvisiten zu machen, was bei Regen und Wind kaum auszuführen ist; schon deshalb nicht, weil man in solchem Wetter jeden zu Hause trifft.

Auf Dienstag mittag 2½ nehm ich mir die Freiheit, mich bei Ihnen anzumelden, oder sagen wir doch lieber Mittwoch, den 30. Vielleicht trifft meine Frau zu derselben Zeit ein. Ich sehne mich nach etwas Ruhe und Häuslichkeit.

Meine ergebenste Empfehlung an Frau Gemahlin; herzliche Grüße an den Rütli, insonderheit an Lepel und Eggers.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Julius Springer.

Berlin, d. 29. März 1860.
Tempelhofer Straße*) 51.

Sehr geehrter Herr.

Es scheint mir nicht beschieden, meine kleinen Wünsche in Erfüllung gehn zu sehn. Ein Einblick in den Korrekturbogen**), den ich beischließe, wird Ihnen sagen, was ich meine. Auch hat man mir nur einen Bogen geschickt, wiewohl ich zwei, aus angegebenen Gründen, brauche. Auch die Wiedereinsendung des ersten Bogens zu nochmaliger Durchsicht — namentlich der englischen Wörter und Sätze halber — ist nicht erfolgt. Mir liegt sehr daran. Seite 27 heißt es z. B. im heutigen Korrekturbogen in einer Szene zwischen John Knox und der Königin: „worauf Maria aasrief". Solchen fulminanten Sachen gegenüber will man gern die Beruhigung haben, daß der Fehler auch wirklich beseitigt ist. Es ist dies unglückliche „aas" statt „aus" um so schlimmer, als kein Zweifel ist, daß sie (die Königin) ihn im stillen wirklich so genannt haben wird. Mit bekannter Hochachtung Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

(Undatiert. Mitte Juni 1860.)

Hochgeehrter Herr.

Heut nachmittag (die englischen Damen***) waren von Wetters wegen nicht erschienen) hab' ich bei Blitz und

*) Jetzige Belle-Alliancestraße.

**) Es handelt sich um den Druck des 1860 bei Julius Springer erschienenen Buches „Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland."

***) Damen aus Th. F.s Bekanntschaft, denen er Vorlesungen über englische Literaturgeschichte hielt.

Donner nochmals Karte und Bücher durchstudiert. Resultat (mit Ihrer Zustimmung natürlich) folgendes*):

1. Um 2 Uhr nach Pankow. Kein Aufenthalt in Pankow und Schönhausen, sondern gleich weiter.
2. nach Rosenthal und Blankenfelde (alte Kirche, Grumbkow usw.).
3. von Blankenfelde nach Buch. Kommen wir um sechs in Buch an, so haben wir vielleicht noch Zeit, Kirche, Schloß, Park zu mustern. Sonst brechen wir die Arbeit ab, nehmen die Exterieurs noch am Abend und die Interiora früh am andern Morgen vor der Kirchzeit.
4. von Buch nach Zepernick und Schönow, zwei Dörfern mit sehr alten Kirchen, beide eine halbe Meile von Bernau.
5. von Schönow nach Bernau.
6. in Bernau: Kirche, Speis' und Trank und Rückkehr per Dampf zu geeigneter Zeit nach Berlin.

Der Ausflug nach Tasdorf usw. geht nicht, ist zu weit ab, um's mit „Buch“ zu vereinigen. Also Sonnabend um 1 bei Ihnen.

Wie immer Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Sonnabend, den 14. Juli 1860.

Sehr geehrter Herr.

Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, so dinieren Sie heut bei Frau Professor Heyse. Darf ich daran zwei Wünsche knüpfen: erstens zu erfahren, ob eine Wiederholung meiner Visite von neulich wohl ratsam wäre, und

*) Th. F. wurde auf seinen Wanderungen durch die Mark öfters von seinem Verleger Wilhelm Hertz begleitet.

zweitens, die Gelegenheit zu etwa nötigen Änderungen und Verbesserungen der beifolgenden biographischen Skizze unseres gemeinschaftlichen Freundes zu benutzen. Die Sache ist sehr schnell geschrieben und laboriert noch an einigen Stilungeheuerlichkeiten, die ich freundlichst zu übersehen bitte. Worauf es mir ankommt, das ist die Konstatierung einiger Fakten, die ich nach Gutdünken (weil das Manuskript rasch fort mußte und zur Erkundigung nicht Zeit blieb) damals gewählt habe. Z. B. hab' ich keine Ahnung davon, auf welchem Gymnasium Paul eigentlich gewesen ist. Ich hab ihn rein auf gut Glück hin zum alten Ranke in die Schule geschickt. Auch die Jahreszahl (1840) willkürlich gewählt.

Wir immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Theodor Storm.

(Undatiert. c. Mitte Juli 1860.)

Neuigkeitsbote.

1. Eggers. Hat am 1. Januar seine Stellung als Feuilletonredakteur bei der ministeriellen Preußischen Zeitung aufgegeben. Hielt dann Vorlesungen über Kunstgeschichte vor einem Damenpublikum und schrieb Polterabendstücke en masse. Gewann den zweiten Preis bei einer Tunnelkonkurrenz (Scherenberg den ersten; beide hatten es ehrlich verdient). Reiste nach Hamburg, war viel in Wilkens Keller und rauchte die allerbesten Zigarren. Machte dann längere Zeit Holstein unsicher, namentlich die Gegend zwischen Kiel und Rendsburg. Ging dann nach Kopenhagen, um „Thorwaldsen an der Quelle zu studieren", wie er selber sagt, oder in „höhrer politischer Mission", wie

andre sagen, oder um der Rasmussen einen antiken Kopf *) zu zeigen, wie ich vermute.

2. Merckel. Schreibt Broschüren. Ist die letzte zuverlässige Säule des Rütli. Steht nach wie vor in der Dämmerstunde am Ofen und empfängt den Freund „Humor". Seine Frau ist gestern nach Schlesien abgereist. Beide dieselben lieben, gütigen, noblen Menschen wie immer.

3. Lepel. Vor zwei Jahren war er mit mir in Schottland; im vorigen Jahre (ohne mich) in Schweden. Sein „Herodes" wird jetzt im Druck erscheinen. Immer der alte, treue Freund nach wie vor. Das Produzieren scheint abgetan; dann und wann ein Toast, c'est tout.

4. Paul Heyse. Alle zwei Jahr ein Kind, alle Jahr ein Drama, alle halb Jahr eine Novelle. Ich war im Frühjahr 1859 fünf Wochen bei ihm. Reizend, liebenswürdig, graziös wie immer, dabei milder, herzlicher, geltenlassender als früher. Sybel, Schack, Geibel, Lingg, Grosse sind sein Umgang. Vielleicht müßte er doch mal wieder in andern Boden; aber in welchen? Berlin würde ihm schwerlich gefallen. Den Sinn für das Historisch-Politische hat er nicht, den Sinn für das Preußische und seinen besondern Beruf auch nicht. Jeder aber, dem dieser Sinn fehlt, kann sich hier nicht wohl fühlen. Es ist keine Stadt für Dichter. Was sich doch derart findet, ist quoique, nicht parceque.

5. Roquette. Mit einer großen wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt. Der „Günther" eben erschienen. Roquette selbst in Eggers' frühere Stellung eingetreten: Redakteur des Feuilletons der Preußischen Zeitung.

6. Lübke. War mit Lucae ein Jahr in Italien; im vorigen Herbst acht Tage mit mir in der Altmark

*) Vgl. oben S. 136.

(Stendal, Salzwedel, Tangermünde usw.); reist in vier Wochen auf zwei Monate nach Paris. Populäre Kunstgeschichte eben beendet*).

7. Lucae. Nach wie vor „Bourgeois" und „liebenswürdiger Schwerenöter". Baut Häuser (sehr fein und gut) und leitet den Bau der schönen katholischen Michaelskirche in der Nähe von Bethanien. Der Plan rührt von Lucaes Onkel Soller her, jetzt tot; es ist die bei weitem schönste Kirche in Berlin**).

8. Lazarus. Ehrenprofessor in Bern; bringt alljährlich drei oder vier Monate in Bern zu und hält während der Zeit Vorlesungen dort.

9. Bormann. Lag im Winter drei Monate auf den Tod. Erholte sich sehr langsam (Blasenübel), jetzt in Karlsbad.

10. Menzel. Die letzten Bilder seit „Hochkirch" alle schwach; scheint sich jetzt durch „Friedrichs II. Ansprache an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen" wieder 'rausrappeln zu wollen. Riesengroßes Bild, etwa vierzehn Fuß im Quadrat***).

11. Blomberg. Neures Mitglied unsres Kreises. Der einzige, der noch den Poeten vertritt und dann und wann etwas „macht"; die andern alle lahm geworden. Sein Talent sehr schätzenswert, aber vielleicht ein bißchen allzu eklektischer Natur.

12. Der Unterzeichnete oder „der Gefertigte", wie die Östreicher sagen. Ging 1855 im September nach England, kam im Januar 1859 zurück. Wurde als „reaktionsverdächtig" beiseite gesetzt, fungierte 5/4 Jahre als „freier

*) Siehe Lübkes Lebenserinnerungen (1891) S. 326 f. u. 337 ff.

**) Das fand auch Böcklin.

***) Das Gemälde blieb unvollendet.

Schriftsteller" und trat dann vor etwa sechs Wochen als Redakteur des englischen Artikels bei der Kreuzzeitung ein. Der Verachtung eines freien Schleswig-Holsteiners ist er also unweigerlich verfallen. Muß sich drin finden und trägt es mit Fassung. Sie müssen denken: „er war von je ein Bösewicht". — Ich beschäftige mich jetzt ausschließlich mit dem Studium unsrer Mark und habe zwei darauf Bezug habende Arbeiten vor, die mich ohngefähr zehn Jahre kosten und zwanzig Bände füllen werden. So bricht jeder verschieden in den Tempel des Ruhmes ein, um drin zu verweilen, bis man durch andre 'rausgeschmissen wird, Sie wie ein Sonnenstrahl oder eine Toledoklinge, ich wie ein Frachtwagen. Eines schickt sich nicht für alle.

Nun leben Sie mir schön wohl, empfehlen Sie mich der Frau Constanze angelegentlichst, bei der alles gut vom Stapel gehen möge, und behalten Sie mich in gutem Andenken. Grüßen Sie doch auch Ihren Bruder bestens von mir. Ich seh ihn noch immer vor mir stehn, wie er mir mal die Schreckensnacht von Friedericia beschrieb. Sein Leutnant oder Unteroffizier rief ihm im Retirieren zu: „Nu, ole Storm, give se noch ens." Er schoß; dann begann das Ausreißen im großen Stil. Nun zieht er Blumen. Die Welt ist rund und muß sich drehn.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Montag abend (d. 17. September 1860).

Hail, hail, Macbeth who shall be king!

Da Sie von Britisch-Helgoland kommen, werden Sie mir obige Begrüßung zugute halten.

Meine Absicht war, mich persönlich zum Handkuß zu melden. Es ging aber nicht, da ich heut abend 10½ nach

— Selow reise. Es klingt toll genug, ist aber nicht so schlimm. Ich fische dort; hoffentlich nicht im Trüben. Sobald ich zurück bin, sprech' ich bei Ihnen vor und überzeuge mich durch Augenschein, daß Sie im Bade nicht erfroren.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 4. Oktober 1860.

Sehr geehrter Herr.

Jung und alt, in schönem Wechsel, das ist ja das Beste, was man sich wünschen kann, fast so gut wie die bekannte Mischung von Schlange und Taube. Wenn diese Zeilen Sie erreichen, ist die hypochondrische Schlacke hoffentlich abgeflossen und der heitere Silberblick zurückgeblieben.

Meinen besten Dank für die übersandten Exemplare *). Der Buchbinderlehrling scheint stellenweis mit dem Schmudel seiner Finger splendider umgegangen zu sein als mit dem Kleister, d. h. manches hält nicht recht zusammen, hat aber Flecke. Vielleicht ist es immer so; andrer Leute Bücher sieht man sich nicht so genau an wie die eigenen oder denkt wohl auch: denen schadet es nichts. Die Kaffeedamen **) rücken an, so denn ade! Mögen die Götter es fügen, daß wir uns heut übers Jahr nicht vermeiden, wenn wir uns von ohngefähr in der Wilhelm- oder Behrenstraße begegnen. So sei's.

Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

---

*) Die „Balladen", deren Erscheinungsjahr auf dem Titel 1861 nach Buchhändlersitte vordatiert ist.

**) Vgl. oben S. 204.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 31. Oktober 1860.

Sehr geehrter Herr.

Gestern war ich auf den Müggelbergen und verbrachte daselbst einen kostbaren Tag. Als ich im Cöpenicker Omnibus zurückfuhr und, ennuyiert durch meine Reisegefährten, den Schlafenden spielte, gingen mir die wohlbekannten, zusammenhanglosen Postkutschenbetrachtungen durch den Kopf, vom hundertsten aufs tausendste. Ich denke jetzt allgemach an Edierung meiner „Märkischen Bilder", die ich unter dem Titel „Zwischen Oder und Elbe" (wenn mir nichts Kürzres einfällt) in die Welt schicken möchte*).

Meinen Sie, daß ich Springer frage, ob er es nehmen will? Der Inhalt ist entschieden konservativ (nicht in dem häßlichen Sinne von reaktionär), woran Springer allerdings wohl Anstand nehmen dürfte.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 1. November 1860.

Sehr geehrter Herr.

Es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen jedes freundliche Epitheton Ihres heut mittag empfangenen Briefes dankbar zurückgebe. Die zehn drückten mich wirklich wie zehn Sünden, und doch war ich unschuldig. — Es ist heute unberufen (Pardon für das heidnische Wort, aber ich habe Ihren christlichen Ersatznamen vergessen) der Tag der liebenswürdigen Briefe; beim Nachhausekommen fand ich sehr freundliche Zeilen von Paul aus Dürkheim vor. Die Einlage erfolgt anbei.

Was die „Balladen" angeht, so hat meines Wissens

*) Keim der „Wanderungen". Vgl. oben S. 209.

noch niemand gesprochen außer Freund Hesekiel. Auch bedankt hat sich eigentlich kein Mensch bei mir, worauf Sie antworten werden, „das sei meine Schuld, ich hätte alles verschleudert und wertlos gemacht“ — ist aber keineswegs der Fall. Die Wahrheit zu gestehn, sind mir persönlich solche Rezensionen ganz gleichgültig. Ich glaube nicht mal, daß sie viel Einfluß haben und was helfen, wenn man die Sache nicht nach dem gutta cavat lapidem-Prinzip anfaßt, wie man das einigen Literaturheroen nachsagt. Nur das wünsch' ich sehnlichst, daß Sie nicht mit einem zitronengelben Chimborasso Fontanescher Balladen für alle Ewigkeiten sitzen bleiben.

Morgen mittag komm' ich mit heran und spinne den Faden weiter, den eben ein eintretender Besuch abschneidet.

Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Friedrich Eggers.

(d. 18. Dezember 1860.)

Mein lieber Friede.

Unsre besten Wünsche, auf ein Jamglas*) gekritzelt, sind Dir und dem armen Kranken hoffentlich bestellt worden. — Ich komme Dir heute mit einer doppelten Bitte, die wenigstens zur Hälfte leicht zu erfüllen ist. Sei so freundlich und laß die Selbstbiographie des alten Schadow**) (die Du, soviel ich weiß, besitzst) bei Lucae abgeben. Er besucht mich morgen nachmittag und ist gewiß bereit, mir bei der Gelegenheit das Buch zu überbringen.

Nr. 2 ist etwas mühevoller. Im Rütli hat man mir erzählt, daß die alte Frau Karsten (die Mutter unsers

*) Glas für Konserven.

**) Kunst-Werke und Kunst-Ansichten von Joh. Gottfried Schadow, Berlin 1849. Das letzte Kapitel des ersten Bandes der Wanderungen „Saalow“ handelt von dem Bildhauer.

Cicero*) den alten Schadow sehr genau gekannt hätte und gewiß im Besitz charmanter Anekdoten wäre. Ich möchte doch zu ihr gehn. Aus Erfahrung weiß ich aber, daß solche Visiten bei wildfremden Leuten, auch wenn sie noch so liebenswürdig sind, zu fast gar keinem Resultate führen. Ich möchte Dich deshalb — wenn Du Dir eine Stunde Zeit zu solchen Allotriis nehmen kannst — statt meiner ins Feuer schicken. Du kennst die alte Dame, weißt aus Erfahrung, worauf es bei Auspumpung solcher anekdotischen Züge ankommt und wirst gewiß einen guten Fischzug tun. Je kürzer, knapper die Geschichten sind, desto besser. — Übrigens besitz' ich bereits einen leidlichen Vorrat, und ein frischer Zuzug von drei oder vier kleinen Anekdoten würde mir genügen. Das will ich doch noch bemerken, daß es Geschichten des alten Schadow (aus seinen letzten fünfzehn Jahren) sein müssen, und daß mir — da mein Schnurrenlager über ihn ziemlich wohl assortiert ist — solche Züge, die ihn in einer gewissen künstlerischen Würde und Hoheit zeigen (wenn auch meinetwegen schadowisch-derb) besonders angenehm sein würden. — Die Elloramutter grüßt bestens.

Dein

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, Freitag, d. 11. Januar 1861.

Hochgeehrter Herr.

Was haben Sie zu Gerlachs Tod**) gesagt? Leben und Tod weben doch oft die echteste Poesie.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

---

*) Tunnelname des Justizrats Lorenz Karsten in Berlin.

**) Leopold v. Gerlach starb an den Folgen der Kopfrose acht Tage nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV., dem er, als General-

An Wilhelm Hertz.

Dienstag, d. 22. Januar 1861.

Sehr geehrter Herr.

Ihre Einladung gestern abend war so freundlich, daß ich eigentlich kommen mußte; da es trotzdem unterblieben, so will ich mich wenigstens entschuldigen. Ich verplauderte mich bei Frl. v. R. *) (aus Rücksicht gegen Sie deut' ich den Namen nur an) und kam erst gegen neun nach Haus. Inzwischen blies der Tauwind derart von Mittag her, daß mein Mut nicht ausreichte, unter so veränderten Umständen in See zu stechen. — Die bewußten Aufsätze (bis dato „Märkische Bilder" geheißen) hoff ich, Ihnen in acht bis zehn Tagen überbringen zu können. Ich lege dann auch gleich ein möglichst gut redigiertes Inhaltsverzeichnis bei, damit das Ganze als „ein Ganzes" erscheint. Ich kann Ihnen diesen kleinen Stich nicht ersparen. Wie konnte sich ein Mann wie Sie durch eine hingesuchste (durchaus ungerechte und bis jetzt glücklicherweise allein dastehende) Rezension auch nur einen Augenblick beeinflussen lassen! Da juble ich, Sie auf einer kleinen Schwäche ertappt zu haben, und vielleicht ertappen Sie mich in demselben Moment und in den vorstehenden Worten auf einer größeren. — Meine Frau empfiehlt sich dem Hause Hertz.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

adjutant attachiert, die treuesten Dienste geleistet hatte. Er hatte sich die Krankheit unter dem steten Drucke des Helms während der Wache am königlichen Sarge zugezogen, unbekümmert um die Warnungen der Ärzte. Vgl. Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" (Volksausgabe, Stuttgart 1903) Bd. 1 S. 66 f.

*) Mathilde v. Rohr. Vgl. über sie „Wanderungen, Grafschaft Ruppin", 10.—11. Aufl., S. 461 f.

An Wilhelm Hertz.

(Den 26. Februar 1861.)

Sehr geehrter Herr.

Anbei der eine der mir gütigst übersandten Kontrakte; hoffentlich hab' ich den richtigen gewählt.

Für solche Anmerkungen, wie Sie sie vorhaben, bin ich Ihnen sehr dankbar. Ich habe kleine Stilungezogenheiten, die ich sehr gern beiseite tue, sobald man mich darauf aufmerksam macht.

Die Rheinsbergaufsätze, Wustrau, Carwe und eigentlich auch die Spreewaldkapitel haben den Vorzug, die reisefrischesten zu sein. Dies ist ein großer Vorzug, und „Carwe“ ist vielleicht der Normalaufsatz, der da zeigt, wie mir das Ganze als vorzugsweise behandelnswert vorgeschwebt hat. Dennoch, denk' ich, ist es richtig, daß ich diesen Touristen-, diesen gemütlichen Wandrerton, wie er sich zum Teil auch noch in dem Luch- und in dem Buchaufsatz wiederholt, aufgegeben und statt dessen mehr eine Erzählungsweise angenommen habe, die von dem Erzähler selbst möglichst abstrahiert und den Stoff gibt, wie er sich findet, sei er nun historisch oder landschaftlich. In dem zweiten Bande werden meine kleinen Reiseabenteuer so gut wie ganz verschwinden. Ich bin dabei im voraus Ihrer Zustimmung sicher. Denn der Leser hört zwar recht gern von der Person des Schriftstellers, namentlich wenn sich die Person ohne Anmaßung gibt; setzt er sich aber zu oft in Szene, so merkt Publikum die Absicht und wird verstimmt. Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 26. März 1861.

Sehr geehrter Herr.

Dr. Schwartz *) und ich wollen am Donnerstag abend eine kleine Reise (vierundzwanzig Stunden) nach Bernau, Blumberg und Werneuchen antreten. Sind Sie mit von der Partie? Es wäre sehr reizend. Ich bin nicht ganz ohne Hoffnung.

Reiseplan:

Um 6³/₄ abends per Eisenbahn nach Bernau. (Zweck: den das Haus und den Karfreitag störenden Frühaufbruch, der sonst nötig sein würde, zu vermeiden.)

Nachtquartier in Bernau. Um 7 auf. Um 8 nach Blumberg (1¹/₄ Meile). Besuch des Parks. Nach der Kirche in die Kirche.

Etwa um 1 Aufbruch nach Werneuchen (wieder 1¹/₄ Meile). Dort Kirche, Kirchhof, Pfarrhaus usw. besucht und das Eintreffen von Post oder Hauderer abgewartet. Dann direkt zurück.

Wenn irgend möglich, rechnet auf Ihre Teilnahme (nicht im Sinne von Mitleid) Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Ostersonnabend (den 30. März 1861).

Viel Arbeit auf der Zeitung und endlich um zwei ein rasender Hunger (nachdem Schmalhans, noch dazu unter groben Werneuchner Formen, gestern Küchenmeister gewesen war) ließen mich nicht dazu kommen, heute nachzufragen, ob alles wohl bekommen sei. Hoffentlich. Ein Tag mit so schönem Wetter und mit dem allerdings hoch anzu=

*) Wilhelm Schwartz, Prähistoriker und Mythenforscher (1821—1899).

schlagenden Segen „dat de ollen Peerd stunnen" kann nicht schließlich noch trübe verlaufen sein. Klares Bier hat keine Hefen.

Morgen früh will ich nach Nauen, von da nach Ketzin und Etzin (zu Fuß), dann nach Paretz und über Potsdam zurück. Montag mittag hoff' ich wieder hier zu sein. Am Montag abend seh ich Sie und Frau Gemahlin (die hoffentlich nicht zürnt) vielleicht bei Frau Professor Heyse. Das wäre sehr schön.

Was macht Hans?*) Er hat sich musterhaft gehalten. Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Dienstag abend (den 2. April 1861).

Den einliegenden roten Zettel hatte ich vor Ihnen gestern bei Frau Professor Heyse heimlich in die Hand zu stecken. Leider war ein Onkel zwischen unser Wiedersehen getreten. Was es für Onkels gibt.

In der Marienkirche befinden sich die Grabdenkmäler des Freiherrn v. Canitz und seiner Frau (Doris v. Arnim); außerdem — das sei beiläufig bemerkt — ein schönes Grabdenkmal des Feldmarschalls Sparre. Hätten Sie wohl Lust, als Ergänzung für Blumberg diese Denkmäler mit in Augenschein zu nehmen? Wenn überhaupt, so je eher, je lieber. Wie immer ihr ergebenster

Th. Fontane.

---

*) Wilhelms ältester Sohn, Hans Hertz, damals dreizehn Jahre alt, wurde bisweilen zu den Ausflügen mitgenommen.

An Wilhelm Hertz.

Sonntag d. 14. April 1861.

Der morgende Tag*) ist von 1 Uhr ab der dramatischen Kunst und dem Lampenfieber, dem geängstigten innerlichen Rollenüberhören und dem Theaterfriseur gewidmet. Wir blicken alle auf den Dienstag wie auf einen Tag, wo das Paradies wieder anfängt und der (übrigens bekleidete) Mensch, sorglos und jedes Druckes bar, wieder unter Bäumen wandelt. Wenn Sie nichts dagegen haben, führt mich einer der verschwiegenen Steige auch zu Ihnen, wo ich dann dies und das erzähle und mit Ihnen einen neuen Feldzugsplan gen Sankt Marien festsetze.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

(Den 24. Mai 1861.)

Sehr geehrter Herr.

Am Montag abend komm' ich, so Gott will, von Potsdam zurück und gehöre Ihnen von Dienstag früh an.

Ich war gestern im „Grünen Baum" in der Klosterstraße, um wegen „Hauderer", die über das alte Mörderloch, den „Sandkrug", nach Oranienburg fahren, Erkundigungen einzuziehen; erfuhr aber, daß der „Grüne Baum" seine Beziehungen zu Oranienburg abgebrochen hat. Diese hat jetzt irgendeine fabelhafte Ausspannung oder dergleichen in der Großen Hamburger Straße aufgenommen, ich glaube Nr. 20, von wo, wenn der Hausknecht mich richtig instruiert hat, dreimal des Tages etwa

*) Am 15. April wurde im „Englischen Haus" eine fünfaktige Posse Wilhelm v. Merckels: „Das Haus des Gelehrten" von Dilettanten aufgeführt. Vgl. Otto Roquette, „Siebzig Jahre" Bd. 2 S. 130.

um 6 (früh), 12 (mittags) und spät nachmittags ein Wagen abgeht.

Sind Sie nun damit einverstanden, daß wir überhaupt solchen „Personenwagen“ statt der Königlich Preußischen Post wählen, und ist Ihnen 12 Uhr mittags recht? Wenn ich am Montag nach Hause komme, darf ich wohl darauf rechnen, Ihren freundlichen Bescheid vorzufinden.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

(Mit einem Fuße in der Droschke.)

An Wilhelm Hertz.

Dienstag abend (d. 20. Juni 1861).

Sehr geehrter Herr Hertz.

Könnten Sie nicht erfahren, aus welcher Stadt die reiche Judenfamilie*) ist, die jetzt in Ihrem Hause (in der Behrenstraße) wohnt? Ich glaube Petersburg oder Warschau oder Riga oder Reval. Es ist mir wegen meiner ethnographischen Studien lieb, so etwas zu erfahren. Deutsche und englische Juden z. B. sind ganz anders. Sie könnten auch aus Prag sein, jedenfalls aus der slawischen Welt. — Meine Frau empfiehlt sich Ihnen.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

d. 1. September 1861.

Pardon, daß ich mich noch nicht für die gefällige Übersendung des „Stündchens vorm Potsdamer Tore“ **) be-

---

*) Familie Grünthal. Der Gatte war Inhaber einer Tapisseriemanufaktur (Unter den Linden 63).

**) Von Carl Blum. Das Stück wurde zuerst am 31. August 1823 im Schauspielhaus aufgeführt und hielt sich bis 1857 auf dem Spielplan.

dankt habe. Ich war neugierig genug, es trotz herzlich wenig Zeit auf der Stelle durchzulesen. Was unsere Eltern doch alles amüsiert hat! Wie dumm, wie mager! Und doch werden unsre jetzigen „Volksstücke" unsern Kindern nach dreißig oder vierzig Jahren noch magrer und jammervoller erscheinen und — mit Recht. Wir sind bloß raffinierter und pretensiöser geworden. Freilich ist der Unterschied der, daß es jetzt nur der reine Riffraff ist, der sich an unsern „Volksstücken" erfreut, während solch Vaudeville damals ein Ereignis war. Im großen und ganzen sind wir doch Gott sei Dank weiter gekommen. Gruß und Empfehlung von mir und meinen Damen an Herrn und Frau Hertz.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Donnerstag abend (d. 19. September 1861).

Sehr geehrter Herr Hertz.

Gegen Schluß der nächsten Woche (seit Montag hab ich Urlaub) will ich noch nach Ziebingen, Tamsel und Schwedt. Dann hab ich ausreichenden Stoff für den Winter, in dem ich außerdem anfangen werde ohne Betonung der Lokalität einige märkische Biographien (Kloeden. Blechen. Julius v. Voß) zu schreiben. So wächst man sich in Varnhagen hinein! Ich mach' es aber in zwei Beziehungen doch besser. Erstens wärmer, belebter, farbenreicher, dann zweitens stilistisch ungeschraubter, freier, natürlicher im Ausdruck. Auch bring ich wohl mehr Herz für die Sache mit. Meine Damen grüßen bestens.

Wie immer Ihr

Th. F.

An Wilhelm Hertz.

Donnerstag abend (d. 26. September 1861).

Sehr geehrter Herr Hertz.

Die Vorrede macht mir noch einige Sorge. Sie sollte eigentlich lang werden, eine Art Rechenschaftsbericht; dazu allerhand allgemeine Betrachtungen über Mark und Märker, also halb Einleitung halb Vorrede. Ich werde mich nun aber doch wohl kürzer fassen, weil eine solche Vorrede, wie ich sie im Sinne hatte, nur dann gut werden kann, wenn sie in heitrer Muße, unter leisem Klavierspiel und dem Gekicher junger Mädchen niedergeschrieben wird. Lieschen*) kichert wenig. Schwestergekichre ist überhaupt nicht die rechte Sorte, und eine ist schließlich zu wenig.

Meine Damen empfehlen sich Ihnen angelegentlichst.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Henriette v. Merckel.

Berlin, d. 12. Oktober 1861.

Hochgeehrte gnädige Frau.

Meine Frau hat mir noch gestern abend eine Strafpredigt gehalten und meine allerneuesten Verstöße gegen Gentlemanschaft usw. aufgezählt. Ich hätte noch ruhig auf dem Stuhl gesessen, als Sie zum Aufbruch schon bereit gewesen wären, und hätte dabei „in der mir eigentümlichen, unangenehmen Weise gestritten". Ich fürchte fast, daß meine Frau recht hat; hoffe aber, daß Sie in Ihrer Milde nicht allzu streng ins Gericht gehn und längst wissen werden, weshalb mir solche Verstöße immer wieder passieren. Jeder kleine Disput engagiert mich vollständig, nimmt selbst von meinen Sinnen Besitz und läßt mich kaum sehn, ob mein Gegner noch steht

*) Th. F.s jüngste Schwester.

oder sitzt. Sie wissen das längst. Übrigens unterhalt' ich die Hoffnung, daß es allmählich besser wird. Man wird zuletzt ruhiger über alles, und mit der Ruhe kommen Rücksicht und Haltung. Die Deutschen sagen zwar: „ein alter Star lernt nicht mehr pfeifen", aber die Engländer sagen: „never too late to mend". Lübkes letzte Entschuldigung eines Angeklagten war immer: „er ist noch bildungsfähig".

In der Hoffnung, ähnlich ausgerüstet zu sein, wie immer Ihr

Lafontaine.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 31. Oktober 1861.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Die bewußten drei Zeilen hatte ich ganz vergessen; erst heute fiel mir die Unterlassungssünde aufs Herz. Aus der Vorrede (die ich mir erlauben werde, Ihnen eigens zur Begutachtung vorzulegen, sobald der betreffende Korrekturbogen eintrifft — wahrscheinlich übermorgen) kann ich für Ihren Zweck nichts zitieren. Ich will also Ihnen einen kleinen Brief über mein Buch schreiben, alles durcheinander, wie die Feder läuft. Sie finden dann vielleicht in dem Mancherlei das wenige, was not tut.

Die letzten hundertfünfzig Jahre haben dafür gesorgt, daß man von den Brandenburgern (oder Märkern oder Preußen) mit Respekt spricht. Die Taten, die geschehn, und die Männer, die diese Taten geschehen ließen, haben sich Gehör zu verschaffen gewußt; aber man kümmerte sich um sie mehr historisch als menschlich. Schlachten und immer wieder Schlachten, Staatsaktionen, Gesandtschaften — man kam nicht recht dazu, Einblicke in das private Leben zu tun, und die wenigen, denen solch Einblick vergönnt war, versäumten es, Aufzeichnungen darüber zu machen. Mangel

an literarischem Sinn und Überfluß an sogenannter „Diskretion“ (ein höchst albernes und stupides Ding, der Tod alles Interesses und zuletzt aller Geschichte) ließen die Eingeweihten nicht dazu kommen.

Eine Folge davon war, daß die Schauplätze, auf denen sich unser politisches Leben abgesponnen, auf denen die Träger eben dieses politischen Lebens tätig waren, relativ unbelebt blieben. Interesselos ging man daran vorüber. Man wußte allenfalls: „hinter diesen Mauern hat der und der gelebt“, aber man wußte nicht, *wie* er gelebt hatte, und mußte sich mit zwei extremen Arten von Mitteilungen begnügen: mit seiner Beteiligung an Schlachten und Staatsaktionen und mit allertrivialstem Klatsch. Das Schönmenschliche blieb tot.

Der Zweck meines Buches ist, nach dieser Seite hin anregend und belebend zu wirken und die „*Lokalität*“ wie die Prinzessin im Märchen zu erlösen. Abwechselnd bestand meine Aufgabe darin, zu der Unbekannten, völlig im Wald Versteckten vorzudringen oder die vor aller Augen Daliegende aus ihrem Bann, ihrem Zauberschlaf nach Möglichkeit zu befreien. So tauchen denn abwechselnd Namen auf, die (engste Kreise abgerechnet) niemandem bekannt waren; daneben bekannte Namen, aber auch nur bekannt als — Namen. Detailschilderung behufs besserer Erkenntnis und größerer Liebgewinnung historischer Personen, Belebung des Lokalen und schließlich Charakterisierung märkischer Landschaft und Natur — das sind die Dinge, denen ich vorzugsweise nachgestrebt habe.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 5. November 1861.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Das „Vorwort" ist fort. Ich schickte es an Blomberg, der mir einen sehr liebenswürdigen Brief schrieb, einzelne Ihrer Ausstellungen als berechtigt anerkannte, andre nicht. Außerdem gab er mir noch ein paar andre Winke, alle sehr fein. Ich bin ganz seinem Urteil gefolgt — er ist von ähnlicher geistiger Schärfe wie mein Herr Verleger, aber (pardon) mehr Poet.

Deshalb bin ich ihm gefolgt. Ihr Urteil ist immer beherzigenswert, schießt aber doch bei der wachsenden Lebhaftigkeit, mit der Sie Ihre Schüsse wie aus einem Revolver abfeuern, gelegentlich über das Ziel hinaus.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 19. November 1861.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Auch ich bin heut meinem Schicksal nicht entgangen und habe, als Beisitzer und Stimmenzähler, fünf volle Stunden in einem Eiskellersaal aushalten müssen*). Gemeinschaftliches Leid, halbes Leid — drum erzähl ich Ihnen das. Übrigens hab' ich doch auch heute wieder gesehn, daß alle ernsten Leute, die nach Zuverlässigkeit, Treue,

*) Am 19. November fand die Urwahl zum Abgeordnetenhause statt. Th. F. wurde im 119. Bezirk, dem er angehörte, ins Bureau gewählt und mußte im Saal der Hopfschen Brauerei am Kreuzberg fünf Stunden bittere Kälte aushalten, um schließlich den Sieg seiner Gegner (der Fortschrittspartei) zu registrieren. Aus dieser Wahl ging ein Haus hervor, das im März 1862 aufgelöst wurde. Darauf entstand der Verfassungskonflikt wegen der von der Regierung gegen die Abstimmung der Volksvertreter durchgeführten Heeresorganisation.

Charakter, meinetwegen auch ein bißchen nach Fanatismus und Verbissenheit aussehn, Konservative sind — das andre ist doch der reine Triebsand, der durch die Strömung, wie sie gerade geht, mal hierhin, mal dorthin geworfen wird.

Ein Exemplar für Louis Schneider halt' ich kaum für nötig; doch ist es möglich, daß ich mich darin irre. Über diesen intrikaten Punkt mündlich. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

(d. 24. November 1861.)

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ich bin innerlich tief müde, seit Monaten, vielleicht seit dem Monat schon, wo ich von England als eine geschlagene Truppe zurückkam, und bin seitdem (halb auch aus einer Art Klugheit oder aus dem Instinkt: „Wozu? Es hilft doch alles nichts“) halb unfähig halb unlustig, Dinge mit Feuer in Angriff zu nehmen. Ich darf sagen: ich habe es verlernt. So kommt es, daß mich Ihr liebenswürdiger Eifer halb rührt und halb erschreckt. Ich kann nicht mit; mir fehlt ein Stück Lungenflügel. Ich bitte Sie freundlichst, die Bücher zu schicken. Sie können es in der Tat auch leichter, da Sie alle die Herren kennen, während ich doch genötigt wäre, mich erst in Positur zu setzen und als Schüler, wohlerwogen und wohlüberlegt, an die verschiedenen Meister zu schreiben.

Mich ängstigt noch ein zweites, und dies ist wirklich wichtig: teils das Lob, das das Buch findet, noch mehr vielleicht der souveräne Tadel, den B. H.*) dagegen aus-

*) Der damalige Kultusminister v. Bethmann Hollweg (1795—1877), Großvater des jetzigen deutschen Reichskanzlers, hatte Th. F. am 21. eine Audienz gewährt, bei der er kühl empfangen wurde.

gesprochen hat, sind auf dem Punkt, mein Buch auf eine falsche Leitersprosse zu stellen, auf eine Staffel, die es nicht beansprucht.

Das Buch entstand in unmittelbarer Folge meiner Reisen durch England und Schottland. Ich hatte einfach vor, ohne jegliche Prätension von Forschung, Gelehrsamkeit, historischem Apparat usw. meinen Landsleuten zu zeigen, daß es in ihrer nächsten Nähe auch nicht übel sei, und daß es in Mark Brandenburg auch historische Städte, alte Schlösser, schöne Seen, landschaftliche Eigentümlichkeiten und Schritt für Schritt tüchtige Kerle gäbe. So entstand das Buch „wandernd, plaudernd, reisenovellistisch“, wie ich mich in meinem Briefe an B. H. ausgedrückt habe. Erst als das Buch halb fertig war, fing ich an, unter Beibehaltung leichter, feuilletonistischer Form, mich in meine Aufgabe zu vertiefen, und so sind schließlich verschiedene Arbeiten entstanden, die absolut Neues bringen und, in ihrem Kern weit über das bloß Unterhaltliche hinausgehend, unsre Spezialgeschichte in der Tat bereichern. Diese Arbeiten sind das Beste, was über die betreffenden Dinge und Personen existiert, weil eben nichts existiert als das, was ich darüber gesagt habe. Hierher rechne ich vor allem den „Hof des Prinzen Heinrich von 1786—1802“. Ferner stellenweis: Wustrau, Carwe, Kronprinz Friedrich in Ruppin, Schloß Coepenick, Schloß Oranienburg, Küstrin; auch, nach literarischer Seite hin, Werneuchen. Die eigentlichen Rheinsbergaufsätze aber bringen einem Historiker gar nichts Neues (mit Ausnahme des Aufsatzes über die Rheinsberger Kirche) und gehören noch ganz der Epoche an, wo ich bloß plaudern wollte. Das große Publikum kann diesen Unterschied nicht merken, wohl aber unsre märkischen Historiker. Ich bitte deshalb, daß Sie in Ihren Briefen an diese Herren ja betonen, was

das Buch eigentlich sein will. Sonst nimmt man die Elle zu lang und befindet es zu kurz. Und nun muß ich mich anziehn — um in den Tunnel zu stürzen. Schreckliches Wort für mich: „stürzen". Festina lente ist mein Wahlspruch. Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

d. 24. November 1861.

Nichts liegt mir in allen solchen Dingen und Fragen ferner als Eigensinn, und es ist Prinzip bei mir, wo nicht wirkliche Überzeugungen ins Spiel kommen, immer dem Rate derjenigen nachzugeben, die es gut mit mir meinen, und zu deren Herz und Verstand ich guten Grund habe, Vertrauen zu hegen. Also auf nach Valencia — in die Ritterstraße zu Stiehl*). Heut ist es nicht mehr möglich; auch würd' ich ihn schwerlich noch zu Hause treffen.

Ich habe nun, in bezug auf diese Visite, einen lebhaften Wunsch. Das ist der, daß Sie Stiehl einmal ausreichend bestandpunkten, noch eh ich sattle, und zweitens, daß ich ihn auch treffe, wenn ich anklopfe. Ich war schon früher zweimal auf seinem Hausflur, ohne was ausrichten zu können. Wenn er Ihnen wenigstens sagte: „zwischen 6 und 7 wird er mich wahrscheinlich zu Hause treffen" oder dergleichen. Denn ich bekenne offen, daß mir das wiederholentliche in den schwarzen Frack Fahren geradezu eine Tortur ist.

Mein Brief an B. H. ist fertig, und ich glaube, daß er mir gelungen ist. Heut früh hab' ich ihn durchkorrigiert. Paßt es Ihnen, so les' ich Ihnen morgen abend gegen 7

*) Geheimer Oberregierungsrat im Kultusministerium, Verfasser der „Regulative", wohnte Ritterstraße 71. Vgl. über ihn Ges. Werke II, 3, S. 147 f.

das Machwerk vor. Natürlich schick' ich den Brief nicht ab, bevor nicht Stiehl sein Votum gegeben hat.

Neugierig bin ich allerdings, was die Historiker vom Fach sagen werden. Darüber morgen mündlich. Unser Mädchen war sehr überrascht, „dat son' kleener Herr, wie Herr Hertz ist, schon sonne großen Kinder haben kann".

Wie immer ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Freitag abend (d. 6. Dezember 1861).

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ich vergaß, zu bitten, daß Sie mir — wenn's sein kann in den nächsten Tagen — mitteilen lassen, wieviel Exemplare von den Select Parables verkauft sind. Ich finde dann, wenn ich das Resultat der Gräfin*) melde, noch nachträglich eine Veranlassung, ihr die „Wanderungen" zu überreichen. Dies letztere zu tun, ist zwar unpraktisch und hat weiter keine Folge, als daß ich einmal eingeladen werde und mich mutmaßlich ennuyiere. Es ist aber anderseits doch nur anständig, wennschon ich sicher bin, daß sich kein Mensch drum kümmern und auch nur drei Seiten im Buche lesen wird.

Gestern hört' ich, man erzähle sich, „ich hätte das Buch im Auftrage der Kreuzzeitungspartei geschrieben".

*) Gattin des Ministers des Auswärtigen, Grafen Bernstorff. Th. F. hatte zu der Familie von seinem Aufenthalt in London her gute Beziehungen. Graf Bernstorff war damals und später nach der Übernahme seines Ministeriums durch Bismarck im Herbst 1862 wiederum preußischer Gesandter in England. Die Gräfin hatte unter dem Titel „Select Parables" von ihr ins Englische übersetzte Parabeln des religiösen Dichters Christian Scriver (1629—1693) herausgegeben, die Hertz auf Th. Fs. Bitte auf dem Büchertisch der Besserschen Buchhandlung zum Verkauf ausgelegt hatte.

Blödsinn! Ein Freund sagte mir: „Ich habe mir das Buch gekauft; ob ich's durchlese, ist sehr fraglich — ich mache mir nichts aus dem märkischen Adel; aber den Brief von Schinkel hab' ich mit großem Vergnügen gelesen."

Ich beklage in völlig unegoistischer Weise, daß es so ist, aber es spricht sich darin eine Empfindung aus, die, weil man ihr bei sonst vernünftigen Leuten begegnet, durch unsern Adel allerdings verschuldet sein muß; und auch das beklag ich wieder. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Sonntag nachmittag (d. 8. Dezember 1861).

Hochgeehrtester.

Für Ihre freundlichen Zeilen, die heut meine Unterhaltung beim Kaffee waren, allerbesten Dank. Ich halt' es doch für leicht möglich, daß A. St.*) ein paar Worte darüber in der Nationalzeitung sagt, um so mehr, als jetzt allerhand von ihm herrührende Besprechungen darin zu finden sind. Mein Kreuzzeitungstum, das ein Hindernis sein könnte, tritt doch wirklich kaum in dem Buche zutage. Auch ist das echte, ideale Kreuzzeitungstum eine Sache, die bei Freund und Feind respektiert werden muß, denn sie ist gleichbedeutend mit allem Guten, Hohen und Wahren. Das Zerrbild, das oft zutage tritt, ist nicht die Sache selbst. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) Adolf Stahr.

An Wilhelm Hertz.

Freitag entre chien et loup (d. 13. Dezember 1861).

Sehr geehrter Herr Hertz.

Die Saison scheint jetzt in Blüte, und Diners und Soupers jagen sich. Ich schreibe diese Zeilen in einer glücklichen, aber etwas übersatten halben Stunde, die zwischen einem Diner bei Dr. Beutner und einem Souper bei Merckels liegt. Ach, es ist nicht meine Wahl! Ruhe, Stille, Sofa und eine Tasse Tee geht über alles.

Pauls Zeilen sind graziös und liebenswürdig, wie alles, was von ihm kommt. Meine Frau war wieder ganz benommen.

Ich schicke heut eine Rezension aus dem Johanniterblatt. Mehr kann der Mensch nicht verlangen. Das Ganze schwülstig, aber der Ausdruck „historische Landschaft" ist gut. Das ist eigentlich die ganze Geschichte. Zuletzt sieht man immer, daß das, was man auf vier Seiten nicht sagen konnte, in zwei Worten fix und fertig am Wege lag.

Ihr ganz erschöpfter, abgetragner (worn out sagen die Engländer)

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Sonnabend (d. 11. Januar 1862).

Sehr geehrter Herr Hertz.

Beutner war gestern Leopold Rankes Tischnachbar. Letzrer äußerte sich sehr freundlich über mein Buch und tadelte nur Tegel und die Vorrede. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, Freitag d. 7. Februar 1862.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Preuß *), wie Sie gelesen haben werden, ehrt mich und mein Buch heut durch eine Berichtigung, die „möglichen Verdunkelungen" vorbeugen soll. Ich werde morgen an den alten Jungen schreiben und ihm danken. Das ist wohl das Beste. — Als linderndes Öl auf die brennende Wunde wird mir eben die Mitteilung getröpfelt, daß die Königin-Witwe **) in Charlottenburg sich allabendlich aus meinem Buche vorlesen läßt und wenigstens nicht dabei einschläft.

Da die Welt von diesem Lob nichts erfährt, so wird Preuß' Reprimande dadurch allerdings nicht aufgewogen.

Mir ist, als hätt' ich Ihnen noch allerhand mitzuteilen gehabt, und doch kann ich's jetzt nicht finden. Nur eines fällt mir ein: „Die abenteuerlichen Gesellen" ***). Darf ich Sie bitten, sie mir in den nächsten Tagen zu schicken. Meine Schwester Liese möchte sie lesen, was man, glaub' ich, nur im engeren Zirkel sagen darf. Denn wenn ich nicht irre, kommen einige schlimmen Sachen darin vor.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) Joh. D. E. Preuß (1785—1868), Historiograph Brandenburgs, Biograph Friedrichs des Großen und Herausgeber seiner Werke, hatte in der Vossischen Zeitung vom 7. Februar eine Erklärung erlassen, worin er Th. F.s in dem ersten Band der „Wanderungen" geäußerte Behauptung, daß Gottfried Schadow in Saalow geboren sei, als Irrtum nachwies. Allerdings hatte der Vater des Künstlers dort, in der eigentlichen Heimat der Schadows, gewohnt, war aber ein Jahr vor der Geburt des Sohnes nach Berlin übergesiedelt. In der zweiten Auflage des Buches wurde der Fehler verbessert.

**) Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV.

***) Biographien von George Hesekiel. 2 Bde. (Berlin 1862).

An Wilhelm Hertz.

Mittwoch, d. 12. Februar 1862.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Allergründlichste Erkältung läßt mich nicht zu einem kleinen Mittagsbesuche bei Ihnen kommen, der nun schon seit einer Woche tagtäglich auf der Tagesordnung steht.

Da Ihnen die Sternzeitung *) vielleicht nicht zu Gesicht kommt, so stell' ich Ihnen zu, was Herr v. Wolzogen, dem Beispiele Preuß' folgend, darin abgelagert hat. Bormann sagte mir: „Sie können lachen, alles bloß Reklame für Ihr Buch.“ Es liegt ein Gran Wahrheit darin.

Preuß hat meinen Brief gleich beantwortet und fast vier Seiten vollgeschrieben. Das ist immer schon alles mögliche. Der Brief enthält eine Menge Wahrheiten — einzelne mit einem bitteren Beigeschmack — und hält die Mitte zwischen Freundlichkeit und Wohlwollen auf der einen Seite und superiorem Bewußtsein auf der andern. Persönlich fühl ich mich nicht im geringsten verletzt; nur allgemein und prinzipiell beklag ich es, daß mit diesen „Männern der Forschung“ kein Kompromiß, keine Anerkennung g e g e n s e i t i g e r Rechte möglich scheint. Während unsereins jeden Moment bereit ist, Gerechtigkeit zu üben und der „Forschung“ (die doch mitunter trocken und ledern genug ist und in ihren Resultaten ebenfalls jeden Tag widerlegt werden kann) allen möglichen Respekt zu bezeugen, kann sich der alte Zopfprofessor nicht zu der Vorstellung

*) Die „Allgemeine Preußische Zeitung“, benannt wie die „Kreuzzeitung“, da sie am Kopf den preußischen Stern trug. In der Nummer vom 9. Februar 1862 berichtigt Alfred v. Wolzogen in einem „Bruchstücke aus C. F. Schinkels Reisetagebüchern betitelten Aufsatz Th. Fs. Äußerung in den „Wanderungen“, daß die italienische Korrespondenz des Meisters bis auf einen Brief verloren gegangen sei.

erheben, daß die freie, künstlerische Behandlung eines Stoffes um des Künstlerischen willen ein Recht der Existenz hat, auch wenn die strikte historische Wahrheit dabei in die Brüche geht. Ich schreibe dies nicht mit Rücksicht auf meinen Aufsatz, sondern weil ich ganz allgemein da eine Versöhnung wünschte, wo jetzt ein Konflikt ist. — Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Donnerstag, d. 13. Februar 1862.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Im Spezialfall stehe ich ganz und gar auf Preuß' Seite. Meine Klage galt etwas Allgemeinem, nämlich dem Umstand, daß es unsereins diesen Herren nie recht machen kann, weil sie den Schmuck, den die Kunst gibt, selbst da, wo die Wahrheit nicht durch diesen Schmuck leidet, immer beargwohnen und als bloßes Larifari unterschätzen.

Anbei der Brief von Preuß. Ich hatte ihm geschrieben, „da ich glaubte, daß über kurz oder lang eine zweite Auflage in Sicht sei, so würd' ich ihm für einen Hinweis auf weitere Fehler sehr dankbar sein". Darauf antwortet er nun in den Schlußsätzen.

Da Sie über das „in Sicht Sein" einer zweiten Auflage noch nicht direkt zu mir gesprochen haben, so genierte mich dieser Passus ein wenig, und ich nahm Anstand, Ihnen den Preußschen Brief gleich vorgestern mit beizuschließen. Andrerseits ist die Sache auch wohl nicht schlimm genug, um Ihnen den Brief, den Sie wünschen, noch länger vorzuenthalten. — Adami*) hat folgenden Vers für mich oder über mich gemacht:

---

*) Friedrich Adami, Berliner Journalist, Th. Fs. Kollege bei der Kreuzzeitung.

Üb' immer Treu' und Redlichkeit
Selbst bis an Schinkels Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Schadows Wiege ab.

Das ist ganz nett. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 29. Dezember 1862.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Den Schluß der Dr. Diltheyschen Rezension*) schließ' ich bei. Es ist flüssiger geschrieben, namentlich das, was er aus Grimm selber zitiert. Schade, daß die Rezension in einer Zeitung stand, die eigentlich keiner liest, wenigstens kein Publikum. Politiker sind Politiker, aber — kein Publikum. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 17. Mai 1863.
Alte Jakobstraße 171.

Sehr geehrter Herr Hertz.

An Umfang wird der zweite Teil**) wohl ein paar Bogen über den ersten hinaus wachsen, was hoffentlich nichts schadet. An Inhalt ist er (im wesentlichen) sachlicher; wenn ich so sagen darf: historischer. Die Liebe ist dieselbe geblieben, Ernst und Eifer sind gewachsen; aber anderseits ist es wohl möglich, daß eine gewisse Frische, Unbefangenheit und gefällige Plauderhaftigkeit fehlt, die

---

*) In der von Julian Schmidt redigierten „Berliner Allgemeinen Zeitung“ vom 21. und 25. Dezember 1862 besprach Wilhelm Dilthey anonym Herman Grimms Novellen. (Zweite Auflage, Berlin 1862.)

**) Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Teil. Das Oderland (Berlin 1863).

dem ersten Bande vielleicht wesentlich mit zu seiner guten Aufnahme verholfen haben. Ist ein solcher Unterschied da, so ist er (selbst wenn der zweite Band mindres Glück hätte) doch nur eine natürliche Fortentwickelung. Daß ich im Prinzip das „Plaudern" nicht aufgegeben habe und nicht aufgeben werde, versteht sich von selbst. Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 3. September 1863.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Mit einer Art Wehmut las ich jenen Brief. Nachdem ich mich wie ein Pferd gequält und meiner Meinung nach das Äußerste geleistet habe, werde ich in Anklagezustand versetzt. Ich will gegen die einzelnen Punkte, die nicht ganz, aber im wesentlichen richtig sind, nichts sagen. Ich glaube nur, es hängt bei diesen Dingen alles davon ab, welcher Art und welchen Charakters der Schriftsteller ist, der ein Buch drucken läßt. Gehört er zu denen, die (wie talentvoll sie immerhin sein mögen) den Grundsatz haben: „es kommt auf eine Hand voll Noten nicht an", so wird er natürlich gegen einen Druckfehler oder sonstigen Fehler ganz gleichgültig sein und nicht zwei Abende lang sich den Kopf zersinnen, um ein hübsches und passendes Motto für dies oder das Kapitel zu finden. Ist der Schriftsteller aber exakt bis zum Peinlichen und meinetwegen Kleinlichen, so wird er — und wenn er zehnmal geglaubt hat, mit der Sache fertig zu sein — immer noch wieder etwas finden, das er ändern, bessern, erweitern möchte, und dies Verlangen wird natürlich zu kleinen Unbequemlichkeiten für den Drucker führen.

Ich habe nicht das Gefühl, nach dieser Seite hin

geradezu mißbräuchlich operiert zu haben, gebe aber zu, daß ich an der „immer besser machen Wollen"-Krankheit bis zu einem gewissen Grade laboriere. Gebe auch zu, daß das bei Arbeiten, die zuletzt doch nur mit Luise Mühlbach in einen Topf geworfen werden, etwas Lächerliches hat. Dennoch aber kann man nun mal aus seiner Haut nicht heraus, und einzelne Leser gibt es und wird es immer geben, die gerade das, was mit dieser langweiligen Peinlichkeit zusammenhängt, als das Beste des Buchs, nämlich als den Trieb, auch im Kleinen und Kleinsten möglichst perfekt zu sein, freundlichst anerkennen werden.

Pardon, ich wollte Ihnen eigentlich einen heiteren Brief schreiben, und nun ist die Geschichte schrecklich ehrpußlich geworden. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Dienstag abend, d. 8. Dezember 1863.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Professor Stahr hat ja heute in der „Nationalzeitung" losgeschossen; für den Fall, daß Sie's noch nicht gelesen, lege ich die betreffende Nummer bei. Ich bin mit der Kritik ganz zufrieden. Der Schlußsatz, der etwas starker Tabak ist, trifft mich so ganz und gar nicht (Marwitz ist tot, und vor dem toten Löwen in Respekt den Hut zu ziehn, während die Mäuse an ihm herumknabbern, ist sicherlich nicht bedientenhaft), daß ich ein paar Entgegnungsworte darauf, wie Sie herausfühlen werden, mit großer Ruhe, mit der Ruhe des guten Gewissens geschrieben habe.

Die Frage entsteht aber doch, ob es geraten ist, den Brief, von dem ich eben etwa ein Drittel gestrichen habe,

abzusenden. Ihr Urteil soll entscheiden. Im allgemeinen habe ich die Maxime des „Gehenlassens", des Schweigens. Ich statuiere aber Ausnahmen, und hier scheint mir ein Fall vorzuliegen, der eine Ausnahme fast erheischt. Stahr ist ein Mann, nicht ohne ein gewisses Wohlwollen für mich, also ein Gegner, mit dem sich reden läßt; zu gleicher Zeit ein Mann von einem gewissen Ansehn in seinem Kreise. Es liegt mir daran, daß man mein Buch, seinen Zweck und seine Entstehungsgeschichte ebenso wie meine völlig freie nur allzuoft gegnerische Stellung unserm Adel gegenüber richtig erkennt. Der Adel wird nie den kleinen Finger für mich erheben. Er braucht es auch nicht; aber es ist doch hart, vom Adel nichts zu haben und doch zugleich, bloß weil man sich müht, Gerechtigkeit zu üben, als eine Art Söldner angesehn zu werden. Ich diene nach freier Wahl, aber nicht für 1 Taler und 8 Groschen. Ihrem freundlichen Bescheid sowie der Rücksendung von Brief und Zeitung entgegensehend, Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, Mittwoch d. 9. Dezember 1863.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Schönsten Dank für Ihren freundlichen Rat. Ich werde den Brief nicht abschicken. 1. weil ich verschiedene Ihrer Bedenken teile. 2. weil es — da ich heut abend wegen kleiner Gesellschaft nicht schreiben konnte — morgen zu spät ist. Und 3. weil ich mal wieder absolut ein Kind war, das sich gutmütig bedanken wollte, wo im wesentlichen nichts andres vorliegt als eine beleidigende Eselei. Diese Leute mit ihrem kümmerlichen Neid, die

dadurch zu wachsen glauben, daß sie einen andern Stand durchaus klein machen wollen und nicht begreifen können, daß man einen Marwitz „erklärlich und entschuldbar“ findet, haben keinen Anspruch darauf, daß ich ihnen confessions und Auseinandersetzungen mache, die doch in den Brunnen geworfen sind. Ich beschreibe den Adel, und dazu habe ich als Bürgerlicher ein gutes Recht; er ist mir Objekt, weiter nichts. Mein Buch zeigt nirgends eine unwürdige Gesinnung, und es ist mindestens unpassend, mir mehr oder weniger direkt eine servile Verbeugung vorzuwerfen. Ich fürchte, daß Sie ein klein wenig (vielleicht auch mehr als ein klein wenig) die Stahrschen Ansichten über Fontane und sein Buch teilen. Ich muß das hinnehmen; aber ich tu es mit Ruhe. Ich habe immer einen Talisman, der es mir leicht macht. Wie immer Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 18. Dezember 1863.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Gestern hatte ich die Ehre (großes Diner beim alten Meding)*), neben Leopold Ranke zu sitzen. Er war liebenswürdig wie immer und sagte mir dann von freien Stücken, „er habe den zweiten Teil in Händen gehabt und das Cunersdorff-Kapitel gelesen“. Ich dachte bei mir: „Das ist Pech, was andres wäre besser gewesen“. Wir sprachen dann einiges über Frau v. Friedland und ihre Tochter**) und ließen dann die Sache fallen. Dann Gespräch über die „Times“, von der ich ehrlich gestanden,

*) August v. Meding, Oberpräsident (1792—1871).

**) „Wanderungen durch die Mark“. Zweiter Teil: „Das Oderland“, S. 456 f.

mehr wußte als er, weshalb ich klug genug war, auch **das** fallen zu lassen.

Zur andern Seite — Senfft Pilsach *).

Ihnen frohe Weihnachtstage zu wünschen, ist wohl heute noch zu früh. Alles zu seiner Zeit. Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Herrn v. Pfuel.

Berlin, d. 18. Januar 1864.
Hirschelstraße 14**).

Hochgeehrter Herr v. Pfuel.

Ihr geehrtes Schreiben vom 15. ist mir eine rechte Freude und Ermunterung gewesen, und ich stelle meinen Dank wie billig an die Spitze dieses Briefes. Es tut jedem Schriftsteller überhaupt schon wohl, mit Liebe und Lust an der Sache gelesen zu werden, und jedes eingehende Urteil erfreut ihn natürlich doppelt, wenn es so wohlwollend und nachsichtig auftritt wie das Ihrige. Besonders erfreut hat es mich auch, daß Sie, wenn ich eine Stelle Ihres geehrten Schreibens richtig interpretiere, die eigentlichen Intentionen, die Grundidee meiner Arbeit richtig erkannt haben. Es ist alles auf ein **Ganzes** hin angelegt, auf die Beweisführung: auch im märkischen Sande flossen und fließen überall die Quellen des Lebens, und jeder Fuß breit Erde hat seine Geschichte und erzählt sie auch — man muß nur willig sein, auf die oft leisen Stimmen zu lauschen. Die zwei Bände, die bis jetzt erschienen sind, lassen das, worauf es mir ankommt, erst erraten: die Belebung des Lokalen, die Poetisierung des Geschehenen, so

*) Adolf v. Senfft-Pilsach, Mitglied des Herrenhauses. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig" Ges. Werke II, 3, S. 149.

**) Jetzt Königgrätzer Straße 25.

daß (ganz wie es am Rhein, in der Schweiz, in Schottland und an vielen Orten ist) in Zukunft jeder Märker, wenn er einen märkischen Orts- oder Geschlechtsnamen hört, sofort ein bestimmtes Bild mit diesem Namen verknüpft, was jetzt gar nicht oder doch nur in einer prosaisch-häßlichen Weise der Fall ist. Wenn jetzt ein Berliner die Namen Strausberg, Ruppin, Spandau, Kyritz hört, so tritt nur Häßliches oder Komisches vor ihn hin — die Zucht- und Irrenhäuser leben in seiner Phantasie, nicht die historischen Häuser oder Gestalten dieser Städte. Erst der Abschluß meiner allerdings auf weithin angelegten Arbeit wird klar zeigen, worauf es mir ankam: nicht Verherrlichung des Einzelnen, sondern Liebesweckung für das Ganze. Danach müssen auch die drunter laufenden Fehler milde beurteilt werden. — Ich darf sagen, ich befleißige mich der Gewissenhaftigkeit, aber ich muß auf meiner Hut sein, daß ich nicht in Kleinlichkeit verfalle. Penibilität tötet zuletzt Sinn und Auge für das Allgemeine.

Mit vielem, vielem Dank und voller Ergebenheit, hochgeehrter Herr v. Pfuel, Ihr

Th. Fontane.

An Titus Ullrich.

Berlin, d. 6. April 1864.

Lieber Dr. Ullrich.

Anbei der Prolog*). Mög' er leidlich sein und in seinen Hauptzügen genügen! Mängel werden Sie nicht nur leicht entdecken, sondern (was mir ein Trost ist) auch mit geschickter und bewährter Hand verbessern können; mein Entgegenkommen dabei kennen Sie ja. Die Schwierigkeiten der Aufgabe sind Ihnen so gut bekannt wie mir.

*) Für die Festvorstellung im Königlichen Schauspielhaus am 23. April zur Feier von Shakespeares dreihundertjährigem Geburtstage.



Henriette von Merckel.

Sohn Filius war im „Wilhelm Tell“ und dankt Ihnen sehr herzlich für Ihr, wie wir beide nicht bezweifeln, empfehlendes Wort. Er hat sich seitdem ein Puppentheater gebaut mit Kulissen und allem Zubehör und deklamiert alle Sonntag vor einem gemischten Publikum von Dienstmädchen und jüngern Geschwistern: „Durch diese hohle Gasse“ usw.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Den 16. Mai (2. Pfingsttag) 1864.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Solange ich nicht weiß: das und das soll ganz bestimmt geschehen, und an dem und dem Tage soll der Druck ganz bestimmt beginnen, so lange gehen meine Gedanken einen andern Weg und sträuben sich dagegen, sich wieder auf Ruppin und Barnim und Lebus zu konzentrieren. Sie selbst sind Schriftsteller genug, um mir das völlig nachempfinden zu können: eine Sache — und wenn's auch nur die Beschreibung eines alten Schlosses wäre; ja, je langweiliger der Stoff, desto mehr trifft's zu — eine Sache gedeiht nur, wenn man sich ihr mit einer gewissen Ganzheit der Seele hingibt. Ich kann nicht (wie ich jetzt seit November getan) an dem neuen Bande arbeiten, das Havelland mit Interesse bereisen und zugleich Gegenden im Geiste wieder vornehmen, die ich schon abgemacht habe. Hab' ich Ruppin, Barnim, Teltow umzuarbeiten, so muß ich mich so zu sagen aufs neue in Ruppin, Barnim und Teltow verlieben, muß die alten Plätze wieder sehn und derweilen das Havelland völlig beiseite schieben. Das tu ich aber nur mit Leichtigkeit und Freudigkeit, wenn Sie mir sagen: „Morgen geht's los, oder in vier oder

acht Wochen"; aber jedenfalls ein bestimmter Termin. Sie werden mir dies alles nachempfinden und deshalb erklärlich finden, daß ich so schreibe, wie ich schreibe. Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 7. Juni 1864.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Hätten Sie wohl die Güte, mir im Lauf des Tages ein Exemplar meiner „Balladen" zu schicken und mir es in Rechnung zu stellen? Über den Zweck gibt der einliegende Brief des wackern Ignaz Hub *), der Sie vielleicht ein wenig interessiert, Auskunft. Gelegentlich erbitte ich den Brief zurück. Eigentlich hat mir der gute Hub das weggenommen, was ich in meinen alten Tagen zu tun vorhatte; vielleicht aber geht es doch noch. Der Balladenschatz, wenn man Nibelungen usw. nicht mit einrechnet, ist nämlich durchaus nicht so groß, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte, und statt der Hubschen drei Bände würde ich mich mit einem begnügen. Die ganze Sache, wenn man vom Chronik- und Volksliederartigen absieht, fängt ja erst eigentlich mit der „Lenore" an. Paulen hab' ich am Sonnabend gesehn und mich seiner gefreut. Das Mädchen ist allerdings reizend und hat die natürliche Grazie des Papas. Ich habe nicht vergessen, daß am 1. Juli der Druck beginnen soll **).

Mich Ihnen bestens empfehlend, wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) Ignaz Hub (1810—1880) gab unter dem Titel „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. Von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit" eine Anthologie heraus. Über Th. F.s „Balladen" vgl. oben S. 211 f.

**) Von der zweiten Auflage des Bandes „Ruppin".

An Julius Beer*).

Berlin, d. 27. Januar 1865.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Diese Zeilen, die Ihnen zunächst meinen Dank für Ihre freundliche Zuschrift aussprechen sollen, sollen mich zu gleicher Zeit entschuldigen, wenn ich in aller Offenheit ablehne. Namentlich Ihr Postskriptum legt mir die Pflicht einer Motivierung auf, die ich Sie freundlichst bitte, in dieser oder jener Form, auch den beiden Herren (Oberbürgermeister Geh. Rat Seydel und Ferdinand Meyer) mitteilen zu wollen, die sich meiner Arbeiten in so verbindlicher Weise erinnert haben.

Das Zustandekommen eines Vereins für die Geschichte Berlins interessiert mich lebhaft, schon aus sehr selbstsüchtigen Gründen. Ich werde davon für meine Arbeiten profitieren, ebenso wie von dem „Potsdamer Verein", der ja in bezug auf die zweite Residenz dieselben Zwecke verfolgt.

Aber bei aller Freude an der Wirksamkeit solcher Vereine bin ich nicht in der Lage, mich persönlich dabei zu beteiligen. Ich finde nicht meine Rechnung dabei. Lehrend, aufklärend oder (bei der Konstituierung) auch nur beratend aufzutreten, dazu fehlen mir alle Gaben. Meine Kenntnisse und meine parlamentarische Geschicklichkeit sind gleichmäßig null. Ich hätte also, woran ich übrigens keinen Anstoß nehmen würde, lediglich als Lernender, als Zuhörer aufzutreten. Aber ich mache Ihnen kein Hehl daraus, daß ich gefunden habe, man lernt aus Sitzungsberichten oder sonstigen Veröffentlichungen in der Regel ebensoviel wie in den Sitzungen selbst. Mit anderen Worten,

*) Zuerst gedruckt in der „Märkischen Zeitung" d. 31. März 1909, Nr. 76.

man schöpft aus fünf oder zehn Minuten Lektüre dasselbe, woran ein „Mitglied" einen ganzen Abend zu setzen hat. So vermeide ich den Eintritt in alle Vereine, nicht, weil ich kein Interesse dafür hätte, sondern bloß, weil mir die Verhältnisse eine praktische Ausnutzung meiner Zeit zur Pflicht machen.

Ich habe mich bei meiner Motivierung etwas verplaudert. Wollen Sie es gütigst entschuldigen und insonderheit dem Herrn Oberbürgermeister Seydel meinen ergebensten Respekt ausdrücken.

Mich Ihnen, hochgeehrter Herr Doktor, bestens empfehlend

Ihr ganz ergebenster
Theodor Fontane.

An Henriette v. Merckel.

Berlin, d. 25. September 1865.

Hochzuverehrende Frau.

Der eigentliche Brief, nämlich der Brief meiner Frau, liegt im Paket. Dieser ist nur Herold, der das Beßre verkündigt. Er hat aber doch auch noch andre Aufgaben: zunächst die, Ihnen zu danken, daß Sie unserm kleinen Theo — der freilich von Geburt an halb der Ihrige ist — eine solche Freude gemacht und ihm Schlesien und die Berge erschlossen haben. Mög' es gute Frucht tragen, Ihnen und ihm. Wir hoffen Sie recht gestärkt wiederzusehn, ausgerüstet, die Berliner Winterkampagne, die ein gut Teil Kräfte erheischt, mit Leichtigkeit und Freude zu tragen.

Seit Mittwoch abend bin ich von meiner Rhein- und Schweizerreise zurück. Die Leute sagen, ich sehe wohl aus, und ich fühle mich auch so. Eine rechte Erholung habe ich freilich, die Tage in Interlaken ab-

gerechnet, nicht gehabt. Aber man kann seinen Körper auf zweierlei Art erfrischen: einmal durch wirkliche Ruhe, dann aber auch durch eine anderweite Anspannung der Kräfte, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf dem Instrument des Lebens die zu hart mitgenommenen Saiten außer Dienst stellt, um dafür drei, vier Wochen lang auf den minder gebrauchten Saiten zu spielen. Dies Spiel darf dann ein wahrhaft Lisztsches sein und schadet einem doch nicht, weil es ausschließlich auf einer Klaviatur erfolgt, die alltags Feiertage hat. — Seit heute, nachdem ich mir noch vier Ruhetage gegönnt, bin ich wieder im Trott. Die Alpen sinken, und die Zeitung steigt. Dennoch wird die Erinnerung an erlebtes Schönes mich durch den Winter begleiten, und ich werde gewiß noch Gelegenheit finden, Ihnen davon zu erzählen.

Gebe uns der Himmel ein frohes und gesundes Wiedersehn! Unter Gruß und Kuß für meinen Jungen mich Ihnen angelegentlichst empfehlend, wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

(den 17. Juni 1866.)

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ich bin Ihnen für Ihren heutigen Besuch ganz besonders dankbar. Was Sie mir am Mittwoch vor acht Tagen sagten*), deprimierte mich ein wenig. Das schlimmste Urteil bleibt immer: „es interessiert mich nicht“. Davon ist gar kein Appell möglich. Heute vor acht Tagen hoben Sie mich wieder etwas, aber ich wußte aus Ihren sehr wohlgemeinten Ratschlägen nicht recht was zu machen.

*) Über den geplanten großen Roman, der später den Titel „Vor dem Sturm“ erhielt.

Sie proponierten mir flott, zu tanzen, während ich doch fühlte, daß ich einen Klumpfuß und eine schwache Lunge habe.

Heute haben Sie mir einen wirklichen Dienst geleistet, und ich konnte Ihnen beinah Punkt für Punkt zustimmen. Die wichtigsten Punkte schienen mir folgende zu sein:

1. Man muß die Dinge nicht zu gut machen wollen; das gibt nur Unfreiheit und Peinlichkeit.

2. Man muß nicht alles sagen wollen. Dadurch wird die Phantasie des Lesers in Ruhestand gesetzt, und dadurch wieder wird die Langeweile geboren.

3. Man muß Vordergrunds-, Mittelgrunds- und Hintergrundsfiguren haben, und es ist ein Fehler, wenn man alles in das volle Licht des Vordergrunds rückt.

4. Die Personen müssen gleich bei ihrem ersten Auftreten so gezeichnet sein, daß der Leser es weg hat, ob sie Haupt- oder Nebenpersonen sind. Auf das räumliche Maß der Schilderung kommt es dabei nicht an, sondern auf eine gewisse Intensität, die den Fingerzeig gibt.

Alle diese Punkte sind wichtig, und ihr Hervorheben enthält einen begründeten Hinweis auf vorhandene Schwächen. Ob ich es, da das Ganze fertig in mir lebt, hier und da noch ändern kann, ist freilich eine andere Frage. Das Ganze (womit ich mich nicht rechtfertigen will) ist mehr oder weniger auf eine derartige Behandlung hin angelegt.

Und darüber sei mir noch ein Wort gestattet. Ich habe mir nie die Frage vorgelegt: soll dies ein Roman werden? Und wenn es ein Roman werden soll, welche Regeln und Gesetze sind innezuhalten? Ich habe mir vielmehr vorgenommen, die Arbeit ganz nach mir selbst, nach meiner Neigung und Individualität zu machen, ohne jegliches Vorbild; selbst die Anlehnung an Scott betrifft nur ganz Allgemeines. Mir selbst und meinem Stoffe

möchte ich gerecht werden. Ohne Mord und Brand und große Leidenschaftsgeschichten, hab ich mir einfach vorgesetzt, eine große Anzahl märkischer (d. h. deutsch-wendischer, denn hierin liegt ihre Eigentümlichkeit) Figuren aus dem Winter 1812 auf 1813 vorzuführen, Figuren, wie sie sich damals fanden und im wesentlichen auch noch jetzt finden. Es war mir nicht um Konflikte zu tun, sondern um Schilderung davon, wie das große Fühlen, das damals geboren wurde, die verschiedenartigsten Menschen vorfand, und wie es auf sie wirkte. Es ist das Eintreten einer großen Idee, eines großen Moments in an und für sich sehr einfachem Lebenskreise. Ich beabsichtige nicht zu erschüttern, kaum stark zu fesseln. Nur liebenswürdige Gestalten, die durch einen historischen Hintergrund gehoben werden, sollen den Leser unterhalten, womöglich schließlich seine Liebe gewinnen, aber ohne allen Lärm und Eklat. Anregendes, heiteres, wenn's sein kann geistvolles Geplauder, wie es hierlandes üblich ist, ist die Hauptsache an dem Buch. Dies hervorzubringen, meine größte Mühe. Daher zum Teil auch die ewigen Korrekturen, weil nicht die Dinge sachlich, sondern durch ihren Vortrag wirken. Ich möchte etwas Feines, Graziöses geben. Ob ich es erreiche, steht dahin. Nur das bitt ich Sie schließlich freundlich zu erwägen: wenn Dinge durch eine gewisse Eleganz des Vortrages wirken sollen, so muß es eben kein Stotternder sein, der vorträgt. Mein Manuskript aber stottert. Wenn das alles einst rund und nett an Sie herantreten und ununterbrochen, glatt hinfließen wird, wird Ihnen manches besser gefallen.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 1. Juli 1866.

Hochgeehrter Herr.

Aus Gründen, die rein persönlicher Natur sind, kann ich das einliegende kleine Gedicht*) in unserm „Zuschauer“ nicht drucken lassen. Es wäre mir aber doch lieb, wenn es in die Welt käme. Darf ich Sie freundlichst wie ergebenst bitten, die Aufnahme dieser Strophen in Ihr „Fremdenblatt“ anordnen oder vermitteln zu wollen? Ich bitte aber dringend, nicht unter meinem Namen, weil mich das, unsrer Kreuzzeitungs-Redaktion gegenüber, in eine große Verlegenheit bringen würde. Bitte, geben Sie den Strophen einen guten Platz.

Wie geht's mit dem Schleswig-Holstein-Buch? Ist wohl total in den Brunnen gefallen? Der arme Schriftsteller, der sich Ihnen hiermit empfiehlt, ist unschuldig daran. Hochgeehrter Herr, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Berlin, Sonntag, d. 15. Juli 1866.

„Unser Leben ist Gras.“ Schloß Trütz.
„Ein matter Pilger.“ Chevalier.

Mein lieber Chevalier.

Die Nachrichten, die uns Deine freundlichen Zeilen brachten, lauten ja im wesentlichen erfreulich: eine hübsche Gegend, eine allerliebste Wohnung, gute Verpflegung, dabei Ruhe, Frau und Kind und eine Zeitung — so lassen sich vier Wochen schon hinbringen, und ich bin überzeugt, daß es Dir gut tun und wenigstens für dieses Jahr Tarasp mit seinem fremdländischen Zauberklang in den Schatten

*) „Is nich“, zuerst gedruckt in Nr. 163 des Berliner Fremden- und Anzeigeblattes“ vom 2. Juli 1866.

stellen wird. — Meinen Papa*), wenn Dir's kein zu großes Opfer ist, besuche nur noch mal. Er freut sich darüber, und in seiner Vereinsamung gönn' ich ihm doppelt, was ihn erheitert und geistig ein wenig anfrischt. Wenn wir uns wiedersehn, so mußt Du mir von ihm erzählen. Er ist eigentlich ein schiefgewickelter oder ins Apothekerhafte übersetzter Weltweiser. Hinter allerhand tollem, einseitigem und übertriebenem Zeug verbirgt sich immer ein Stück wohlberechtigter Lebensanschauung. Ich schreibe in den nächsten Tagen an ihn.

Besuche doch auch — wenn Du nicht ein starkes Gefühl dagegen hast — Karl Weise**). Er hat, neben vielen Freunden und Verehrern, auch Feinde in der Stadt, Klugschmuse und kleinliche Naturen, die ihm sein bißchen Reputation beneiden. Laß Dich, wenn Du auf solche gegnerischen Urteile stößt, nicht von einem Besuche bei ihm abhalten. Du kannst ja eine Pfeifenspitze oder ein Kegelspiel oder dergleichen bequemer Introduktion halber bei ihm kaufen. Ein Gruß von mir tut dann das Weitere. Er ist wohl ein bißchen eitel, aber doch naiv dabei, gar nicht störend und gar nicht zudringlich — eine fein angelegte Natur.

Außerdem empfehle ich Dir durchaus den Besuch der Freienwalder alten, gotischen Kirche. Freilich — verzeih die Anmaßung — mußt Du vorher in dem Kapitel blättern, das die Überschrift trägt: „Der Schloßberg und die Uchtenhagens" oder so ähnlich***). Hast Du das getan, so fahre an einem schönen Abend, in einem offenen Wagen, den

*) Er wohnte damals in Schiffmühle bei Freienwalde.

**) Der Volksdichter und Drechslermeister Karl Weise (1813—1888), von dem Th. F. im zweiten Teil der „Wanderungen" im Kapitel „Freienwalde" eine Charakteristik gibt.

***) Im zweiten Band der „Wanderungen".

Kutscher als Führer, nach dem Schloßberg hinaus. Steige hinauf, sieh Dich um, höre das „klingende Fließ" und besuche am nächsten Vormittag die alte Kirche, deren Uchtenhagen-Bilder Dich dann interessieren werden. Ich zähle das leisklagend poetische Verklingen dieses Geschlechts zu dem Rührendsten und Anheimelndsten, was wir derart in Sage und Dichtung haben, nicht bloß in der Mark, sondern überhaupt. Dadurch, daß nun so vieles noch faßbar da ist, was mit diesen Uchtenhagenschen Sagen zusammenhängt (die Schloßruine, die Kirche, die Bilder, der Schaupfennig, das goldene Büchelchen usw.), gewinnen sie an Wirkung auf das Gemüt — wenigstens ist es mir so gegangen. Du darfst Dich aber nicht verleiten lassen, etwa durch Weise oder sonst wen irgend etwas andres Prosaisches oder Poetisches, von den Freienwalder Lokalpoeten herrührend, über diese innerlich feinen Sachen lesen zu wollen. Tust Du das, so ist der Zauber durchbrochen, und die dicke Prosa und Albernheit treten in den Vordergrund. Es ist eben mein Verdienst, die wirkliche Essenz dieser Dinge abdestilliert zu haben.

Im gestrigen Rütli war ich nicht. Es herrschte Dunkel darüber, wo er überhaupt sei, und es würden sich kurze Ferien zur Wiederbelebung des Interesses wahrscheinlich empfehlen. Ich mußte gestern nachmittag zu meinem Schwager zur Geburtstagsgratulation, und hätte ich diese umgehen wollen, so hätte ich auf den Invalidenkirchhof gemußt, um unserm kleinen Gaudy*), der daselbst (nachdem sie ihn auf dem Schlachtfelde von Trautenau wieder ausgegraben) beigesetzt wurde, die letzte Ehre zu erweisen. Gegen dies Wiederausgraben habe ich — und viele mit mir — gerechte Bedenken, wiewohl man

*) Ges. Werke II, 3, S. 8.

anderseitig einräumen muß, Böhmen, wo sie den Verwundeten die Augen ausstechen, ist ein ungemütlicher Begräbnisplatz.

Von den Freunden habe ich in dieser Woche nur Lepel, Roquette und Friede*) gesehn; alle drei waren zu einem Plauderabend bei „Tante Merckel". Es kam nichts Besondres vor, außer einer aus Stärkemehl und Erdbeerkompott gekochten Speise, die in ihren Intentionen sublim, in ihrer Ausführung horribel war. Wenn früher bei Senators**) Fruchtspeisen das Kautschukprinzip vorherrschte, so hier das einfache Kleisterprinzip; beides gleich schrecklich.

In der Politik sind wir beide gleich klug; es scheint ja alles gut zu stehn. Rußlands und Englands Haltung sind Bürge dafür, daß sich's Lude***) doch zweimal überlegen wird, ob er unangenehm werden soll. Militärisch interessiert mich zunächst die Westarmee am meisten. Gestern hieß es, der alte Vogel v. Falckenstein habe Frankfurt a. M. mit Sturm genommen. Natürlich der reine Unsinn, da es der biedre Frankfurter nie auf einen Sturm wird ankommen lassen. Aber alles jubelte bei dieser Nachricht, weil alle Welt hier, die Kaufleute nicht ausgeschlossen, diesen Frankfurter Geldprotzen einen Schreck und eine Niederlage gönnt. Übrigens haben wir den Sieg noch keineswegs in der Tasche, und bei allem Respekt vor unsern Truppen und unsrer Führung würde ich der Entwicklung des dortigen Dramas doch mit einiger Sorge entgegensehn, wenn mich nicht die Zusammengeflicktheit der Reichsarmee, ihre Eifersüchteleien und ihr geringer guter Wille wieder ruhig machten.

Dein Noel.

---

*) Friedrich Eggers.

**) Karl Eggers.

***) Napoleon III.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 11. August 1866.

Sie dürfen nicht glauben, daß mein Feuer für den Roman niedergebrannt ist. Im Gegenteil. Aber eben weil ich so sehr daran hänge, weil ich diese Arbeit als ein eigentliches Stück Leben von mir ansehe, so duldet diese Arbeit kein geteiltes Herz. An ein der Sache fremd Werden ist gar nicht zu denken. Es ist nun zehn Jahre, daß ich mich mit dem Stoff trage, und wenn ich nach abermals zehn Jahren (was Gott verhüten wolle) erst an die Fortsetzung der Arbeit herantreten könnte, so würde das weder meinen Eifer erlahmt noch die Ausführung alteriert haben. Das Feuer flackert nie hoch auf, aber es brennt still weiter: Vertagungen, Unterbrechungen ändern nichts.

Ich wünsche das Kriegsbuch zu schreiben, einmal weil ich das Schleswig-Holstein-Buch dadurch erst zu einem rechten Abschluß bringe; zweitens weil ich eine Lust und ein gewisses Talent für solche Arbeiten, drittens weil ich einen erheblichen pekuniären Vorteil davon habe, aber die Sache ist *mir keine Herzenssache*. Wird das Buch geschrieben — gut; wird es nicht geschrieben — auch gut. Es geht der Welt dadurch von meinem Eigensten, von meiner Natur (wohl oder übel) nichts verloren; der Roman aber darf nicht ungeschrieben bleiben. Die Welt würde es freilich verschmerzen können, *aber ich nicht*. So liegt die Sache. Ich möchte das Kriegsbuch schreiben, weil der Roman, wenn Gott mich leben läßt, doch unter *allen* Umständen geschrieben wird.

Ihr Th. F.

An Karl Zöllner.

Berlin, den 19. August 1866,
d. h. am Vorabend des Geburtstages.

Mein lieber Chevalier.

Den Lapidarstil Deines lieben Briefes — der das Haus Fontane sehr erfreute — zu kopieren, geb' ich auf. Ich habe mich niemals damit aufgehalten, dem Unerreichbaren nachzustreben. Ich setze meine Originalität in das Schreibmaterial und leiste das Nachstehende in Bleistift.

Zuerst unsre beiderseitige Freude darüber, daß Du „gute Wirkung verspürst". Den Schnupfen, der sich eingestellt, nehmen wir als ein Bindeglied, als die Gewähr, daß Du mit Deiner Vergangenheit (von der ja auch wir ein Teil sind) noch nicht vollständig gebrochen hast. Was wären wir ohne unsre Erkältungsgeneigtheit, die wir nachgerade, wie der Pfeffelsche Invalide seine Tabakspfeife, mit uns tragen, und die auch unser Stolz geworden ist? „O, Herr, von der kann ich nicht lassen" usw.

Wenn Ihr ein kleines Sehnsüchtchen nach uns habt, so begegnen sich unsre Gefühle. Namentlich haben die lieben Chevaliers meiner Frau alle Tage gefehlt. Sie hatte auch recht: Remplaçants geb' es nicht. Acht Tage lang war alles weg, und die Unterhaltungs- und Erheitrungsverpflichtung lag auf meinen armen Schultern. Es geht ein Gerücht, daß ich dieser Verpflichtung nur sehr unvollkommen nachgekommen sei. Die Karlsbad-Abende (d. h. die Berliner) *) waren mit Eurem Scheiden dahin, und ein Viktoriatheaterabend, zu dem ich mich aufgerafft hatte, verlief so, daß meine Frau am andern Morgen erklärte: „Dies war das letzte Mal; ich werde Dich zu solchen Vergnügungen nie wieder zu bestimmen suchen." Es war aber

*) „Am Karlsbad" heißt eine Straße im Westen Berlins.

auch zu traurig. Der Zug nahm von Zeit zu Zeit den Charakter einer Zyklone an, und ein Sänger sang in den Zwischenakten: „Durch die Felder, durch die Auen" usw. Und darum aus der Hirschelstraße nach der Münzstraße, darum Räuber und Mörder!

Wie immer Dein

Noel.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 24. August 1866.

Sehr geehrter Herr.

Es war eigentlich meine Absicht, heute in der Nachmittagsstunde mit zu Ihnen heran zu kommen. Ich bin aber erkältet und möchte mich bis Montag gern auskurieren, wo ich noch nach Langensalza will. Den Kriegsschauplatz der Mainarmee hab' ich vor, erst nächsten Mai zu besuchen.

Ich würde mich sehr freuen — woraus ich nie ein Hehl gemacht habe — wenn es noch zwischen uns zu einer Einigung käme. Der zweite Teil gehört dahin, wo der erste erschien. Außerdem wird es nicht allzuviel Firmen geben, die, wenn sie auch im übrigen meinen Ansprüchen nachkommen, dem Buch eine Ausstattung geben können wie die Deckersche.

Sie werden aus dem allen ersehen, wie lebhaft mein Wunsch ist, die Sache zwischen uns zu einem guten Ende zu bringen. Aber wie? Ich weiß nicht recht, wie ich es anfangen, was ich Neues proponieren soll.

Ich bin kein Breitschreiber, kein Zeilen- und Bogenmacher. Ich muß aber doch, wenn der immer reicher werdende Stoff sich gegen eine knappere Behandlung sträubt, schließlich eine Garantie haben, daß ich mein Plus an Arbeit nicht umsonst an die Sache gesetzt habe. Ich bitte Sie,

dies freundlich in Erwägung zu ziehen. Lassen Sie uns nicht wegen einer Summe, die für ein solches Unternehmen und für eine Firma wie die Deckersche eine Bagatelle ist, verschiedene Wege gehen. Ich würde es aufrichtig beklagen.

Ihrer geneigten Entscheidung entgegensehend, hochgeehrter Herr, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 25. August 1866.

Sehr geehrter Herr.

Ihre eben empfangenen Zeilen sind mir eine große Freude gewesen; ich danke Ihnen aufrichtig dafür. Es war nicht Eigensinn, was mich vor vierzehn Tagen an meiner Forderung festhalten ließ, sondern ein Gefühl (Pardon für diesen Ausdruck) von der Billigkeit meiner Wünsche. Es soll nun bald an die Arbeit gehn und, wie ich wohl sagen darf, mit Lust und Liebe. Der Gegenstand ist dazu angetan. Also nun vorwärts in Freudigkeit! Es ist mir auch lieb, wieder mit Burger *) zusammen zu sein.

Mich Ihnen bestens empfehlend, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 7. Mai 1868.

Mein gnädigstes Fräulein.

Jeden Augenblick kann Hans v. Rohr eintreten, der heute eine halbe Stunde mit mir plaudern will; nachher ist Rütli. Ich kann es mir aber doch nicht versagen, Ihnen heute schon in dieser knapp gemessenen Viertelstunde einen Plan zu skizzieren, der mich seit heute mittag vollständig

*) Ludwig Burger hatte schon das Buch über den Schleswig-Holsteinschen Krieg illustriert.

erfüllt und der, wenn ich Glück habe, zu meinem Glücke führen und mir auf einen Ruck eine lohnende, ehrenvolle, auskömmliche und meinen Gaben entsprechende Stellung schaffen kann.

In Schloß Monbijou ist jetzt eine „Ausstellung historisch merkwürdiger Gegenstände" in Szene gesetzt, die sehr wohlgemeint ist, die man mit Rücksicht auf den wohltätigen Zweck sogar loben kann und loben muß, die aber, wenn man ernster an die Dinge herantritt und sich die Frage vorlegt: „Wie könnte, wie sollte das alles sein?" nahezu ein Skandal ist. Von historischem, künstlerischem und überhaupt ästhetischem Standpunkt aus angesehen, ist die Ausstellung ein bloßer Raritätenladen, zum Teil ein bloßes Jahrmarktschaos.

Diese Wahrnehmung nun, das Wissen, daß nach dieser Seite hin überhaupt ein Chaos bei uns herrscht, daß die wertvollsten und interessantesten Dinge sich wie Gerümpel herumtreiben, in alten Schlössern zum Teil auf Böden und Korridoren mißachtet und verzettelt unter Staub und Spinnweben verkommen, hat mir den Gedanken in die Hand gegeben: „Hier ist noch was zu machen, und für das, was hier noch zu machen ist, bist du der geeignete Mann".

Es fehlt uns ein nationalhistorisches Museum, wie es die meisten andern europäischen Hauptstädte, wie es auch einzelne der kleineren deutschen Residenzen (Hannover, Schwerin, Stuttgart usw.) haben, und die Herstellung eines solchen aus dem reichen Material, das die Kunstkammer und die zahlreichen königlichen Schlösser, außerdem die alten Kirchen in Stadt und Land bieten würden, wäre eine große, schöne, herzerhebende Aufgabe. Es würde mich glücklich machen, mit einer solchen Aufgabe betraut zu werden. Ob ich ihr gewachsen wäre, darüber müssen andre entscheiden. Im allgemeinen meinen Kräften mißtrauend und

in Rivalitätskämpfen gern zurücktretend, hab ich doch hier das Gefühl: das könnt' ich. Ich bin mir auch klar darüber, warum ich das könnte. Doch darüber gelegentlich mündlich.

Über die Sache selbst nur so viel, daß, wie man in großen Museen — beispielsweise in London — einen romanischen, einen frühgotischen, einen spätgotischen, einen Renaissance-, einen Rokoko-, einen Empiresaal hat, Säle, in denen jedesmal die ganze Epoche nach allen Richtungen hin, also in bezug auf die bildenden Künste, Kunstindustrie, Sitten und Trachten charakterisiert wird, so auch in diesem nationalhistorischen Museum sich Saal an Saal reihen müßte, von denen jeder einer Epoche oder einem Regierungsabschnitt zu entsprechen hätte. Den früheren Jahrhunderten würden, bei der Mangelhaftigkeit des Materials, nur kleine Räume angewiesen werden können, während beispielsweise das Zeitalter Friedrichs des Großen mehrere große Säle in Anspruch nehmen würde. Jeder Raum müßte dieselbe Grundeinteilung zeigen, um dadurch Klarheit, Übersichtlichkeit in das zurzeit chaotisch durcheinandergewürfelte Material zu bringen, das bisher weder sachlich noch chronologisch jemals gruppiert worden ist. Gobelins und Bilder, immer der bestimmten Epoche entsprechend, hätten an den Pfeilern und Wänden hinzulaufen. Ein historisches Mobiliar (Wiege, Lehnstuhl, Arbeitstisch, Notenpult, Sterbesessel usw.) hätte eine möglichst natürliche Aufstellung zu erfahren. Große Glasschränke hätten das historische Kostüm und Glaskästen Kuriositäten, Reliquien, Erinnerungsstücke aufzubewahren. Jeder Saal ein Ganzes, in sich Abgeschlossenes, ein Zeitenbild, eine Welt für sich und dann in Aufbau, Arrangement, Prinzip der gleichgeartete Bruder der Nachbarsäle.

Hier haben Sie in Andeutungen meinen Plan. Ich

habe gerade so viel gegeben, daß sich erkennen läßt, wie die Sache völlig klar vor mir steht. Eine Baulichkeit würde sich finden lassen; ein Katalog müßte unmittelbar der Aufstellung folgen.

Bitte, bringen Sie die Sache passenden Orts zur Sprache. Vielleicht — die Sache selbst ist eine Notwendigkeit und muß über kurz oder lang kommen — greift man zu. Es würde mich höchlichst erfreuen, auch dann noch, wenn man sich veranlaßt sehn sollte, die Sache andern Händen anzuvertrauen als den meinigen. (Direktor v. Ledebur*) — hochverehrt von mir — ist einfach zu alt für einen solchen Aufbau; ich glaube, er ist achtundsiebzig.)

Wie immer Ihr

Theodor Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 3. Januar 1869.

Mein gnädigstes Fräulein.

Das Lebensbild der Gräfin Schwerin**) hat meine Frau mit dem größten Interesse gelesen; ich habe es nur durchblättert, was ich nicht zu mißdeuten bitte. Sie wissen, ich lese eigentlich immer nur Bücher, die mir bei der Arbeit, die ich vorhabe, direkt dienen müssen. Nun ist es gar keine Frage, daß mir solche Arbeiten, bei denen mir das „Lebensbild" von Wichtigkeit sein wird, nahe bevorstehn (beispielsweise wenn ich mich wieder an meinen Roman mache), und deshalb war mir der Empfang des Buches von hohem Wert. Ich kann aber nicht gut ohne andern

*) Leopold Freiherr v. Ledebur (1799—1877) war Direktor der Königlichen Kunstkammer und des Museums vaterländischer Altertümer, aus dem das heutige Hohenzollernmuseum hervorging.

**) Sophie geb. Gräfin Dönhoff. Aus deren eigenen Papieren von ihrer Schwester Amalie verw. Freifrau v. Romberg 1868 herausgegeben.

Zweck als den literarischer Unterhaltung an die ernste Lektüre eines umfangreichen Buches gehn, und deshalb bin ich noch im Rückstand. Ihre Güte und Nachsicht werden mir hierin zustimmen.

In alter Ergebenheit, mein gnädigstes Fräulein, Ihr

Th. F.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 10. März 1869.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Nach längerem Erwägen hin und her halte ich es doch für gut, nachstehende Zeilen an Sie zu richten. Mit kranker Hand, weshalb ich mein wüst aussehendes Schreiben zu entschuldigen bitte!

Unsers wohl allseitig verehrten Burgers (von mir gewiß) Initiale zu Proklus*) scheint mir gedanklich ein großer faux pas. Sie haben ihm schon den Helm wegdisputiert und die Krone wiederhergestellt, aber das langt nicht zu. Das mit Ketten an uns geschmiedete Sachsen ist eben so schlimm. Ich hab' es verschiedenen Freunden gezeigt, ohne jede Vorausbemerkung, vielmehr mit den Worten: „seht mal, wie famos Burger solche Sachen ins Werk setzt“. Alle aber kamen kaum zu einem Lobe der unzweifelhaft brillanten Ausführung, sondern erschraken einfach über den Gedanken. So eklatant ist der politische Fehler, die Beleidigung gegen Sachsen. Ich hab' es für meine Pflicht gehalten, Ihnen dies zu schreiben. Speziell Sachsen gegenüber, das sich bisher musterhaft benommen hat, geziemt sich die höchste Vorsicht. Die Wunde ist ja kaum erst vernarbt und schmerzt noch. Dazu kommt,

*) Vgl. Th. F. „Der deutsche Krieg 1866“ Bd. 1 S. 475. Die gerügte Initiale wurde verworfen und ein einfaches Terrainbild gewählt.

daß alles, was bei Decker erscheint, immer einen halboffiziellen Charakter an sich trägt.

Wenn irgend möglich, bitt' ich, Burger kein Wort von diesen Zeilen zu sagen. Deshalb hab' ich direkt an Sie geschrieben. Bitte, verbrennen Sie den Brief. All so was wirkt immer halb wie Petzerei, halb wie Überhebung. Ist es aber wünschenswert, daß mein Name genannt wird, so mag es geschehen, da ich nötigenfalls gern für meine Ansicht eintreten will. Aber besser ist besser. Es leitet mich weder ein persönliches noch ein direkt sachliches (denn für das Buch ist es gleichgültig), sondern nur ein preußisch-patriotisches Interesse. Wir müssen versöhnen, Friede haben.

Soll Burger erfahren, wie ich zu der Sache stehe, so ist es am besten, er liest diesen Brief.

Hochzuverehrender Herr v. Decker, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 16. März 1869.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Pardon, daß ich Sie in der betreffenden Angelegenheit noch mal inkommodiere.

Ich muß morgen oder übermorgen wegen allerhand Dinge an Burger schreiben und möchte gern vorher wissen, wie die Sache steht, mit andren Worten, ob Sie meinen Brief als eine Art Reserveartillerie (alle andern Bilder und Vergleiche als militärische sind mir längst untergegangen) ins Feuer geführt haben oder nicht. Ist dies unterblieben, haben Sie die Sache allerpersönlichst durchgefochten, so werd' ich mich hüten, irgendwie darauf zurückzukommen. Weiß er mich aber im Komplott, so ist es besser, ich stelle mich ihm einfach als Verschworenen vor,

damit ich vom „verruchten Casca" doch am Ende wieder zum „Auch du, Brutus" avancieren kann.

Noch ein Wort über den Druck des Buches. Ich weiß nicht, inwieweit Sie in die Details, in den täglichen kleinen Krieg zwischen Setzer, Drucker, Korrektor und Schriftsteller eingeweiht werden; mit all diesen Bagatellen kann man Ihnen unmöglich kommen. Also zur Orientierung so viel, daß ich in der letzten Woche zwei-, dreimal um Aushilfestücke, fünf oder zehn oder fünfzehn Zeilen angegangen worden bin, worauf ich zweimal mit einem „Es geht nicht" geantwortet habe. So etwas macht immer einen brüsken Eindruck oder erscheint wichtigtuerisch. Es ist mir deshalb Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß, wenn ich schreibe: „es geht nicht", es auch wirklich nicht geht. Innerhalb weniger Monate sind es nun runde drei Jahre, daß ich an dem Buche arbeite, ausschließlich arbeite, und es liegt auf der Hand, daß mir — der ich ein Auge für derlei Dinge habe — selber daran gelegen sein muß, nun das Ganze auch im tadellosesten Kleide erscheinen zu sehn. Aber wenn die Partie so steht: kleiner typographischer Mangel oder verpfuschter, konfuse gemachter Text, so wird mir niemand verargen können, wenn ich in diesem Konflikt auf die Seite meines Kindes trete. Ich bin mir bewußt, dabei nicht kleinlich und pedantisch zu verfahren. Ich weiß, daß es vielfach auf eine Handvoll Noten nicht ankommt und daß es gleichgültig ist, ob ich die Einrichtung eines böhmischen Hostinec*) in vier oder acht oder zwölf Zeilen beschreibe. Es gibt aber andre Stellen, und sie sind in einem so umfangreichen Werk natürlich nicht gering an Zahl, wo es auf ein Wort, ein Komma ankommt, und wo vier oder gar acht eingeschobene Zeilen, wenn sie auch an

*) Gasthaus.

und in sich ganz verständig sind, nur die mühevoll eroberte Klarheit und Übersichtlichkeit des ganzen Aufbaus stören. Lamartine hat einmal gesagt: „Nicht auf die Eleganz und Korrektheit der einzelnen Sätze kommt es an, sondern auf die kleinen Wörter und Wendungen, die aus einem Absatz in den andern, aus einem Kapitel in das andre hinüberleiten." Dies ist sehr richtig. In diesen Dingen steckt die Kunst, wodurch man sich vom ersten besten Schmierarius unterscheidet, und man ärgert sich natürlich, wenn man selbst Hand anlegen soll, um diese Grenz- und Scheidelinie niederzureißen. Entschuldigen Sie diesen kleinen Essay.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 3. November 1869.

Sehr geehrter Herr Hertz.

St. Hubertus ist zu Wind und Wasser geworden, und statt ein Kapitel für Kreuzzeitung oder Buch zu schreiben, schreib' ich einen Brief, dessen Frageinhalt mir seit einem Vierteljahre auf der Seele brennt.

Es kommt mir nämlich so vor, als ob Ihnen die Fortsetzung der „Wanderungen" mehr Sorge als Freude schaffe, wobei es wenig ausmacht, aus welcher Erwägung die Sorge erwächst, ob daraus, daß Sie die Zeit für derlei Bücher überhaupt als vorüber ansehn, oder ob Sie lediglich vor einem drohenden Zuviel (denn dieser dritte Band ist ja nur eine Hälfte des Havellandes) erschrecken.

Diese Betrachtung, bei meiner Sensibilität in solchen Dingen, ist mir im Schreiben immer wieder und wieder hinderlich, und von dem verzeihlichen Wunsche beseelt, den Schatten loszuwerden, den ich beständig vor mir auf dem Blatte liegen sehe, richte ich die herzliche Bitte an Sie,

wenn's sein kann, mich über diesen Punkt zu beruhigen. Kann es nicht sein, hätte ich also mit meiner Befürchtung recht, so würde ich dies zwar lebhaft beklagen, aber den Schlag lieber jetzt empfangen als später.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie diese Zeilen in dem Sinne aufnehmen mögen, in dem sie geschrieben wurden, Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 4. November 1869.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Vielen Dank für Ihre freundlichen Worte, die mir das Herz leichter und die Seele wieder elastischer gemacht haben! Sobald das Regenwetter vorüber ist, komme ich und gebe einen kleinen Rechenschaftsbericht über meine soupçons. Wie immer ist es eine Kette von Kleinigkeiten, die man aber so oder so deuten kann, wenn überhaupt gedeutet werden soll. Das Beste bleibt immer, wenn gar nicht gedeutet wird. Aber die wenigsten bringen es zu dieser heitren Höhe, zu dieser Bergluft nie gestörter Unbefangenheit.

Recht bald ein Mehreres mündlich. Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 5. November 1869.

Mein gnädigstes Fräulein.

Oft gedenken wir Ihrer, mein gnädigstes Fräulein, in Liebe und Dankbarkeit; aber ein ganz besondrer Gedenketag war doch vorgestern (3. November), wo die Hubertusjagd mit vierzig Hunden und vierhundert Pferden durch den Grunewald tobte, durch denselben stillen Grunewald,

in dem wir zweimal mit Ihnen und durch Sie unsers alten Lepels Geburtstagsfeier begingen. Ich wollte bei diesem Hubertusjagen eigentlich mit zugegen sein, nicht im roten Jagdfrack, aber doch in Überzieher, Gummischuhen und Cachenez, und wurde nur durch ein greuliches Wetter daran verhindert. Das hinderte indessen nicht, daß ich vielfach unsres Spazierganges im Walde gedachte, des Kaffees mit der gelben Sahne und des Streußelkuchens, an dem wir uns alle, Sie ausgenommen, den Magen verdarben.

Unser Leben hier ist das alte, und wenn ich einen Unterschied bemerkte, so ist es nur der, daß die Tage, wie es scheint, immer ruhiger werden. Ich würde das nicht beklagen. So sehr ich Geselligkeit liebe und in ihr eine Feiertagsspeise des Lebens sehe, so ist es doch nicht gut, wenn dieser Feiertage so viele werden wie bei den Katholiken. Ich begnüge mich mit einem protestantischen Sonntag, mit einem Fest- und Ruhetage nach sechs Werkeltagen. Dies Gefühl hegte ich immer, und es ist nur natürlich, daß dies Gefühl eher wächst als schwindet. In jungen Jahren, wo einem alles zur Staffel werden soll, erwartet man auch von der Geselligkeit wahre Wunderdinge, bis man sich schließlich überzeugt, daß es auch damit seine Grenze hat. Man zieht sich dann in immer engere Kreise zurück, findet in ihnen Glück, Anregung, Heiterkeit, aber doch auch — nachdem ein Höhepunkt erreicht wurde — in mehr schwindender als wachsender Proportion. Man kennt alles auswendig zuletzt, die Menschen und die Dinge, und betrachtet es als keine Einbuße, eine Gesellschaft versäumt, aber dafür ein gutes Buch in traulicher Abendstille kennen gelernt zu haben. Die Umformung, die unser Kreis durch das Ausscheiden lieber Mitglieder erfahren hat, mit alleiniger Ausnahme Ihres Fortganges von hier, hat

übrigens unser gesellschaftliches Leben wenig oder gar nicht berührt. Blomberg, im Rütli selbst eine Kraft, unterhielt zu niemandem intimere Beziehungen, und selbst Roquette, so lieb er uns allen war, war doch ein selten gesehener Gast. Nun ist er seit sieben Monaten in Darmstadt, und man merkt es kaum.

Lepeln sehen wir selten. Die Verhältnisse tragen die Schuld. Er wartet, aus Zartheit und Rücksicht, eine Einladung ab, um mich nicht in der Arbeit zu stören, und die Einladung erfolgt allmonatlich höchstens einmal, weil mir eben die Verpflichtung obliegt, immer zu arbeiten. Vielleicht, daß es über kurz oder lang ein wenig besser damit wird; wenigstens wünsche ich es von ganzem Herzen. Das immer arbeiten Müssen macht egoistisch wie alles Ausschließliche; es ist bürgerlich respektabel und verdirbt doch den Charakter. Ein liebenswürdiges Bummeln, wenn es ohne schwere Pflichtverletzung geschehen kann, berührt wohltuender als die ewige unerbittliche Korrektheit.

Wie immer Ihr Sie hochschätzender

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Sonntag abend. (Undatiert. c. Herbst 1869.)

Mein lieber Chevalier.

Eben bin ich mit dem „Salamander“ *) durch. Es drängt mich, ein paar Worte darüber aufzuschreiben, und ich gebe ihnen Deine Adresse. Das vorherrschende Gefühl ist doch Bewunderung. Die absolute Meisterschaft in Behandlung alles Formellen, die Grazie, die Schelmerei, Witz und Humor, dazu ein beständiges Blitzen von glück-

*) Paul Heyses Dichtung „Der Salamander“ erschien zuerst im Herbst 1869 in den „Gesammelten Novellen in Versen“. Zweite, aufs Doppelte vermehrte Auflage (Berlin 1870).

lichen Einfällen, oft auch wahre Tiefblicke in die weibliche Natur, in die Menschennatur überhaupt, alles dies läßt mich ausrufen: wir haben eigentlich nichts, das sich dem vergleichen ließe. Dazu ist die „Sirene" ein Charakterbild comme il faut. Und doch, bei aller Bewunderung, bin ich unbefriedigt. Es fehlt ein Etwas, und dies Etwas ist ein sehr Erhebliches. Des Dichters Charakter, wie er sehr sich in Eduarden spiegelt, kommt nicht sehr gut weg (er fühlt sich überall „zu schade") und dann entsprechendes Quantum Egoismus. All dies ist Einleitung. Nun kommt das schwere Geschütz. Das Ganze stellt ein Verhältnis dar. Es kommt darauf an, daß in diesem „Verhältnis" alles in einem richtigen Verhältnis steht, und dies scheint mir nicht der Fall. Das Objekt (Sirene) ist reizend, aber die Art, wie sich Paul dazu stellt, ist falsch. War Sirene so, wie Paul sie schildert (eigentlich eine Schwester von Philinen), so war Paul ein Kadett, wenn er so in Liebe fiel. Das durfte ihm nicht passieren und ist ihm auch mutmaßlich nicht passiert. Ist es ihm aber doch passiert, und ist er in seiner Liebesraserei richtig geschildert, so mußte sie wenigstens um eine Nuance anders sein. Er und sie passen nicht recht zusammen, aber in einem ganz andern Sinne, als es die Dichtung darstellt. Sie ist entweder zu philinig gehalten für seine Liebe und seinen Schmerz, oder aber er zeigt mehr Liebe und mehr Schmerz, als er einer Philine gegenüber zeigen sollte. Dies als Debattenstoff mit bestem Gruß Dein

Noël.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 22. November 1869.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Am Sonnabend und Sonntag war ich in Paretz, Falkenrehde und Ketzin. Die Krone, am Sonnabend abend,

war Falkenrehde. Ich mußte mit einer kleinen Laterne in eine halbverfallene Gruft hinunter, um dem Obersten v. Weiler meinen Besuch zu machen, der, daselbst (ähnlich wie Katte in Wust) enthauptet, in einem einfachen Sarge ruht*). v. Weiler lebte unterm Großen Kurfürsten. Es gibt da noch viel zu forschen; ich habe vor, mich an Droysen zu wenden.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 14. Dezember 1869.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ein Spätabendbesuch (Lepel) unterbrach mich mitten im Aufzeichnen der Notizen für Geheimrat Stiehl**). Vielleicht könnten Sie dem Herrn gegenüber noch mal hervorheben, daß ich in meinen Arbeiten nicht bloß Vorhandenes und allgemein Gekanntes zu popularisieren trachte, sondern daß ich recht eigentlich auf Entdeckungsreisen ausgehe. Es klingt das halb lächerlich, halb anmaßlich, und doch ist es so. Es reichen keine hundert Dinge: Briefe, Dokumente, Bilder, Baulichkeiten, Sagen, Volkslieder, Anekdoten, die ich aufgefunden habe, die vorher für die Welt nicht da waren. Wenn ich einst mit diesen Arbeiten zu Ende sein werde, so wird dies frisch Ausgegrabene einen nicht verächtlichen Schatz bilden. Ihnen kann ich das sagen; direkt dem Herrn Geheimrat Stiehl gegenüber wär' es die reine Renommisterei gewesen!

Ihr ergebenster

Th. Fontane.

---

*) Vgl. Havelland. 5. Auflage. S. 371 ff.

**) Vgl. S. 227.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 17. Dezember 1869.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Vielen Dank für gefällige Übersendung des Briefes von Herrn Oberst de la Chevallerie, den ich diesen Zeilen wieder beischließe. Die Sache selbst ist vollständig erledigt, mit einer Gründlichkeit, die bis an die äußersten Grenzen geht. Das erste Korps, das bei Trautenau höchst kummervollerweise unterlegen und bei Königgrätz — unglaublich, aber wahr — zu spät gekommen war, empfand es dringend nötig, aus der Affäre bei Tobitschau das Menschenmöglichste zu machen. Wohin man abends blickte, stand „Tobitschau", so daß die Leute damals spöttisch, aber sehr richtig bemerkten: „Königgrätz ist nichts, Tobitschau ist alles." Man ließ es aber laufen, weil man den Ostpreußen ihr Rühmchen gönnte und dachte: „Ende gut, alles gut." Dieselbe Betrachtung hat auch mich bei Bearbeitung des Gefechtes geleitet, und das 44. Regiment kann zufrieden sein. Ich habe diese sehr ausführlichen Berichte der Brigade Malotki (Regimenter 4 und 44) und des Generals v. Hartmann — der an dem Tage das Kommando an dieser Stelle führte — benutzt. In Wahrheit ist das Gefecht von Tobitschau eine Affäre von höchst fragwürdiger Gestalt. Einige nennen sie — ohne übrigens dem 44. Regiment zu nah treten zu wollen — eine im ganzen ziemlich verpfuschte Geschichte, die nur durch eine glänzende Kavallerieattacke (westpreußische Kürassiere nahmen achtzehn Kanonen) ein Lustre erhalten hat.

Auch ich habe von zwei Seiten her, und zwar durch Geh. Kabinettsrat v. Mühler und seinen Stellvertreter Geheimrat Wehrmann erfahren, wieviel Anerkennung S. M. für das Buch hat. Natürlich ist mir das eine große Freude,

denn S. M. versteht's, was man nicht von vielen sagen kann.

Hochzuverehrender Herr v. Decker, Ihr ganz ergebenster
Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 22. Dezember 1869.

Mein gnädigstes Fräulein.

Vielen Dank für die freundlichen und teilnehmenden Worte in Ihrem gestern früh erhaltenen Briefe!

Meine Frau reiste gleich nach Eintreffen der telegraphischen Depesche (Montag, d. 13.) wieder hinunter; wir andern folgten am Mittwoch. Am Donnerstag haben wir dann unsre gute Mama auf dem alten Ruppiner Kirchhof — Kaufmann Gentz hatte uns ein Stück Erde abgetreten — zur letzten Ruhe bestattet. Die ganze Stadt war voll Teilnahme, was uns wieder einmal zeigte, daß ein ordentliches, ehrliches, anständiges Leben, voll Strenge gegen sich selbst und voll Güte gegen die Mitmenschen, immer noch seine Würdigung findet. Der Sarg war mit Kreuzen und Kränzen überdeckt.

Mein Buch — ich weiß nicht, ob Ihnen meine Frau darüber schon berichtete — ist durch Geheimrat Wehrmann dem Könige überreicht worden. Er hat sich (wie mir Herr v. Decker vor einigen Tagen schrieb) mehrfach sehr gnädig darüber geäußert; mir auch ein ansehnliches Geldgeschenk zustellen lassen. Eingehende Urteile über meine Arbeit sind mir im übrigen noch nicht zu Gesicht gekommen. Auf Zeitungsredensarten geb ich nichts: ich weiß zu gut, wie sie gemacht werden.

An dem dritten Teil meiner „Wanderungen" arbeite ich fleißig weiter. Ich hoffe, spätestens Pfingsten mit dem Manuskripte fertig zu sein. Vor etwa vierzehn Tagen

war ich in Spandau, um vom dortigen Kirchturm aus einen Blick ins „Havelland" zu tun, das ich eben im dritten Teil beschreibe. Dieser Blick vom Turm soll das Einleitungskapitel *) bilden.

Wie immer Ihr

Th. F.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 8. August 1870.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Gestern in die flaggende, siegestrunkene Hauptstadt zurückgekehrt, beeile ich mich, Ihre geehrte Zuschrift, für die ich herzlich danke, zu beantworten.

Es erging mir wie Ihnen; ich hatte das Gefühl: nun ist es auf Lebenszeit an Siegen und Siegesbeschreibung genug. Es hat anders kommen sollen. Alles steht ein drittes Mal im Felde, so denn auch wir.

Ich habe den lebhaften Wunsch, daß wir uns über die Bedingungen auch für ein drittes, hoffentlich letztes Kriegsbuch einigen. Ich proponiere folgendes:

1. Illustrationen keine oder bloß saubre, kleine Initialen und Vignetten. Karten und Krokis, Format usw. wie früher.

2. Honorar 50 Taler pro Bogen.

Es ist dies gerade die Summe, die wir schon das vorige Mal, eh der traurige Konflikt ausbrach, vereinbart haben, eine Summe, die ich diesmal um so eher glaube fordern zu können, als das mutmaßliche Wegbleiben der Bilder, deren Raum mir zugute kam, einen ziemlich bedeutenden Ausfall macht.

Ich sage, das mutmaßliche Wegbleiben der Bilder! Sollte zuletzt vielleicht doch wieder illustriert werden, so hab ich nicht Erhebliches dagegen einzuwenden, um so weniger, als

*) Aus diesem Einleitungskapitel wurde das Gedicht „Havelland".

ich allen möglichen Respekt vor Burgers eminenter Begabung habe. Aber ehrlich gestanden, wenn es sich um Wünsche handelt, so wünsch' ich diese Illustrierung nicht, wenigstens nicht, was über Landschaft und Genre hinausginge. Ich finde dies beständige Auftauchen von drei, vier Kerlen, die mal einen Helm, mal einen Federhut tragen, selbst wenn dies alles aufs gewissenhafteste gemacht ist, doch ein bloßes Amüsement für Kinder. Für erwachsene Menschen ist es einfach langweilig. Indessen sei es drum, wenn es sein soll. Eins aber halte ich fest, und der herkömmlichen Maleranschauung: „Die Bilder sind alles, der Text ist nichts", ordne ich mich zunächst nicht wieder unter. Ich schreibe das Buch ohne Rücksicht auf die Bilder, ohne persönliches Einvernehmen mit der Künstlerwelt und unbekümmert darum, ob sich hinterher eine Illustrierung empfiehlt oder nicht.

Ich bin überzeugt, daß Sie, hochzuverehrender Herr v. Decker, mir dies alles nachempfinden und meine Reservationen in der Ordnung finden werden.

In ausgezeichneter Hochachtung Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 26. August 1870.

Welche Siege, welche Verluste! Lepel, der gestern eine Stunde bei uns war, sagte sehr richtig: noch zwei solcher Siege und — wir sind ruiniert. Menschen gibt es noch, auch noch Generäle, aber keine Offiziere. Alles, was überhaupt im Feuer war, ist tot oder verwundet. Die halben, mitunter dreiviertel Offizierkorps fehlen überall; Fähnriche und Feldwebel führen die Kompagnien. Glückt es uns nicht, die Besatzung von Metz zu baldiger Kapitulation zu zwingen, so sind diese drei Siege doch vielleicht zu teuer bezahlt

worden. Wir müssen's abwarten. Das Franzregiment, wenn Lepel recht hat, besteht nur noch aus sechs kombinierten Kompagnien, das 2. Garderegiment und das Regiment Augusta haben vielleicht noch mehr gelitten. Aus der heutigen Zeitung ersah ich, daß auch das Regiment Alexander scharf mit vor war. Daß das 1. Garderegiment furchtbar zerschossen ist (es heißt 26 Offiziere Verlust), werden Sie gehört haben; ebenso die armen Vierundzwanziger; das Bataillon Havelberg ist ohne Offizier. Alle diese Verluste verschwinden wieder vor denen der 5. Division (Frankfurt a. O.) und der beiden Gardedragonerregimenter. Doch wozu weiter aufzählen! Erfreuen wir uns an der einen großen Tatsache, daß wir wenigstens gesiegt haben und daß wir auf Feindesland stehen. Ein Zweites wiegt kaum minder schwer: heiter und singend ziehen Tag und Nacht immer neue Tausende hinaus, um die entstehenden Lücken zu füllen. Ohne einen gewissen Leichtsinn wäre es jetzt gar nicht auszuhalten.

Von George hatten wir gestern Nachricht. Am 17. war er im Feuer gewesen; die Dreiundneunziger und Siebenundzwanziger, unter Führung von General v. Zychlinski, berannten Toul. Es mißglückte. Die Dreiundneunziger und das 2. Bataillon vom Siebenundzwanzigsten hatten erhebliche Verluste; das 1. Bataillon, bei dem George steht, und die Füsiliere hatten nur ein paar Leichtverwundete, da sie in Reserve (übrigens im Granatfeuer) standen.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 11. September 1870.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Ende dieser Woche, spätestens zu Anfang der nächsten, will ich meine Reise auf den Kriegsschauplatz antreten, um mir, wie 1866 und 67 die böhmischen und westdeutschen,

so diesmal die französischen Schlachtfelder anzusehn. Ob ich dabei zunächst bis vor Paris gehe und Sedan-Metz erst auf dem Rückwege abmache, weiß ich noch nicht.

Ich möchte Sie, hochzuverehrender Herr v. Decker, nun freundlichst wie ergebenst gebeten haben, mir wie früher, so auch diesmal, während meiner Arbeit Vorschüsse zahlen zu wollen und zwar derart, daß ich zunächst zweihundert Taler (womit ich die Reise zu bestreiten hoffe) und dann allmonatlich vom 1. Oktober an hundert Taler erhalte. Ich hoffe diesmal Ostern 1872 fertig zu sein, wonach Sie die Höhe des Gesamtvorschusses leicht feststellen können.

Soweit sich die Sache bis jetzt überblicken läßt, wird sich der Stoff in drei Abteilungen gruppieren:

1. Einleitung. Saarbrücken. Weißenburg. Wörth. Spichern.
2. Metz. Sedan.
3. Straßburg. Paris.

Wenn ich nicht fürchten muß, Sie zu stören, so verabschiede ich mich noch vor meiner Abreise persönlich.

Hochzuverehrender Herr v. Decker, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 15. September 1870.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Vielen Dank für Ihre freundliche Beantwortung meiner Zeilen, von der ich um Ihretwillen gewünscht hätte, Sie hätten sie selbst schreiben können.

Meine Reise habe ich mit Rücksicht auf die Strapazen und namentlich die Inkonvenienzen (die noch schlimmer und drückender sind als die Strapazen) vorläufig vertagt. Ich will, wenn's nicht zu spät in der Jahreszeit wird, den Fall von Metz abwarten. Wie jetzt die Dinge dort liegen, liegt

die Frage nah: wo soll ich sechs Tage lang (so viel Zeit will ich an das Studium der Metzer Schlachtfelder vom 14., 16., 18. und 31. setzen) wohnen, essen, schlafen? Wo soll ich ein Fuhrwerk hernehmen, das mich auf diesem riesigen Terrain umherkutschiert?

Mit Rücksicht auf diesen veränderten Reiseplan möchte ich ergebenst proponieren, mir auch die erbetenen und bewilligten zweihundert Taler, die selbstverständlich kein Reise-Extra, sondern einfach ein Vorschuß wie alles andere sind, erst am 1. Oktober zusammen mit den Monats-Einhundert-Talern schicken zu wollen. Sollten Sie's vergessen, so bitte ich, mich melden zu dürfen.

Ihnen baldigste Wiederherstellung wünschend, unter ergebensten Empfehlungen, hochzuverehrender Herr v. Decker,

Ihr Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

(d. 25. Oktober 1870.)

Hochgeehrter Herr.

Im Auftrage meiner recht leidenden Schwägerin erlaube ich mir, Ihnen die nachstehenden Zeilen meines Bruders mitzuteilen, die gestern mittag, zugleich mit einem Briefe des Herrn v. Giese, zeitweiligen Kommandanten der Festung Lützelstein, hier eintrafen. Derselbe empfing am 17. d. M. einen Schullehrer aus den Vogesen, der vor drei Wochen spurlos verschwunden war und ihm jetzt berichtet hat, daß eine Bande Franctireurs ihn in der Nacht in seinem Hause überfallen und nach Besançon geschleppt hätten. Dort angekommen, sei als Grund seiner Gefangennahme sein gutes Einvernehmen mit den Preußen angegeben, da aber durchaus keine Beweise seiner Schuld vorliegen, er nach dreiundzwanzig furchtbaren Tagen entlassen worden. Dieser Mann hat nun meinen Bruder gesehen und ein höchst trauriges Bild

von ihm dem Herrn v. Giese entworfen, auch gleichzeitig hinzugefügt, „daß derselbe, seiner Ansicht nach, es nicht mehr lange aushalten würde, Gefahr im Verzuge sei" und ihn beschworen, seine Familie zu benachrichtigen und um schnelle Hülfe anzuflehen. Was irgend zur Befreiung oder doch Erleichterung unseres armen Gefangenen geschehen kann, geschieht allerdings, und meine Schwägerin hat mich noch besonders beauftragt, auch Ihnen, hochgeehrter Herr, ihren verbindlichsten Dank für Ihre gütige Fürsorge und Teilnahme auszusprechen.

Mich Ihnen unbekannterweise empfehlend, mit vorzüglichster Hochachtung

Elise Fontane.

An die Familie.

Besançon, d. 18. October 1870.

On me dit ce moment officiellement, qu'il est necessaire d'escaminer mon affaire dans une interrogation et que cette interrogation n'aura pas lieu plutôt qu'à fin de cette semaine ou à commencement de la prochaine. C'est très triste. Je vous prie de m'écrire quelques mots, mais doux, pas en passion. Je crois, il est possible de recevoir des lettres, naturellement après un controle par des autorités.

Professeur Lazarus, des ambassadeurs et des amis ont-ils fait quelques pas dans ma faveur?

Dieu vous benisse. Toujours votre

Theodore Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Besançon, d. 26. Oktober 1870.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Sie werden bereits in Erfahrung gebracht haben, daß ich heute vor drei Wochen in Domrémy „unter dem Ver=

dachte der Spionage" verhaftet worden bin. Meine Passion „pour la Pucelle" ist mir teuer zu stehn gekommen. Vor drei Tagen hat mich das Kriegsgericht völlig freigesprochen. Gleichzeitig indes hat man sich entschieden, daß es, in Erwägung meiner vielen Beziehungen zu Militärs, geraten sei, mich bis zum Schluß des Krieges als prisonier de guerre im Lande zu behalten. Roche-sur-Yon in der Vendée ist mir als Aufenthaltsort angewiesen worden. Ich werde mutmaßlich morgen oder doch in den nächsten Tagen dorthin geführt werden. Eine weite Reise, die mutmaßlich drei Tage dauert.

Ich bitte nun um folgendes:

1. daß mir die Revisionsbogen des letzten Abschnitts, alles möglichst fix und fertig, nach Roche-sur-Yon, Vendée, geschickt, auch einige Blätter Manuskript, in betreff deren ich gestern meine Frau instruiert habe, und die ich von dieser bitte abholen zu lassen, beigepackt werden. Es ist möglich, daß das einige Taler kostet. Es geht aber nicht anders, und wo so viel dran gesetzt worden ist, kann es zuletzt auf eine solche kleine Depense auch nicht mehr ankommen.

2. Wenn meine Frau um Geld bitten sollte (wahrscheinlich wird sie es nicht tun), so bitte ich, ihr hundert Taler zustellen lassen zu wollen.

3. Ich fürchte nicht, daß das neue Kriegsbuch in seinem Erscheinen durch meine Verhaftung erheblich hinausgeschoben wird. Ich werde in Roche-sur-Yon fleißig arbeiten; außerdem hab' ich ein Gefühl, hoffentlich kein trügerisches, daß der Frieden nahe sei.

Mich Ihnen angelegentlichst empfehlend, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Château, Isle d'Oléron (Dép. Charonte inferieure).
(Undatiert c. 8. November 1870),

Hochgeehrter Herr v. Decker.

Après avoir experience, qu'il est très difficile de communiquer avec Berlin, je vous prie de m'envoyer seulement le dernier chapitre de notre œuvre, imprimé sur du papier chinois (ou „Naglers Verdruß") et enfermé dans une enveloppe. Tout-à-fait comme une lettre. Il est necessaire d'ajouter quelques strophes d'Emanuel Geibel*), à l'egard de lesquelles j'ai écrit déjà (de Besançon) à vous et à ma femme.

Les autres chapitres, j'espère, sont dans une ordre si bonne, qu'une revision par moi est dispensable. Mr. Kehler fera tout cela avec sa promptitude bien connue.

Dans le chapitre „Rückkehr ou Einzug", je souviens qu'il me parut disputable, s'il soit mieux d'appeller les noms des „virgines blanches" (der weiß gekleideten Jungfrauen) ou pas. Je le crois préférable à présent de donner une liste complète, parceque une vanité très pardonnable est flattée par cela et toutes les familles en question prendront en conséquence un plus grand intérêt dans notre livre. (Les noms sont cités dans le petit livre bleu, que vous avez publié immédiatement après la guerre de 1866.)

Depuis hier je suis ici sur l'isle d'Oléron dans l'Atlantique entre la Rochelle et Bordeaux. Je serai

*) Aus dem Gedicht „Am Jahresschlusse" (1866). Sie bilden den Schluß des Werkes.

ici très diligent et j'espère que ma captivité aura une bonne influence sur la substance de mon histoire de 1870. Je gagnerai des couleurs fraiches pour ma palette.

Herr v. Decker, votre très obéissant serviteur
Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Den 18. November 1870.

Hochverehrter Herr.

Ein glücklicher Zufall hat mich nach vielem Suchen beifolgendes Manuskript finden lassen, welches ich mir nun erlaube, Ihnen zuzustellen.

Die Kreuzzeitungsnotiz hat mich auch gestern abend als „falsch" überrascht. Die letzten wenigen französischen Zeilen, die ich am 14. von meinem Manne empfangen habe, waren vom 7. Rochefort datiert, worin er die Hoffnung aussprach, am nächstfolgenden Tage an seinem Bestimmungsort, Isle d'Oléron, anzulangen; dies bestätigen mir Ihre geehrten Zeilen.

Gestern erhielt ich einen eigenhändigen, deutschen, höchst liebenswürdigen Brief Sr. Eminenz des Kardinals von Besançon, der einen Mr. Bial, Eskadronchef, interniert in Wiesbaden, zur Auswechselung vorschlägt. Ich habe sofort davon Anzeige gemacht und erfahren, daß unser großer Bismarck selbst sowie Herr General v. Werder (durch Ihre Güte) sich persönlich für die Befreiung meines Mannes verwandt hätten. So hoffe ich aufs neue, daß unsre Prüfungszeit ihrem Ende entgegengehen wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung ganz ergebenst
Emilie Fontane.

Sonntag abend.

Heut nachmittag ist ein Telegramm von Mr. Crémieux an den Prof. Lazarus gekommen, in welchem er Theodors Freilassung anzeigt. Gott sei tausend- und aber tausendmal gedankt!

Ihre Emilie Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 23. November 1870.

Hochverehrter Herr.

Soeben erhalte ich einen Brief eines Freundes meines Mannes, dem ich auch meine Freude über seine Freilassung aussprach. Zu meinem Schrecken ersehe ich daraus, daß ich in der Eile die Briefe verwechselt habe und den für unsern alten Freund bestimmten Zettel in ein falsches Kuvert gesteckt hatte. Ich bitte daher sehr um Verzeihung. Was müssen Sie in Ihrer Güte „verzeihend" gestimmt gewesen sein, daß Sie dieses Irrtums gar nicht erwähnen!

Leider ist meine Freude schon wieder sehr getrübt worden. Ein gestriges, zweites Telegramm von Mr. Crémieux meldet: Fontane ist auf Ehrenwort frei, kann aber auch davon entbunden werden, wenn seine Auswechselung gegen einen Kolonel usw. erfolgt.

Was heißt das nun? Die Freunde fürchten: frei in Frankreich! Aber was nutzte das ihm, was uns? Sie sehen, hochverehrtester Herr v. Decker, wir sind noch nicht am Ende unsrer Prüfungszeit. Auch habe ich immer noch, seit dem 7. aus Rochefort, keine Nachricht von meinem Manne.

Indem ich Sie bitte, mein Versehen zu verzeihen, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung

Ihre Emilie Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 2. Dezember 1870.

Hochverehrtester Herr.

Nachdem ich seit dem 7. v. M. ohne jede Nachricht meines Mannes gewesen, erhielt ich gestern spät ein Telegramm aus Genf, worin er mir seine Rückkehr für Sonnabend oder Sonntag anzeigt.

Es ist mir eine große Freude, Ihnen, verehrtester Herr v. Decker, diesen, Gott sei gepriesen, glücklichen Abschluß der Gefangenschaft meines teuren Mannes mitzuteilen.

Mit ganz besonderer Hochachtung

Ihre ergebenste Emilie Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 7. Dezember 1870.

Hochgeehrter Herr v. Decker.

Vorgestern, nach einer horriblen Fahrt von sechs Tagen und sechs Nächten, bin ich wieder leidlich heil hier eingetroffen. Sobald es mir irgend möglich ist, komme ich, um mich Ihnen persönlich vorzustellen und Ihnen für so viele Beweise von freundlichster Teilnahme zu danken.

In alter Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 13. Dezember 1870.

Hochgeehrter Herr v. Decker.

„Um das Rhinozeros zu sehn", drängt sich jetzt alles an mich, nicht bloß an meine Person, sondern selbst an noch ungeborene Manuskripte. Mir wird ganz angst dabei. Denn einmal hab' ich das schmerzliche Gefühl, mich auf dieser Tageshöhe unmöglich halten zu können; andrerseits erscheint mir selbst diese Tageshöhe so unverdient, so

sehr aus einem Irrtum hervorgewachsen, daß eine rasche Enttäuschung kaum ausbleiben kann. Die Leute erwarten eine haarsträubende Räubergeschichte mit Hungerturm und Kettengerassel, und was ich ihnen zu bieten habe, ist zu neun Zehntel ein Idyll. Der „Gartenlaube", die von Sensationsgeschichten lebt und natürlich unter den ersten war, die sich meldeten, hab' ich eben geschrieben, daß sie sich trösten könne, es entginge ihr nicht viel.

Der Vossin, zu der ich jetzt freundliche Beziehungen unterhalte, hab' ich die ersten zehn Kapitel zugesagt; als Buch*) gehört das Ganze Ihnen. Der Druck kann vielleicht mit Neujahr beginnen, oder noch acht Tage früher. Denn lange zögern darf man damit nicht; das Eisen muß geschmiedet werden, solange es noch warm ist. All diesem liegt die eitle Anschauung zugrunde, daß Sie das Buch gern nehmen. Davon ausgehend hab' ich einen dringlichen Antrag meines Freundes Hertz abgelehnt. Ich folgte darin meinem Gefühl. Ohne das Kriegsbuch von 1870 wäre ich nicht gereist, ohne die Reise wäre ich nicht gefangengenommen worden, ohne Gefangennahme hätte ich meine Abenteuer nicht aufzeichnen können — so schien es mir, daß Ihnen unter allen Umständen die Vorhand gelassen werden müsse.

Es werden bei splendider Ausstattung (etwa vierundzwanzig Zeilen pro Seite) fünfzehn bis zwanzig Bogen werden, in drei Abschnitten oder Abteilungen von ziemlich gleicher Länge: die einzelnen Kapitel, namentlich im dritten Abschnitte, ziemlich kurz. Nur an diesem dritten Abschnitte habe ich noch zu arbeiten.

Die Bedingungen bitte ich Sie diesmal freundlichst feststellen zu wollen. Es widersteht mir, gerade in diesem

*) „Kriegsgefangen". Erlebtes 1870. Berlin, v. Decker, 1871.

Fall den Geschäftlichen spielen zu wollen; aber machen Sie's gnädig. Man muß am Ende doch leben, da man ja nun wieder lebt!

Mich Ihnen angelegentlichst empfehlend, hochzuverehrender Herr v. Decker, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 23. Dezember 1870.

Hochgeehrter Herr v. Decker.

Gestatten Sie mir, Ihnen zum Weihnachtsfeste die besten Wünsche für Ihr und der Ihrigen Wohl und zugleich meinen nochmaligen Dank für die Teilnahme und Hülfebereitschaft auszusprechen, die Sie mir und meiner Familie während der zurückliegenden trüben Wochen bezeigt haben.

In das nächste Jahr — von dem kleinen Extrabuche abgesehen — gehen wir nun mit einem neuen großen Werke hinein. Ich freue mich erst *jetzt* darauf, es schreiben zu können, und dies Geständnis, wenn es nicht allzu eitel klingt, ist die beste Weihnachtsaufmerksamkeit, die ich Ihnen erweisen kann.

Noch Ende September, als ich meine Reise antrat, blickte ich auf das neue Buch wie auf eine *schwere Arbeit*. Jetzt blicke ich darauf wie auf eine *freudige*, den Schreiber selbst erhebende Aufgabe. Die Dinge haben sich so gestaltet, der Stoff ist so *überreich*, daß wie von selber ein Werk entstehen wird, das mit den beiden vorhergehenden wenig Ähnlichkeit haben wird. Es muß sich lesen wie ein *Roman*. Es muß nicht bloß fleißig und ordentlich werden, nicht bloß Klarheit in einen chaotischen Stoff bringen (*dies* Verdienst nehme ich auch für das 66er

Buch in Anspruch), es muß fesseln, Interesse wecken wie eine Räubergeschichte. Etwas davon ist es ja auch leider.

Dies wollte ich Ihnen sagen.

Mich Ihnen angelegentlichst empfehlend, wie immer

Ihr Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 1. Januar 1871.

Hochgeehrter Herr v. Decker.

Darf ich Sie, Ihre Geneigtheit dazu vorausgesetzt, auch für Monat Januar 1871 um einen Vorschuß von hundert Talern bitten? Ich knüpfe daran gleich noch eine allgemeine Frage. Seit 1. Oktober v. J. habe ich bereits fünfhundert Taler empfangen; direkt geleistet hab ich dafür noch gar nichts. Ich bin bereit, habe Berge von Stoff gesammelt und habe, wie eine Nebenarbeit, das kleine Buch geschrieben, das demnächst als Vorläufer bei Ihnen erscheinen soll. Es entsteht für mich selbst die Frage, ob es Ihnen nicht zuviel zugemutet ist, wenn ich — unter veränderten Verhältnissen — nach wie vor eine monatliche Vorschußzahlung von hundert Talern erwarte? Verändert sind nämlich die Verhältnisse insoweit, als ich hoffte, Ihnen etwa ein Drittel Manuskript des Ganzen am 1. April überreichen zu können, während jetzt gewiß 1. Oktober herankommen wird. Einen Vorwurf werden Sie mir deshalb nicht machen. Man kann natürlich à la Winterfeld*) etwas zusammenschmieren, aber ein ordentliches Buch zu schreiben, ist noch geradezu unmöglich; es braut noch alles chaotisch durch-

*) **K. Winterfeld gab schon im Jahre 1867 eine „Vollständige Geschichte des Preußischen Krieges von 1866" (Berlin, G. Hempel) und 1871 in demselben Verlag eine des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 heraus. Beide Werke erschienen in Lieferungen.**

einander, und beispielsweise bin ich in diesem Augenblick noch unfähig, die wichtige erste Zeile des Buches, die das Ganze wie ein Tragbalken tragen muß, zu schreiben. Noch weiß ich nicht bestimmt, wer und was die Ursach des Krieges war, noch welchen Prozentsatz die verschiedenen Ursachen beisteuerten.

Ihnen zum neuen Jahre alles Beste, also vor allem Gesundheit, uns allen aber einen baldigen Frieden wünschend, hochgeehrter Herr v. Decker, Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Otto Baumann*).

Berlin, d. 20. Februar 1871.

Sehr geehrter Herr Baumann.

Drei Blätter lege ich bei, unter denen ich eine Auswahl zu treffen bitte; vielleicht lassen Sie alle drei setzen, damit man vergleichen kann. Wegen des Preises sage ich weiter nichts; es war vielleicht schon überflüssig, ein solches Sentiment auszudrücken.

Zwei Bemerkungen wollen Sie mir gütigst noch verzeihn. Sie sprechen von „künstlich erreichter Dicke". Ich kann mir nicht denken, daß Sie einer Arbeit gegenüber, von der mir alle Welt sagt, daß es das Beste wäre, was ich je geschrieben hätte, um derentwillen ich auf der Straße umarmt und geküßt werde, ich sage, ich kann mir nicht denken, daß Sie meinen, ich hätte die Sache „pro 2 Friedrichsdor den Bogen" zu Gunsten meiner Tasche und zum Schrecken des Verlegers künstlich erweitert. Und doch bleibt mir kaum eine andere Annahme übrig, da wir über das Äußerliche, nach Einsendung einer Druckprobe, uns vorher geeinigt hatten.

*) Geschäftsführer des Deckerschen Verlages.

Der zweite Punkt ist das Honorar. Herr Hertz, wie er nicht Anstand nehmen wird zu wiederholen, hat mir das Doppelte geboten, und ich habe bloß einer Anstandspflicht (wenigstens so erschien es mir) gehorcht, als ich das Buch Ihnen antrug oder vielmehr das freundliche Anerbieten Herrn v. Deckers sans phrase akzeptierte. Herr Hertz hatte mir das Anerbieten schon vorher, unmittelbar nach meinem Eintreffen, gemacht, und ich habe eine Entschuldigungskorrespondenz mit ihm geführt, in der ich ihm auseinandersetzte, daß meiner Meinung nach Ihnen das Buch gehöre. Sie müssen es begreiflich finden, daß mir nach alledem Ihre Worte, trotz ihrer freundlichen Abfassung, ein wenig verletzlich gewesen sind.

Hochachtungsvoll Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Otto Baumann.

Berlin, d. 23. Februar 1871.
10 Uhr abends.

Eben, sehr geehrter Herr Baumann, komme ich von einem Ausfluge nach Charlottenburg zurück und finde als Belohnung dafür, daß ich einen alten kontrakten Schriftsteller (Dr. Beta) in seinem Sorgenstuhl besucht habe, Ihre freundlichen Zeilen vor. Nun ist schließlich das um Entschuldigung Bitten oder Bedauern Ausdrücken lediglich an mir, eine Pflicht, der ich alleraufrichtigst hiermit nachkomme. Erst hatte ichs auch so harmlos gefaßt, um so mehr als der Ton des Ganzen so freundlich war; hinterher aber witterte ich Verrat und fand nun die Sache wirklich ein wenig kränkend für mich, um so mehr, als mir Zeilenmacherei und literarische Geldspekulation gleich verhaßt sind.

Ich freue mich herzlich, daß das kleine Gewölk vorüber ist. In aufrichtiger Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 13. Juni 1871.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

In seinen kleinen Eitelkeiten wird man gelegentlich bestraft. Ich hatte darauf gerechnet, daß Sie wieder ein Einzugsgedicht von mir fordern würden. Da ich mich aber in meiner Rechnung getäuscht sehe, so bleibt mir schließlich nichts andres übrig, als mich und mein Gedicht Ihnen für das „Fremdenblatt" (Nr. von Sonnabend früh) anzubieten.

Vielleicht — wenn Sie überhaupt an die ganze Sache gedacht haben — haben Sie mich bei dieser Gelegenheit der Vossischen Zeitung nicht entziehen wollen. Bei der bekannten, mehr als liberalen Stellung dieser Zeitung aber, die mich unter gewöhnlichen Verhältnissen bei meinen Feuilletonarbeiten nicht im geringsten stört, möchte ich an solchem Tage in der genannten Zeitung nicht etwas drucken lassen, das doch immerhin einen gewissen Fridericianismus gegenüber dem mehr oder weniger in Petroleum getauchten Liberalismus zur Voraussetzung hat.

Im Fall ich ein „ja" von Ihnen als Antwort erhalte, schicke ich gleich das Manuskript, da mir daran liegt, der letzten Zeile halber das Gedicht im Druck vor mir liegen zu sehn*). Bekanntlich erkennt man erst dann

*) Gemeint ist das Gedicht „Einzug (16. Juni 1871)". Zuerst im „Berliner Fremdenblatt" an diesem Tag erschienen. Dort war auch am 17. März 1871 „Kaiser Wilhelms Rückkehr" zuerst gedruckt.

deutlich die Stellen, wo noch geändert oder ein Lichtpunkt aufgesetzt werden muß.

In alter Ergebenheit, hochzuverehrender Herr v. Decker,
Ihr Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 30. Juni 1871.

Mein lieber Chevalier.

Katerbitzs *) liebliche Gestalt erschien gestern noch einmal auf der Bildfläche, und ich schicke Dir einliegend, was er hier abgegeben hat. Der eine Brief stammt vom „Heiligen Damm", ein Wort, bei dem sich mir früher immer die Brust hob. Seit vorigen Sommer weiß ich, daß auch das Schwindel ist. So schwinden meine Götter.

Wir haben seit gestern gutes Wetter, lang entbehrten Sonnenschein, und ich hoffe, daß nun das kalte Morgenwasser auch um etwas besser schmecken soll. Ein tolles Vergnügen bleibt es unter allen Umständen.

Morgen ist Rütli bei Menzel, der letzten Mittwoch ein Zauberfest (Diner) geben wollte, es aber schließlich auf Herbst oder Winter vertagt hat. Letzten Sonnabend ging ich, nach dem Rütli, eine gute halbe Stunde mit ihm spazieren, und nach einigen Einleitungsworten über Blomberg, die nur kurz dahin gingen: „ein Unglücklicher weniger", kamen wir, durch Blombergs Namen darauf hingeführt, auf Kunstkritik und Kunstschriftstellerei zu sprechen. Es war unglaublich interessant. Seine innerste Stellung zu diesen Dingen dekouvrierte sich. Kugler, Eggers, v. Lützow und all die verschiedenen Kunstblätter der letzten dreißig Jahre — alles unsagbar lächerlich! Über Lübke drückte er sich

*) Katerbitz, ein kleines Männchen, ehemaliger Korpsdiener, war Faktotum im Zöllnerschen Hause.

vorsichtig aus. Es war ersichtlich, daß er vor seinem Gesamtwissen, vor seinen Erfolgen und seiner Lebensstellung Respekt hatte, aber — eigentliches Verständnis, tiefere Berechtigung des Urteils, alles auch nur fraglich. Ich sprach später mit Lepel darüber. Er war ganz und gar gegen Menzel. Du wirst es erst recht sein. Ich, für meine Person, bin immer wieder erschüttert. Er lehnte sich nämlich keineswegs gegen die Sentiments oder das Urteil eines gebildeten Geschmackes auf, sondern nur gegen die neunmalweise kritisierende Klugschmuserei. Daß nach dieser Seite hin durch die Kritik beständig gesündigt wird; daß sie nicht genau erkennt, wo sie sprechen darf, und wo sie klüglich schweigen muß, weil sie davon nichts versteht, das möchte ich doch annehmen. Es müßte ein Lessing kommen, der in Paragraphen feststellte, wie weit der gebildete Nicht-Künstler in seinem Urteil gehen darf, und welche anderen Punkte umgekehrt eine Art noli me tangere bilden. Ergeh' es Euch allen gut. Die Frau grüßt. Wie immer

Dein Noel.

An Emilie Zöllner.

Warnemünde, d. 19. September 1871.

Teuerste, verehrteste Chevalière.

Unter den vielen Unterlassungssünden meines Lebens rechne ich mir ein etwaiges nicht Briefe geschrieben Haben im allgemeinen nicht an. Ein vielleicht hier und da vorkommendes Manko wird durch kolossale Überschüsse mehr als gedeckt. Und doch erblaßt mein Gewissen bei dem bloßen Namen: Chevalier! Hier liegt eine Schuld, und zwar der schlimmsten eine: Undankbarkeit. Er schrieb, Er hat Großes an mir getan. Mitten aus der Kur heraus, ein Bad hinter sich, ein Bad vor sich (gräßliches

Bild!), schrieb er zweimal, und ich, ein kurlos in der Ferne Schweifender, ein durch das benachbarte „Trottoir" Rostocks beständig auf ihn Hingewiesener, ich habe vier Wochen vergehen lassen, ohne auch nur wie Dick*) zu telegraphieren. Dies, weil das Teuerste, ist immer das Billigste.

Ja, vier Wochen waren es vorgestern, daß ich, angetan mit einem neuen Hut und dem altbewährten Reiseorden, meines schönsten Schmuckes ganz zu geschweigen, gen Dresden fuhr. Unvergeßlicher Moment!

Im Sinnen darüber, wie die Schuld schließlich doch noch zu tilgen sei, bin ich auf den Gedanken gekommen, an Sie, teuerste Frau, zu schreiben. Die Erfahrung, daß eine da dargebrachte Huldigung, wo wir selber attachiert sind, mit einer gewissen Doppelkraft auftritt, läßt mich hoffen, daß ich mich, wie schon so oft, auch hier leidlich gut aus dem Dilemma herausgezogen habe.

Was schreibe ich Ihnen? Ich würde Ihnen und mir unrecht tun, wenn ich Sie meiner speziellsten Verehrung noch wieder erst versichern wollte. Ich gehe also auf minder Persönliches über, auf Warnemünde.

Das Spill lebt noch, und der „Pavillon" ist kein leerer Wahn. Nur daß er kein Pavillon ist! Als ich eintrat bei „Hübners", waren wir vierzig bei Tisch; gestern waren wir fünfzehn, heute werden wir neun sein. Geheimnisvolle, poetisch anmutende Zahl! Die Aristokratie beiderlei Geschlechts, d. h. Mecklenburgs und Israels, ist längst wieder daheim. Statt dessen sind Onkel Bräsig und Triddelfitz en bataillon hier eingezogen. Sporadisch taucht etwas Pastoralisches auf. Einer, ein Alter, mit dem üblichen weißen Halstuch (die sich hier, wegen der Unmöglichkeit von Staub und Schweiß, sehr lange halten)

*) Richard Lucae.

sitzt mir bei Tische vis à vis. Er schüttelt immer mit dem Kopf, was ich anfangs auf mich bezog. Sie kennen meine Soupçons. Längst aber ist meine Gereiztheit der Teilnahme gewichen. Er schüttelt, weil er muß. Er will bis in den Oktober bleiben, „dann ist es am kräftigsten". So bereiten sich Zustände für ihn vor (in balneis salus), in denen schließlich auch nicht mehr geschüttelt werden kann.

Die Abende verbring ich beim Tee auf meinem Zimmer. Es gibt Sardelle und in Scheiben geschnittene Boulette. Die Stücke Zucker erinnern mich an ein Lotteriespiel meiner Jugend, das mit sieben Würfeln gespielt wurde. Auf einem war ein Totenkopf. Ich habe so kleine Würfel nie wieder gesehn. Der Kognak steht der Kartoffel näher als nötig. Das Bett ist ein Sommerbett und leistet im Stofflichen etwa dasselbe, wie die Hängematte auf Heydens „Siesta". Inwieweit ich selber dem schönen Schaukelgegenstand entspreche, müssen Unparteiischere entscheiden.

Am Sonntag war ich in der Kirche. Der Geistliche schien mir anfangs der Zwillingsbruder des Kandidaten, der mit Lining oder Mining in der Laube saß, während Onkel Bräsig im Kirschbaum sein Quartier aufgeschlagen hatte. Ich tat ihm aber unrecht, und er sprach vorzüglich. Gute Predigten hört man nur noch in Nestern. Die Berliner Predigerei ist meist wenig erbaulich.

Heut über vierzehn Tage wird die neue Kirche eingeweiht. Sie ist ein saubres, gotisches Gebäude; innerlich intakt. Nur die Ecken und Vorsprünge sind bereits dem allgemeinen Schicksal der Kirchenwinkel verfallen. Mirabeau sagte von Preußen: „Noch nicht reif und schon faul". So heißt es hier: noch nicht geweiht und schon entweiht. Das Gemeine hat immer den Vortritt.

Nur nicht in Rütli und Ellora, wo solche Sterne scheinen!

In alter, aufrichtiger Verehrung Ihr Noel.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 22. Oktober 1871.

Hochgeehrter Herr v. Decker.

Lassen Sie mich zunächst den Wunsch aussprechen, daß Sie trotz der Strapazen des gestrigen Tages (Wirt sein ist immer Strapaze) sonniger erwacht sein mögen als dieser Tag.

Bei meinem Nachhausekommen fand ich einige Zeilen von Major v. Alten vor, die im wesentlichen die Frage erledigen. Der König empfing danach Moltkes Meldung am westlichen Ausgang von Rézonville. Ich wüßte aber doch gern ein bißchen mehr, ein paar Details, beispielsweise auch über die Punkte, an denen sich der König im Laufe des Spätnachmittags zum Teil im Schußbereich des Feindes befand, und würd' Ihnen sehr dankbar sein, wenn es sich für Sie ohne besondre Gêne ermöglichte, diese Zeilen mit einigen Worten Ihrerseits an Herrn v. Albedyll gelangen zu lassen. Geht es nicht, nun — so muß es auch so gehn. — Graf Perponcher, an den ich mich zuerst gewandt, hat noch nichts von sich hören lassen. Er ist vielleicht zu vornehm; wiewohl ich von England her weiß, daß die Dukes, Earls und Marquis jeden Brief beantworten oder doch beantworten lassen.

Indessen ländlich sittlich.

Mit der Bitte, mich Frau v. Decker empfehlen zu wollen, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 26. Oktober 1871.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Erst in mitternächtiger Stunde — ich habe heut hintereinander weg zwei Kapitel*) geschrieben — komme ich

*) Wohl von dem Buch „Aus den Tagen der Occupation“, das zunächst in der Vossischen Zeitung erschien. Vgl. S. 297.

dazu, Ihnen für Ihre ganz besondere Güte zu danken. Die Aufzeichnungen sind mir interessant und wichtig, wiewohl ich sie stellenweis anzweifle. Am 5. oder 6. November werde ich, nach einem heute abend erhaltenen Briefe, den Grafen Perponcher sprechen und ich habe eine leise Ahnung davon, daß die Berichte des Major v. Alten, des Obersten v. Albedyll und des Hofmarschalls v. Perponcher erheblich voneinander abweichen werden. Daß der König, statt vorzugehn, bis Doncourt zurückgegangen sein sollte, kann ich mir kaum denken. Es muß vielleicht heißen: er begab sich bis auf die nach Doncourt führende Straße. Diese kritischen Bemerkungen bitte ich aber nicht übel zu deuten. Sie tun meiner Dankbarkeit keinen Eintrag.

Was das große Kriegsbuch angeht, so bitte ich Sie, sich versichert zu halten, daß ich nun selber darauf brenne, es mit aller Macht anzufassen. Nichts wird sich im Lauf der nächsten anderthalb Jahre, so Gott mich leben läßt, dazwischen schieben.

Zu gleicher Zeit spreche ich aber mit vollster Überzeugung die Ansicht aus, daß noch nichts versäumt ist. Denken Sie bloß an die Enthüllungen der letzten Wochen: Plonplon, St. Vallier, Benedetti, Grammont, Trochu. Dazu die Auslassungen über Sedan, wie sie Wimpffen und als Antwort darauf Pajol und Ducrot gegeben haben. Wie immer Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Sonntag (d. 3. Dezember 1871).

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ihre liebenswürdigen Zeilen vom Freitag werd' ich mir aufheben, nicht um mich Hans oder Paul*) gegenüber

*) Die beiden Söhne Wilhelm Hertz', die auch Buchhändler wurden.

(zu denen ich das vollste Vertrauen habe) auf diesen „Schein" von der milderen Observanz je zu berufen, sondern nur zur Erinnerung an eine wohltuende Empfindung, die ich beim Lesen dieser Ihrer Zeilen gehabt habe. Im übrigen setze ich Ihren lugubren Visionen den Schluß des bekannten Stammbuchverses entgegen:

. . . wünschen will ich doch
Glücklich sollst du sein
Viele Jahre noch.

Meine Frau erklärt sich zu jeder Wette bereit, daß die „Vergelbten Blätter" von Ihnen herrühren*). „Ich höre ihn sprechen." Es kann sein. Ich als „braver Kasperle" konnte nicht darauf kommen. Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 24. April 1872.

Mein gnädigstes Fräulein.

Ihr so freundlicher, gütiger Brief versetzte mich in einige Aufregung, und es war natürlich meine Absicht, Ihnen umgehend zu antworten. Von sechs Uhr ab kam aber beständig Besuch, so daß ich gestern nicht zum Schreiben kommen konnte.

Es geht nicht! Wenn Sie diesen Brief zu Ende gelesen haben werden, so werden Sie mir zustimmen. Wenn ich sage: „es geht nicht", so ist dies nicht aus einer Bockigkeit heraus gesprochen, sondern weil es gegen alle praktische Klugheit und Lebensweisheit, ja geradezu gegen den Anstand verstoßen würde, wenn ich anders handelte.

---

*) „Vergelbte Blätter. Ein Tagebuch aus früherer Zeit" erschien 1872 anonym. Verfasser ist Prinz Georg von Preußen.

Sie wissen, ich erhalte (durch Geheimrat Hahn vermittelt) vom Ministerium des Innern vierhundert Taler, und zwar zu allerwesentlichstem Teile, ja noch richtiger ausschließlich deshalb, weil mir das Kultusministerium die Wiederbewilligung von dreihundert Talern verweigerte. Wenn nun nachträglich, wo sich Zeiten und Personen geändert haben, das Kultusministerium kommt und mir — angeregt durch einen guten Freund — aus heiler Haut ein jährliches Geschenk von dreihundert Talern macht, so kann ich es allenfalls nehmen. Es ist dann wie etwas, das man am Wege findet und das man aufzunehmen am Ende berechtigt ist. Anders aber liegt die Sache hier. Ich soll um die Wiederbewilligung einer Sache bitten, die ich, von andrer Seite her, schon seit zwei Jahren wieder beziehe. Das geht nicht. Gibt man sie mir, so bin ich am Ende ein Narr, wenn ich sie nicht nehme. Fordre ich sie aber, so liegt das an der Grenze der Unverschämtheit oder hat diese Grenze schon überschritten. Es ist etwa so, wie wenn mir morgen der Besitzer der Vossischen Zeitung, Stadtgerichtsrat Lessing, eine Zulage bewilligt, für die ich mich herzlich bedanke, und ein Vierteljahr später fordere ich von dem Redakteur der Zeitung, Dr. Kletke, daß er mir mein Gehalt noch um weitere zwei-, dreihundert Taler erhöht. Tut der letztere es, trotz jener ersten Zulage, aus freien Stücken, so kann ich es nehmen. Ergreife ich aber die Initiative, so verstößt dies gegen allen Anstand und alle Billigkeit. Meine Frau hat diese Empfindung gerade so lebhaft wie ich selbst, und Sie werden sie auch haben. Ich kann ein Geschenk nehmen, aber nicht eine Summe, die ich schon habe, erbitten. Alles Weitere mündlich. Wir sehen Sie doch wohl sehr bald. Ihnen für Ihre große Güte und Hülfebereitschaft wie immer zu Dank verpflichtet,

Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 11. Mai 1872.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Sehr dankbar bin ich Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen, die mich nun erst in meinem Gemüte freigemacht haben. Einzelnes in dem Bande*) ist, wo der Stoff nicht recht was hergeben wollte und doch nicht zu umgehen war, leidlich langweilig; im ganzen aber halte ich diesen „dritten im Bunde" für den weitaus besten. Sie haben das rechte Wort gesprochen: alles ist freier. Ich könnte vielleicht noch hinzusetzen: auch frischer, was einfach damit zusammenhängt, daß sich diese Arbeiten über fast zehn Jahre verteilen, so daß ich immer wieder mit erneuter Lust herantreten konnte. Dies ist sehr wichtig, ja es ist alles, weil — wenige Kapitel abgerechnet — die Dinge in sich keine Bedeutung haben und sozusagen die Liebe alles tun mußte. Wie immer Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 15. Mai 1872.

Mein gnädigstes Fräulein.

Es wäre, glaub' ich, doch besser gewesen, ich hätte das Gespräch, das wir gestern abend führten, bis auf heute vertagt. Dergleichen weckt immer eine leise Verstimmung, auch in dem wohlwollendsten Herzen.

Hahn hat mir kein Stillschweigen auferlegt; dennoch würde ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie der ganzen Angelegenheit Geheimrat K. gegenüber gar nicht mehr erwähnen wollten, auch nicht der Familie gegenüber. Im Vertrauen gesagt, es ruht von Anfang an kein Segen auf

*) Es handelt sich um den dritten Teil der Wanderungen. Vgl. S. 300.

dieser Angelegenheit, ein Zustand, den auch Ihre sonst glückbringenden Hände nicht völlig haben ändern können. Mit wahrem Entsetzen denke ich an die Laufereien und Schreibereien, an das Antichambrieren und die hochmütigen Ministerialmienen zurück, die von Anfang an diese miserablen dreihundert Taler begleitet haben. Ich bin kein Bettler, war es auch nicht. Ich habe ohne diese dreihundert Taler gelebt und werd es hoffentlich ferner können. Sie nehmen, mein gnädigstes Fräulein, eine Stellung zu diesen Dingen ein, wie sie immer der einnimmt, der unabhängig darüber stehend nicht direkt von ihnen berührt wird. Außerdem, Pardon, teilen Sie noch die alten preußischen Beamtenanschauungen, wonach es ganz gleichgültig ist, welche Verhandlungen im Schoße des Ministeriums stattgefunden haben, wenn nur schließlich die Sache, auf die es ankommt, bewilligt wird. Dies ist mir aber alles ein Greuel. Ich arbeite viel, viel lieber bis zur äußersten Erschöpfung, als daß ich solchen Ärger an meinem Herzen zehren lasse.

Der Gang gestern zu Hahn wurde mir blutsauer. Es war gegen mein Gefühl, und man muß nicht gegen sein Gefühl handeln. Ich glaube ganz aufrichtig — trotzdem, was mir Hahn gesagt hat — daß Geheimrat K., wenn Sie ihn scharf dazu anspornten, wirklich im Stande sein würde, die Sache durchzusetzen. Ein Minister ist ja auch ein Mensch, und Falk würde schließlich nachgeben, wie (ich stütze mich dabei auf Ihren eigenen Bericht) schließlich auch Bethmann Hollweg *) nachgegeben hat. Aber ich kann immer nur wieder sagen: solch herausgepreßtes Geld will ich nicht. Daß einem solche Summe auch ehrenvoll und in angenehmster Form bewilligt werden kann, hat mich

*) Vgl. oben S. 225. Adalbert Falk war am 22. Januar an Stelle Heinrich v. Mühlers Kultusminister geworden.

ja der Fall mit Hahn gelehrt. Ich habe nun mal mit dem Kultusministerium kein Glück. Und je weniger ich davon höre, desto lieber ist es mir. Gebt mir Geld, wenn ihr wollt, und ich werde es dankbar einstecken, wie Klaus Groth, Geibel, Scherenberg usw. Geld ohne weiteres empfangen haben, aber petitioniert habe ich nun genug, und ich tue es nun nicht mehr oder doch nicht eher, als bis mich die Not dazu zwingt. Und die ist Gott sei Dank nicht da. Wie immer Ihr dankbar ergebenster

Th. Fontane.

An Paul Lindau*).

Berlin, d. 14. Juni 1872.

Sehr geehrter Herr und Freund.

Ihre Zeilen, die ich gestern abend vorfand, als ich von der verballetierten Phädra des Prinzen Georg nach Hause kam, sind mir eine größere Freude gewesen, als Sie sich vorstellen können. Im allgemeinen bekenne ich mich ganz zu dem W. Scottschen Satz: Tadel reizt mich, aber Lob erfreut mich nicht. Es gibt indessen glänzende Ausnahmen von der Regel. Sie haben das eminent, was die schriftstellernden Menschen hier, soweit ich sie kenne, beinah ohne Ausnahme nicht haben: geistige Durchdringung des Gegenstandes, Vorurteilslosigkeit, Witz und Stilgefühl. Und von einem solchen Kenner ein Lobeswort zu hören, tut einem außerordentlich wohl.

Ich weiß nicht, ob Sie dieselben Wahrnehmungen

---

*) Der Adressat des Briefes ist nicht überliefert. Die Schlußworte lassen ihn jedoch erraten. Paul Lindau berichtet in der „Gegenwart" vom 15. Juni 1872 über Clara Zieglers Auftreten als Brunhilde im Königlichen Schauspielhaus. Th. F. hatte ihm wohl sein Buch „Aus den Tagen der Occupation" (Berlin 1872) zugeschickt.

machen wie ich, aber für mich steht es fest, daß nirgends in der Welt der Sinn für die Form und im Zusammenhange damit jegliche feinere Geschmacksbildung so völlig fehlt wie hier. Ursprüngliche Landessterilität, halbhundertjähriges, aller Liebe und Frauenanmut entkleidetes Sanssoucitum, dazu ein mehr oder weniger berechtigter Geistesdünkel haben hier ein merkwürdiges Geschlecht erzeugt, das selbst in seinen Spitzen im Türkischen Zelt*) einen sehr untürkischen Kaffee aus einer abgestoßenen Tasse trinkt und, mit einem in allen Regenbogenfarben schillernden, hier und da noch Eireste tragenden Neusilberlöffel umrührend, das Gefühl hegt, einen Feiertag gelebt zu haben. So ist es in allem. Dieser Kaffee kann auch ein Artikel von Max Ring sein. Das Schlechteste ist gerade gut genug.

Wir sprechen wohl mal ausführlicher darüber. Dupanloup**) hat ganz recht; es ist nicht wahr, daß wir das erste Kulturvolk sind. Wir sind noch weit davon ab. — Auf Ihren Ziegler-Artikel bin ich sehr gespannt; ich kriege die „Gegenwart" immer erst Sonnabend. Wie immer Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 15. Juni 1872.

Gnädigstes Fräulein.

Morgen werden es schon acht Tage, daß wir den Dobbertiner Spargel verzehrt haben, und noch immer nicht ist der Dank dafür in Ihren Händen. Er sei nun auch endlich hiermit ausgesprochen.

Vorgestern hatte ich eine doppelte Überraschung. Als

---

*) Restaurant in Charlottenburg.

**) Dupanloup, Bischof von Orléans, der im Kriege von 1870—71 mehrmals einen Kreuzzug gegen die Deutschen zu predigen versuchte.

ich mich eben in einem nicht näher zu beschreibenden Kostüm befand — es war Heydens Geburtstag, und ich mußte zum Diner — schickte Frau Forstinspektor ihre Karte herein. Ich mußte leider ablehnen. Am Abend aber, als ich im Opernhause erscheine, um die Ziegler als Prinz Georgliche Phädra (was nämlich eine besondere Gattung ist) zu sehn, sitzt genannte Dame, d. h. nicht Phädra, sondern Frau Forstinspektor, unmittelbar vor mir und gab mir dadurch Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen. Im vorletzten Zwischenakt empfing sie Besuch von einer Dame, die ihrem Umfange nach nicht aus Mecklenburg-Schwerin oder Mecklenburg-Strelitz, sondern nur aus irgendeinem rätselvollen Mecklenburg-Mecklenburg herstammen konnte. Sie hatte mindestens das Gewicht von sieben Berlinerinnen. Es war übrigens so furchtbar heiß, daß sie den Abend als eine Vorkur für Karlsbad ansehen konnte. Nur freilich zwanzig Pfund weniger sind bei solchem Körper gar nicht zu merken. Ihr

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Krummhübel, d. 8. Juli 1872.

Mein gnädigstes Fräulein.

Schrieb ich Ihnen denn schon, daß ich im Opernhause die Frau Forstinspektor traf, noch dazu an einem Abend, wo die Phädra des Prinzen Georg aufgeführt wurde? Ein furchtbares Stück. Prinzen müssen auf Jagd gehen oder Geliebte haben oder alte Münzen sammeln. Die Poeterei ist eine zu mühevolle Beschäftigung und läßt sich nicht bei der Schokolade abmachen. Die Frau Forstinspektor war sehr angenehm, literatisierte ein wenig (aber ganz prätensionslos) und fiel einem neben mir sitzenden alten Redakteur zum Opfer, der ihr gleich erklärte: „Preußen

habe zur Zeit Friedrich Wilhelms III. unter mecklenburgischem Einfluß politisch sehr gelitten." Ich glaube, er betrachtete diese Form von Unterhaltung als eine Art von Kurmacherei. Es gibt wunderbare Heilige. In alter Verehrung und Dankbarkeit Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 6. September 1872.

Sehr geehrter Herr Hertz.

In der Titelfrage wage ich es nicht, selbständig eine Entscheidung zu treffen, da Sie mit Recht einiges Gewicht darauf legen. Das „Streifereien zwischen" usw. haben Sie beanstandet und, wiewohl ich es an und für sich nicht schlimm finde, so scheitert es doch schon daran, daß es nicht zwei Zeilen vorher heißen kann „Wanderungen" und dann gleich hinterher „Streifereien". Nach halbstündigem Doktern (oder Apothekern) hab ich nur die angefügte Version gefunden. Sie scheint mir nicht übel, ja hat einen gewissen poetischen Anklang. Absolut Schönes und Richtiges ist, wie nirgends, so auch in Titelsachen nicht zu erreichen. Man kann beanstanden: „Havelland" und dann „Landschaft". Außerdem ist es nicht ganz korrekt, denn Brandenburg gehört schon zu West-Havelland. Ich denke aber, man muß über solche Bagatellen hinsehen und sich nur die Frage vorlegen: ob sich's überhaupt gut macht, ob's hübsch klingt*). Das tut es.

Wie immer Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

---

*) Der Titel wurde nach Th. Fs. Vorschlag gewählt: Wanderungen durch die Mark. Dritter Teil. Osthavelland. Die Landschaft um Spandau, Potsdam und Brandenburg. Seit der zweiten Auflage (1880) wurde nach erweitertem Inhalt der Haupttitel „Havelland" gewählt.

Berlin, d. 25. September 1872.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Die acht Briefe werde ich morgen oder übermorgen schreiben und mir erlauben, sie Ihnen zuzustellen.

Ranke, Droysen gebe ich ohne Schmerz und Kummer auf.

Bei der Kreuzzeitung liegen die Dinge in diesem Augenblick wieder anders, als zu des seligen Beutners Tagen. Man wird also wahrscheinlich — wenn Sie ein Exemplar spendieren wollen — irgendeinen zehnzeiligen Quatsch „aus alter Freundschaft" loslassen. Wer ihn leistet, ist schließlich gleichgültig. Verständige lachen über das eine wie das andere, Dumme glauben an das eine wie das andere. Gott sei Dank bilden letztere immer noch die Majorität. Soll übrigens mein Sentiment am Zünglein der Wage den Ausschlag geben, so votiere ich (wie es jetzt in dem sehr miesigen About-Fall*) heißt) für „Nicht-Statthaftigkeit". Man hat sich — ganz abgesehen von B., der freilich der Hauptsünder bleibt — zu dumm gegen mich benommen.

Für den Fall, daß auch wieder gebundene Exemplare mit einem bedruckten Deckel oder dergleichen ausgegeben werden, möcht ich freundlichst bitten, mir die Hälfte meiner Frei-exemplare — deren Zahl mir übrigens ein süßes respektive schmerzliches Geheimnis ist — in solchen Einbänden, natürlich gegen Nachzahlung der Differenz, verehren zu wollen. Ich gewinne dadurch vielleicht etwas an Zeit. Mit Schaudern denk' ich noch an das verspätete Exemplar, das ich — weil der Buchbinder mich sitzen ließ — jener lang aufgeschossenen, langweiligen Exzellenz zu überreichen hatte.

---

*) Edmond About wurde am 14. September auf seinem Gute bei Zabern von der deutschen Behörde als des Hochverrats verdächtig verhaftet, nach acht Tagen jedoch freigelassen.

Eine Genugtuung, daß alle diese hochmütigen Lederschneider noch bei Lebzeiten vom Schauplatze abgetreten sind und in den verschiedensten Winkeln Zeit finden, an dem Stück Bleizucker zu lutschen: wäre ich im Amt geblieben, die Welt sähe besser aus. Pardon für diesen Schreibebrief, der mich Ihnen vielleicht von einer ganz neuen Seite zeigt, nämlich — verbissen.

Wie immer Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, Mittwoch, d. 25. September 1872.

Mein gnädigstes Fräulein.

Lassen Sie mich Ihnen aussprechen, daß es mich außerordentlich erfreut, Sie bei den Aufzeichnungen aus Ihrem Leben zu wissen, und oftmals abends, wenn eine linde, nachsommerliche Luft weht, seh ich Sie im Geiste in dem bekannten Glaserker sitzen, wie Sie geschäftig sind, die lieben, alten Gestalten zu porträtieren. Ob ich diese Aufzeichnungen je lesen werde, steht trotz eines kleines Unterschiedes der Jahre doch sehr dahin. Ich rechne zwar auf siebzig, weil Vater und Großvater es so weit brachten, aber wie leicht macht man auch auf diesem Gebiete die Rechnung ohne den Wirt! Und wie es in alten Balladen heißt: „Ich hätte des nicht leid". Das beständige Ringen, nicht mehr um vorwärts zu kommen, sondern nur noch um sich auf einem Platze dritten Ranges mühevoll zu behaupten, hat etwas Ermüdendes. Aber keine sentimentalen Betrachtungen! Überlebe ich Sie und komme ich in die Lage, diese mir so werte Erbschaft anzutreten, so mögen Sie sicher sein, daß Sie in dem, was Sie jetzt abendlich niederschreiben, einen späten, aber aufmerksamen Leser finden werden.

Unser Leben beginnt sich jetzt, wo alle ausgeflogenen Vögel heimkehren, wieder in der alten Winterweise zu gestalten. Die großen Gesellschaften sind freilich noch im Rückstande, was ein wahres Glück ist. Vorläufig beschäftigt uns allerpersönlichst unser in etwa acht Tagen bevorstehender Umzug. Wir freuen uns auf den Wechsel der Szene. Es waren neun glückliche Jahre, die wir in dieser Wohnung (die wir, wie so vieles andere, Ihnen verdanken) zugebracht haben; aber Haus und Wohnung sind sehr heruntergekommen, und keine Ordnungsliebe, auch der wirtschaftlichsten Frau, reicht aus, eine Wohnung im Stande zu halten, wenn alle Nachbarn oben und unten, rechts und links, alles verkommen lassen. Dazu Flur, Treppe, Korridor, — alles in einem furchtbaren Zustande. Der Hof sieht aus, als könne er das ganze Geheimratsviertel mit Typhus versorgen. Alles hat seine Zeit, so auch eine Wohnung. Im übrigen wünschen wir aufrichtigst und in Dankbarkeit gegen das, was zurückliegt, daß die nächsten neun Jahre nicht unglücklicher verlaufen mögen als die Epoche von 1863—1872. Es waren, wie die besten, so auch die interessantesten Jahre meines Lebens. Drei Kriege und welche! Alles an den Fenstern vorüber: Dänen, Kroaten, Turkos. Dazu Reisen kreuz und quer, selbst eine romantische Gefangenschaft.

Der Aufregung der Drei-Kaiser-Zusammenkunft, dem Zapfenstreich und dem Totdrücken*) (nicht der drei Kaiser, wohl am wenigsten aus Liebe zueinander) sind wieder stillere Tage gefolgt. Aber wohl nur still auf der Oberfläche. Ich kann es weniger beweisen, als ich es fühle,

*) Beim Zapfenstreich, der während des Besuches der Kaiser von Österreich und Rußland am 7. September stattfand, wurden elf Menschen auf der Schloßfreiheit erdrückt.

daß in breiten Volksschichten, berechtigt und unberechtigt, eine tiefe Unzufriedenheit gärt. Das Sozialdemokratentum wächst, reiht sich bereits in die standesgemäßen politischen Parteien ein. Frankreich sinnt Revanche. Der Partikularismus sammelt alle politisch Unzufriedenen um seine Fahne, und die Katholiken — was man auch sagen mag — sind aufs tiefste verstimmt. Und von ihrem Standpunkt aus mit Recht. Zündstoff genug ist da, um die Welt auch ohne Zutat von Petroleum mal wieder in Flammen zu setzen. Doch weiß ich wohl, daß dies die herkömmlichen Betrachtungen alter Herren sind und daß solche Sprache seit Beginn dieses Jahrhunderts eigentlich alljährlich geführt worden ist.

Von Eggers wird dann und wann mit einem langweilig-betrübten Gesicht gesprochen, wie wenn jeder einzelne sagen wollte: „Nun ja, ja, er ist tot; wir können ihn doch nicht wieder lebendig machen," und doch gibt es jedem zugleich einen Vorgeschmack davon, wie es sein wird, wenn er selber über kurz oder lang an die Reihe kommt. Nichts kann so gut entbehrt werden wie ein Mensch, auch der beste. Einen besonderen Wert hat nichts mehr, weder Person noch Sache. Ein ungeheurer Überschuß an geistiger Kraft ist da. Es ist ein Glück; aber dem einzelnen beschneidet es die Flügel.

Mir gewiß. In den nächsten vier Wochen werden zwei Bücher von mir erscheinen: der dritte Teil Wanderungen (Havelland) und der erste Halbband meines Krieges 1870/71; aber meine Phantasie und Hoffnung beschäftigt sich kaum einen Augenblick damit. Ich weiß nachgerade: all dergleichen kommt und geht, und es ist Torheit, sich etwas andres davon zu versprechen als die zehnzeilige Zeitungsnotiz eines Reporters, der das Buch nicht gelesen hat. Kann auch nicht anders sein. Was erscheint nicht



Friedrich Eggers.

alles! Und darunter Hundert- und Tausendfaches, das weit über das hinausgeht, was man selber leistet. Die Hoffnung ist nur bei der Jugend.

Ich verbleibe, mein gnädigstes Fräulein, in alter aufrichtiger Verehrung Ihr

Th. Fontane.

An Rudolf v. Decker.

Berlin, d. 10. April 1873.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Besuche, die gestern von Mittag an, als wäre mein Zimmer eine Wallfahrtskapelle, bei mir eintrafen, lassen mich erst heute dazu kommen, Ihnen, hochzuverehrender Herr v. Decker, für Ihre freundliche Zuschrift zu danken. Die Gnade unsres herrlichen alten Wilhelm*) trifft natürlich Sie und nicht mich; ich sonne mich aber gern in diesem Strahle mit und setze mich zu diesem Behuf an den äußersten Rand meiner Diogenestonne. Ich erlaube mir mit der Bitte um gelegentliche Rücksendung einen gestern von Graf Moltke erhaltenen Brief beizuschließen. Er ist wie der ganze Mann: knapp, in jedem Worte von Bedeutung, gütig und wahrhaftig.

Ihnen von ganzem Herzen wünschend, daß die Attacke nicht allzu hart und namentlich auch, mit Rücksicht auf den im ersten Grün sich meldenden Frühling, nicht allzu langwierig sein möge, hochzuverehrender Herr v. Decker,

Ihr aufrichtig ergebenster Th. Fontane.

---

*) Der Kaiser hatte die Widmung des Kriegsbuches von 1870 angenommen.

An Maximilian Ludwig.

Berlin, d. 29. April 1873.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ich war also am Sonnabend im Uriel. Beim besten Willen konnte ich in der Zeitung nichts darüber sagen. Dies richtet sich nicht gegen Ihr Spiel, das ich in allen seinen Intentionen gern anerkenne; es richtet sich lediglich gegen den Uriel selbst. Wenn ich die Rolle in hundert Teile zerlege und mir nun die entsprechenden hundert Einzelfragen vorlege: „traf es der darstellende Künstler in der Szene mit de Silva, mit Judith, mit Esther, mit Ben Akiba?" so lassen sich diese Einzelfragen allenfalls beantworten, aber auf die Frage: „wie war der Uriel überhaupt?" ist nicht Rede und Antwort zu stehn. Es ist alles, sobald sich das Auge auf das Ganze richtet, schief, verworren, unwahr — eine Figur, die durchaus auf der Höhe von Bernhard von Weimar*) steht. Gutzkow und Gottschall, Gottschall und Gutzkow, wie das alliteriert! Es sind die beiden großen Phraseure unsrer Zeit, was selbstverständlich ein gutes Quantum Begabung nicht ausschließt. Alle Gutzkowschen Helden sind er selbst d. h. moderne, von krankhaftem Ehrgeiz verzehrte, große Worte machende Menschen. Ich hatte noch gestern abend mit Freunden eine Debatte darüber. Man fand mich zu streng, wollte den Uriel halten; schließlich gab man's auf. Allerdings hat es in den dreißiger Jahren, als Gutzkow eine werdende Größe war, unter Assessoren, Doktoren und Professoren solche Uriel Acosta-Figuren gegeben, weil es eben Gutzkows gab. Dieser durfte deshalb in Stücken, die er in seine

*) Rudolf Gottschalls Trauerspiel „Herzog Bernhard von Weimar" wurde Mitte März im Kgl. Schauspielhause aufgeführt (vgl. Kritische Causerien Ges. Werke II, 8, S. 168).

eigene Zeit hineinverlegte, auch allerhand kleine und große Gutzkows auftreten lassen. Das Unerträgliche ist nur, daß er auch vergangene Jahrhunderte usurpiert und alle Zeitalter noch nachträglich mit Gutzkows oder Uriels bevölkert. Ein Mensch, der erst „subjektive Ansichten“, dann die „Wahrheit“ selber hat, dann den Unsinn ausspricht, daß die Juden durch die „Ehre“ zusammengehalten würden, dann den Galilei spielt, dann familienwindelweich sich geriert, dann widerruft, dann den Widerruf widerruft, weil Mutter inzwischen gestorben ist und Jochai ihn mit dem Fuß getreten hat — solche Figur widersteht mir, und wenn sie von einem Gott gespielt würde. Es bleibt notwendig alles Komödie.

Nachdem Sie mich durch Ihren Heinrich V.*) so sehr erfreut und zu Dank verpflichtet haben, darf ich dies alles hoffentlich aussprechen, ohne Ihnen wehzutun. Ich wiederhole, daß sich in dem Gesagten auch nicht ein Wort verbirgt, das sich gegen Sie richtete. Es ist nur eben eine Rolle, von der es — für mich — ganz gleichgültig ist, ob sie gut oder schlecht gespielt wird. Jede Begabung muß hieran scheitern.

Hochgeehrter Herr, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Maximilian Ludwig.

Berlin, d. 2. Mai 1873.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Es war mir eine aufrichtige Freude, Ihre Zeilen zu empfangen, und die Art, wie Sie für Ihre Rolle und dadurch auch für den Dichter derselben eintreten, weiß ich hoch zu schätzen. Ich respektiere jede ehrliche Ansicht, zu-

*) Vgl. Kritische Causerien, Ges. Werke II, 8, S. 365 f.

mal wenn sie auch das noch hat, was unserer Zeit zu allermeist fehlt — Pietät. Vielleicht überrascht es Sie, daß ich dies gerade betone; aber ich habe Pietät. Freilich weil ich sie habe, hab ich auch einen tiefen Groll gegen alles, was diese Pietät fordern möchte und nach meinem Gefühl keinen Anspruch darauf hat.

Eine literarische Fehde können wir nicht führen, wiewohl darin, wenigstens für mich, viel Verlockendes, viel Anregendes und Belehrendes liegen würde. Statt dessen lieber das Bekenntnis, daß ich das Mißliche aller Kritikerei sehr wohl fühle und an den zwei Tagen, wo ich meine Rezensionen schreibe und — lese, immer in nervöser Aufregung bin, weil ich unter der Wucht der Frage stehe: kannst du das Gesagte — das ja immer nur der unvollkommene Ausdruck eines Gefühls, oft widerstreitender Empfindungen ist — kannst du es auch verantworten? Sie mögen daraus ersehen, daß ich es nicht leicht nehme und mitunter da, wo das Publikum glaubt, ich kalauere oder mache einen Bummelwitz, am allerwenigsten.

Meine Berechtigung zu meinem Metier ruht auf einem, was mir der Himmel mit in die Wiege gelegt hat: Feinfühligkeit künstlerischen Dingen gegenüber. An diese meine Eigenschaft hab' ich einen festen Glauben. Hätt' ich ihn nicht, so legte ich heute noch meine Feder als Kritiker nieder. Ich habe ein unbedingtes Vertrauen zu der Richtigkeit meines Empfindens. Es klingt das etwas stark, aber ich habe es und muß es darauf ankommen lassen, wie dies Bekenntnis wirkt. Meine Empfindung verwirft Uriel Acosta und ist umgekehrt nicht nur durch alles Shakespearische hingerissen, sondern sogar auch durch die „Räuber“. Detailblödsinn schadet nichts, wenn nur das Ganze richtig gefühlt und gedacht ist. Dabei weiß ich mich völlig frei von Namenanbetung und Literaturheroenkultus.

An die Richtigkeit meiner Empfindung glaub ich; aber der Versuch, diese Empfindung hinterher zu erklären, wodurch erst eine Kritik entsteht, dieser Versuch mag unendlich oft mißlingen. So leg' ich auf die Motivierung meines Urteils über Acosta kein Gewicht, aber die empfindungsgeborene Überzeugung von der unbedingten Verwerflichkeit dieses Stücks, an dem nur einige Nebenrollen gelungen sind, halte ich aufrecht.

Es war mir ein Bedürfnis, Ihnen dies auszusprechen. Sie werden mich daraus besser als aus diesem oder jenem Gedruckten erkennen können und zugleich vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß ich in den verschiedenen Tönen, die ich anschlage, in Selbstbewußtsein und Selbstbezweiflung, gleich aufrichtig bin.

Mit vorzüglichster Hochachtung, sehr geehrter Herr Ludwig, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Karl und Emilie Zöllner.

Tabarz b. Waltershausen (Thüringen), d. 14. Juli 1873.

Hochverehrtes Paar, geliebte Chevaliers.

In einer Lattenlaube, gackernde Hühner und meckernde Ziegen um mich her, schreibe ich diese Zeilen, von denen ich wünsche, daß sie Euch wohlbehalten in Franzensbad treffen mögen. Die Gattin nebst dem ihr und mir gleichmäßig zugehörigen Anhang (so die Treue kein leerer Wahn ist) traf am Montag in Fröttstedt ein, wo ich das Glück hatte, in unmittelbarer Nähe der Hörselbrücke — an welcher Stelle sieben Wagen und eine Rudolstädter Hofdame vor kurzem ihren Tod fanden — sie heil in Empfang nehmen zu können. Bei jetzigen Bahnzuständen immer schon was. Im Hintergrunde ragte der Hörselberg auf, wo Frau Venus

den Tannhäuser mehrere und einige Nächte gefangen hielt. Mit einer gewissen Wehmut durchdrang es mich, daß sich die holde Frau (ich meine Frau Venus) um meine Person weniger bemüht und mich jedenfalls früher entlassen haben würde.

> Abwärts geht es Schritt um Schritt,
> Dreiundfünfzig gefallt mer nit.

Die Fahrt von Fröttstedt hierher in einem char à banc war sehr angenehm, und ich hatte die Genugtuung, meine Haus- und Wirtswahl belobt zu sehen, was mir um so wohler tat, als man als Ehemann auf solchen Ausgang nie mit Bestimmtheit rechnen kann. Im Gegenteil. Es wurde ein idyllisches Mahl eingenommen: Erdbeeren mit Milch, frische Eier mit beinah rötlichem Dotter, Schwarzbrot und Butter, dazu Wasser aus dem Thilobrunnen. Die Kinder machten ihre ersten Kletterversuche, und alles schien eine Reihe glücklicher Tage zu versprechen. Aber „o Menschenherz, was ist dein Glück"? Und siehe da, schon zwei Stunden später begrüßte ich die ersten Anzeichen von der Dauerlosigkeit menschlichen Hochflugs. Ikarus Noel war der Sonne zu nahe gekommen, und die Wachsflügel begannen zu schmelzen. Station Halle war an meiner Penelope, die diesmal, statt treu zu warten, treu erwartet worden war, nicht spurlos vorübergegangen und zwei um fünf Uhr früh genossene, eben heiß aus dem Ofen gekommene Semmel begannen ihre infernale Wirkung zu üben. Die ersten verschämten Erklärungen darüber klangen noch ziemlich harmlos. „Es steht mir vor der Brust" oder „Es stößt mir das Herz ab" sind Wendungen, die einen alten Seebefahrenen, der dreiundzwanzig Jahre lang den Ozean weiblicher Anfälle durchschifft, nicht allzusehr aus der Fassung bringen. Sie stehen auf Höhe jenes unenträtselten Zustandes, wo sich bei männlichen Individuen

„die Hämorrhoiden auf die Brust werfen". Eine Abzweigung der Sommerfeldtschen Hausapotheke war mit auf die Reise genommen worden, und so suchte ich den bösen Geist durch Senfspiritus und Baldriantropfen zu bannen. Aber ich mußte bald gewahr werden, daß ich es hier nicht „mit den Kleinen von den Meinen", sondern mit dem höllischen Meister selbst zu tun hatte, und so alle Beschwörungsformeln durchgehend schritt ich vor bis zur Tinctura Opii crocata. „Incubus! Incubus! Tritt hervor und mache den Schluß." Diesem Zeichen unterwarf er sich endlich, aber doch nur knurrend, ein Knurren, das beiläufig drittehalb Tage anhielt und von den üblichen Erscheinungen, die sich durch Unruhe, rasches Aufstehen und plötzliches Verschwinden zu erkennen geben, bis zuletzt begleitet war. Dann wölbte Iris ihren Bogen, und der Friede war wieder da. Leider hatten sich all die Zeit über mehrere alte Sprichwörter wieder neu bewährt, und neben dem Lager der Herrin stand das Bett der Dienerin. Pech kommt nicht allein. „It does 'nt come single-handed, it comes in bataillons". Luise humpelte, legte sich und lag vier Tage. Nachdem wir zwischen Rose, Rotlauf und Furunkel längere Zeit geschwankt und zwischen Pappelsalbe und Bohnenmehl unsre Aufmerksamkeit gewissenhaft geteilt hatten, erschien endlich ein angeschnapster Dorfbarbier, angetan mit einer Ledertasche und der ganzen Dezidiertheit seines Geschlechts. Er stellte eine Diagnose, um die ihn Bedlam und Zehlendorf hätten beneiden können, und setzte Schröpfköpfe, die ebenso verständig waren, wie das Räsonnement unverständlich gewesen war. In der Regel ist es umgekehrt. Das Blut floß, die Geschwulst fiel, und unser Barometer stieg wieder. Gestern konnte bereits die erste Brühsuppe gekocht, der erste Eierkuchen gebacken werden. Das Leben lacht seitdem wieder, und der Glaube an eine

sittliche Weltordnung hat sich neu belebt. Partien werden geplant, und die Wörter Reinhardsbrunn und Friedrichsroda gehen rasch und sicher, die Namen Inselsberg, Schmalkalden und Schwarzatal wenigstens schüchtern über unsere Lippen. Tante Merckel ist erwartet (das Signal zu kühneren Unternehmungen). In die Tiefen Schopenhauers wird hinabgestiegen, und Wille und Vorstellung, Trieb und Intellekt sind beinahe Haushaltungswörter geworden, deren sich auch die Kinder bemächtigt haben. Mete sagt nicht mehr: „Theo, du bist zu dumm", sondern „Suche das Mißverhältnis zwischen deinem Willen und deinem Intellekt auszugleichen".

Von der „schönen Natur" und unsrem Glücklichsein in ihr schreib ich nicht erst. Es versteht sich von selbst: „Die Welt ist herrlich überall, wo Berlin nicht hinkommt mit seinem Schwall." Freilich ein Ausspruch, der sich kaum noch irgendwo mit voller Berechtigung machen läßt, denn — wo käme Berlin nicht hin?! Auch hier ist es vertreten. Und „in diesem Sinne", wie jetzt jede öffentliche Rede unsinnig schließt, Euer aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

Luise liegt wieder; das Barometer ist gesunken. „Ach, mit des Geschickes Mächten usw."

An Karl und Emilie Zöllner.

Tabarz, d. 14. August 1873.

An Stelle des herkömmlichen Blumenbuketts mögen diese Zeilen unsre verehrten Chevaliers bei ihrer Rückkehr aus dem Lande der Backpflaumen à 1 Silbergroschen das Stück begrüßen. „Der Hauptsegen alles Reisens", sagte Lord Byron, „besteht in gesteigerter Wertschätzung des Heimischen" — eine Wahrheit und ein Zustand, dem auch

wir uns wieder zu nähern beginnen. Vier Regentage haben die Krisis beschleunigt. In Schilderung davon will ich meiner Frau, die einige Tage vor mir in Berlin eintreffen wird, nicht vorgreifen. Meine Abwesenheit wird ihr erwünschte Gelegenheit geben, dem thüringischen Landschaftsbild eine komische Figur als Staffage zu geben, die ich wohl nicht näher zu bezeichnen brauche. Wenn der Ehemann nicht schlecht ist, so ist er komisch, und wenn er nicht einmal komisch ist, so ist er langweilig. Bei Lichte betrachtet ist diese Mittelstellung immer noch die günstigste.

Dir speziell, mein lieber Chevalier, den herzlichsten Dank für Deinen Brief. Ich nehme ohne weitres die Hostie darauf, daß er das ausführlichste epistolare Skriptum Deines Lebens ist, und ich habe vor, ihm in meiner Autographensammlung eine besondre Stellung zu geben. „I will give it a conspicuous place“ sagte mir immer Mr. Glover vom Morning Chronicle, wenn ich ihm ein Communiqué brachte. Die in Deinen Worten angeregten Fragen werden uns, so uns Gott ein frohes Wiedersehen gibt, noch an manchem Abend beschäftigen. Wie immer Dein

Noel.

An Emilie Zöllner.

Tabarz b. Waltershausen, d. 19. August 1873.

Hochverehrte Frau und Freundin.

„Heil dem Tage, an welchem Du bei uns erschienen“ — mit diesem Lortzingschen Morgenchoral müssen Sie mir erlauben, Sie heute zu begrüßen. Sei Ihnen das nächste Jahr hold! Bauen Sie auf Franzensbad und dem teuren Fundament seiner Pflaumen (Stück für Stück ein Silbergroschen) eine unerschütterliche Gesundheit auf und bewilligen Sie eine gleiche Unerschütterlichkeit unsrer Freundschaft. Sehr bald werden wir uns wieder persönlich darum

bewerben können, denn die Episode Tabarz nähert sich ihrem Abschluß. Der letzte Besuch in Reinhardsbrunn ist bereits gemacht, die letzte Sonntagspredigt gehört, der letzte Sonntagsschleifer getanzt, woraus Sie übrigens nicht etwa auf eigne Aktion des Unterzeichneten schließen wollen, und morgen oder übermorgen wird mich auf meinem Waldplatze die letzte Ameise ankriechen und mit der Lektüre Tristram Shandys um die Wette meinen absteigenden Menschen stechen und prickeln. Über ein Kleines, und in der Lethe des Kanals geht selbst die Erinnerung an Bergluft und Waldesfrische unter, und statt der Waldnymphe tritt wieder Fräulein Keßler an mich heran. Dem 42. Sonnenuntergange folgt die 43. Aufführung von „Maria und Magdalena". Der Hain und seine Kulissen verschwinden, und Hein *) schiebt wieder die seinen vor. Daß ich mich dessen freute, kann ich nicht sagen. Gern hielt ich hier aus, bis die letzte Eberesche in einem Krammetsvogelmagen ihr Grab gefunden. Aber was mit dem Verluste versöhnt, ist das, was wir im engsten Freundeskreise wiederfinden. An diesen Kränzen flechten Ihre freundlichen Hände am geschäftigsten mit, und daß Sie dieses Liebesamtes noch lange warten mögen, sei der letzte Wunsch und die letzte Zeile dieses Briefes. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Otto Marquardt.

Berlin, d. 12. September 1873.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Marquardt.

Eben empfange ich Ihre gefälligen Zeilen vom gestrigen Tage, auf die ich mich zu antworten beeile. Es will mir

*) Direktor des Königlichen Schauspiels.

scheinen, daß wir glücklich wieder bei einer Frage angelangt sind, die schon vor etwa fünf Jahren — als auf meine Bitte die Bemerkung „Das Übersetzungsrecht ist vorbehalten" dem Titelbogen noch in zwölfter Stunde hinzugefügt wurde — zu vorläufiger Erwägung kam. Es ist die Frage: wie weit reichen im Fall einer Übersetzung dieser meiner Bücher Ihre Rechte und — die meinigen?

Ihre Zeilen, wenn ich Sie recht interpretiere, geben der Ansicht Ausdruck, daß die Angelegenheit lediglich eine Angelegenheit der Firma Decker und das Buch selbst ausschließlich und ganz und gar ein Besitz Ihres Verlages sei. Ich werde in dieser Annahme durch ein Vorkommnis bei Erscheinen des diesmaligen ersten Halbbandes (ich meine die Dedikationsangelegenheit) bestärkt. Die Anschauung, die dem allem zugrunde liegt, kann ich nicht teilen. Ich habe in derselben Weise, wie man sonst die einzelnen Auflagen eines Buches verkauft, so inbetreff dieser Bücher alle kommenden oder nichtkommenden Auflagen verkauft. Aber dieser Verkauf ist kein absoluter, insofern er eben meiner Auffassung nach eine aus der Sprache hergeleitete lokale Begrenzung hat. Ein Wort, das mich all und jeden Anrechts bis auf das letzte Tipfelchen entkleidete, ist von mir weder jemals gedacht noch ausgesprochen worden.

Ich bitte Sie dringend, sehr geehrter Herr Marquardt, in freundlicher Würdigung meines Standpunktes, der mir Logik und Billigkeit gleichmäßig für sich zu haben scheint, Herrn v. Decker beraten und den schon einmal meinerseits angeregten und damals im Prinzip nicht verworfenen Kompromiß (Halbierung) befürworten zu wollen.

Kommen wir, wie ich von Herzen wünsche, über diesen Punkt zu einem „ewigen Frieden", so kann mir natürlich

nichts erwünschter sein, als die Verhandlungen mit England durch Ihre Hände gehen zu sehn.

Wie immer, sehr geehrter Herr Marquardt.

Ihr ganz ergebenster Th. Fontane.

An Otto Marquardt.

Berlin, d. 13. September 1873.

Sehr geehrter Herr Marquardt.

Sie werden diese Zeilen zwar wohl erst am Montag früh erhalten, ich will aber doch diese Woche, der ich möglicherweise zweihundertfünfzig Taler verdanke, dadurch ehren und auszeichnen, daß ich noch an einem ihr angehörigen Tage meine Freude über den vorläufigen Abschluß dieser Angelegenheit ausspreche. Herr v. Decker wird seinen Bismarck nicht dementieren, und Leutnant Congdon, wenn er die Sache überhaupt ernsthaft will, wird nicht so töricht sein, sich wegen einer Bagatellsumme — namentlich vom englischen Standpunkt aus angesehn — zurückzuziehn.

Ich bin mit diesen fünfzehnhundert Mark sehr einverstanden, wiewohl ich es eigentlich furchtbar wenig finde, wobei ich auf den Punkt, daß wir über achtzig Bogen wohl ziemlich erheblich hinauswachsen werden, gar kein Gewicht lege. Soll das Buch einiger englischer Militärs wegen übersetzt werden, so ist das ganze Unternehmen ein Unsinn. Soll es, wie ich in der heut erhaltenen sehr guten kleinen Kritik hervorgehoben finde, ein „Volksbuch im besten Sinne" werden, so ist fünf Taler pro Bogen so gut wie nichts.

Dies ist mein Sentiment. Andrerseits möcht ich um alles in der Welt das Zustandekommen dieser Übersetzung nicht durch eine Hochforderung gefährdet sehn, und so stimme ich Ihnen denn aus diesem Grunde von vollem Herzen bei. Partiell auch aus dem Grunde, weil ich es

hasse, wenn einem eine gebratene Taube ins Maul fliegt, beim Schicksal nun auch noch auf Kompott zu bestehn.

Sehr geehrter Herr Marquardt, wie immer

Ihr ganz ergebenster Th. Fontane.

An Otto Marquardt.

Berlin, d. 7. Oktober 1873.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Marquardt.

Besten Dank für gütige Mitteilung des Congdonschen Briefes, den ich diesen Zeilen wieder beischließe. Ich habe seine Erklärung mit großer Seelenruhe gelesen, da mich wohl die zwischen Ihnen und mir verhandelte Prinzipienfrage, nicht aber der vorliegende Fall interessierte. Vielleicht mit Ausnahme von fünf Minuten hab ich an das Zustandekommen dieser Übersetzung nie geglaubt.

Wie immer

Ihr ganz ergebenster Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 15. Oktober 1873.

Sehr geehrter Herr Hertz.

.... Ich fühle durchaus, daß diese beständigen Quisquilien, mit denen ich anrücke, und die dann durch mich selbst wieder umgestoßen oder verändert werden, Sie langweilen und ungeduldig machen müssen. Mein einziger Trost dabei ist der, daß ich eitel genug bin, eine Empfindung, die ich selbst seit Jahr und Tag hege, auch bei Ihnen vorauszusetzen, die Empfindung nämlich, daß diese Bücher etwas Eigenartiges repräsentieren, das ihnen vor vielem Gediegnerem und Talentvollerem einen Vorzug gibt. Ich spreche dies so ruhig aus, weil ich am besten weiß, daß mir alles Gute daran im Schlaf gekommen ist.

Wie immer, sehr geehrter Herr Hertz, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Herz.

Berlin, d. 10. November 1873.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Gestern las ich, auf gut Glück aufschlagend, zwanzig Seiten im „Hans Lange" *). Die ungewöhnliche Begabung, vor allem auch die echte Dichterkunst, das Herz zu bewegen, traten mir sofort wieder entgegen.

Wie immer Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Alexander Gentz.

Berlin, d. 23. November 1873.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Gentz.

Frau v. P. war noch nicht bei mir, was in gewissem Sinne als ein wahres Glück anzusehn ist. Ich kann wirklich auf dem Turmseil der Persönlichkeitenschilderung die gewagtesten Saltomortales ausführen und habe mitunter — darüber sind Freund und Feind einig — das Unmögliche möglich gemacht, aber an der Schilderung solchen Lebenslaufes scheitert die Kunst auch des Geschicktesten. Damit will ich der Dame nicht zu nah getreten sein. Ich weiß vielmehr, daß sie innerhalb ihrer Gattung eine Art Unschuld vertritt. Aber gerade darin steckt die nicht zu überwindende Schwierigkeit. Damen, die siebenundzwanzig Liebhaber gehabt haben, mitunter drei auf einmal, sind gewöhnlich so geartet, daß sie über alle diese Dinge

*) Schauspiel von Paul Heyse. 1872 begannen die „Gesammelten Werke" des Dichters zu erscheinen, über die Th. F. eine Besprechung für die Vossische Zeitung schrieb.

selber lachen und vor aller Welt offen bekennen, daß sie zu den Sittlichkeitsfragen eine aparte, äußerst freie Stellung einnehmen. Von solchen Damen kann man schließlich sagen, was man will. Sie sind moralisch anspruchslos. Damen wie Frau v. P. aber gleichen solchen, die einen halben oder viertel Buckel haben und beständig von dem Wunsch erfüllt sind, die Menschen glauben machen zu wollen, sie seien so gerade gewachsen wie eine Tanne. Da ist denn äußerste Diskretion nötig. Das große Verschweigeprinzip feiert seine Triumphe, und nichts bleibt übrig als — Zuckerwasser. Solche Biographien zu schreiben, kann man mitunter nicht vermeiden; aber danach drängen wird sich niemand. Also „lieber nich". Es lag mir wirklich nur an drei, vier Notizen: wann und wo geboren, wann als „Frau v. P." getauft, wann böhmisch verheiratet. C'est tout. Ich werde das wahrscheinlich aus einem Theaterlexikon entnehmen können; wenn nicht, so schadet es auch nicht.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Alexander Gentz.

Berlin, d. 19. Januar 1874.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Gentz.

Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen, deren Empfang mich erst beruhigte. Denn wiewohl ich Ihnen diejenigen Stellen, die allenfalls als bedenklich oder anzüglich angesehen werden konnten, schon vorher vorgelesen hatte, so haftet an dem „schwarz auf weiß" doch noch was ganz Besonderes, und das, was man allenfalls hören konnte, will man nicht verewigt vor sich sehen. Es freut mich, daß, wie es mir scheint, an keiner Stelle geradezu

unangenehme Empfindungen Sie beschlichen haben. Sollte dies aber dennoch hier und dort der Fall gewesen sein, so haben Sie diese Empfindungen nicht bloß aus Rücksicht gegen mich, sondern — was mir noch höher stehen würde — aus künstlerischer Erkenntnis zurückgedrängt. Sie wissen nämlich genug von Kunst, um sich zu sagen: ihr Wesen wurzelt in Freiheit. Behinderung, Unterbrechung, Abschwächung des natürlichen Gedankenganges sind ihr Tod. Führt dieser Gang an der einen oder anderen Stelle auch an Verdrießlichem vorüber, so muß der Leser sich sagen: aus derselben Wurzel, aus der mir dies verdrießliche Wort erwuchs, erwuchs auch das mich erfreuende, und ich würde und könnte dies letztere nicht haben, wenn ich nicht auch jenes hätte. Denken Sie sich den Fall, daß ich Ihren Papa als eine reine, geflügelte Seele, weiß in weiß, als einen selbstsuchtslosen, menschenbeglückenden Peabody*) dargestellt oder aber gesagt hätte: seht, so ist der normale Mensch; gehet hin und tuet desgleichen. Alle Welt würde gelacht haben, und der Huldigungsartikel wäre zu einem Pasquill geworden. Die richtige Verteilung von Licht und Schatten, wie Sie als Maler wissen, ist erstes Gesetz.

Für den Tokaier seien Sie bestens bedankt. Sie konnten keine bessere Wahl treffen. Auch was Liköre und süße Weine angeht, bin ich weiblich organisiert.

Für die Notizen über M. Protzen**), die Ihnen gewiß Mühe gemacht haben, besten Dank. Ich ersehe daraus,

---

*) George Peabody (1795—1869), englisch-amerikanischer Philanthrop und Wohltäter großen Stils.

**) Es handelt sich um die dritte, beträchtlich erweiterte Auflage des Bandes Ruppin der „Wanderungen", der im Herbst 1874 herauskam. Einige Kapitel, darunter das über Johann Christian Gentz waren vor dem Erscheinen des Buches in Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt.

daß er 1806 im Oktober wenigstens neunundzwanzig Jahre alt war; daß sich dadurch also die Geschichte erledigt: er habe als Junge den französischen Offizieren den Respekt versagt und habe deshalb, auf Order seines Vaters, immer hinter dem Stuhl des französischen Generals stehen müssen. Sonderbar: alle solche Geschichten lösen sich immer in Nebel auf. Wie vielem derart bin ich nun schon auf meinen „Wanderungen" begegnet! Das Volk hat eine unbezwingbare Neigung, entweder zu lügen oder sich die Dinge zurechtzumachen.

Was Sie mir über das Sichausschweigen der Ruppiner Bürger- und Honoratiorenschaft schreiben, hat mich sehr amüsiert. Es ist ganz charakteristisch.

Wie immer Ihr ergebenster Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 16. Februar 1874.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Pietsch.

Willkommen wieder westlich vom Kreml! Ich habe sehr bedauert, gestern um Ihren Besuch gekommen zu sein. Ich war zu einer Matinee (engster Zirkel), wo Signor Campo drei Akte vom „Othello" runterrasselte. Übrigens brillant. Werder, nicht der General, sondern der Professor, ganz entzückt. Ihre russischen Artikel haben wir hier mit großer Freude gelesen, ich (weil ich einer der wenigen bin, die dergleichen auch beurteilen können) mit Bewunderung. Die Ankunft in Petersburg, der große Versammlungssaal vor der Trauung*), die Troikafahrt, einzelne Ab-

*) Am 24. Januar 1874 war die Vermählung des Herzogs Alfred von Edinburgh mit der russischen Großfürstin Maria Alexan-

schnitte aus der Parade und vor allem das Aufbauen Moskaus und des Kremls vor den Blicken des Lesers schienen mir die Prachtstücke. Wenn etwas meine aufrichtigste Anerkennung Ihrer deskriptiven Begabung steigern konnte, so war es das, daß ich aus den ersten drei Artikeln eine leidliche persönliche Verstimmtheit glaube herausgelesen zu haben. In solcher Verfassung hätte ich nicht zehn Zeilen geschrieben.

Ich wäre gestern abend gekommen, wenn ich nicht auf den Grafen Kalckreuth (Weimar) eingeladen gewesen wäre. Hat mir sehr gefallen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Alexander Gentz.

Berlin, d. 19. Februar 1874.

Sehr geehrter Herr Gentz.

Der Frachtbrief mit Adresse: „Fontana, Dichter" traf hier richtig ein. Einige Tage später lag das Faß im Keller, und gestern abend sind durch einen Küfer und drei Mann hundertvierzig Flaschen abgezogen worden. Wir haben seitdem das Gefühl einer gewissen Vornehmheit und zählen uns zur wohlsituierten, also bevorzugten Minderheit. Seien Sie für dies schöne und wertvolle Geschenk nochmals bestens bedankt. Wenn ich in der nächsten Woche das Vergnügen habe, Sie zu sehen, werde ich Ihnen von Ihrem Wein vorsetzen. Unter ergebensten Empfehlungen an die verehrte Frau, wie immer Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

---

browna in Petersburg gefeiert worden. Die Festlichkeiten beschrieb L. P. ausführlich in vier Aufsätzen der „Vossischen Zeitung".

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 3. März 1874.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ganz und gar in „Pariser Belagerung" getaucht, kam ich gestern nicht mehr dazu, Ihnen für die frohe Botschaft zu danken. Es war mir eine große Freude. Zuletzt bleiben diese halb unbekannten, halb schon wieder vergessenen Dinge doch das Beste, was man gemacht hat. Ob sich nach meinem Tode noch jemand darum kümmern wird, ist fraglich. Wenn sich aber jemand darum kümmert, so ist mir geholfen.

Da die ganze Sache ein Freundschaftsdienst von Ihnen ist, so kann natürlich von Paragraphen, Abmachungen usw. keine Rede sein. Wird die neue Auflage je verkauft, so machen Sie mir ein kleines Geschenk. Wird sie nicht verkauft — leider der wahrscheinlichere Fall — so erlaube ich mir nur eine Bitte, daß Sie mir oder meiner Familie es möglich machen, nach zehn oder zwölf Jahren eine neue Auflage zu veranstalten, wenn auch nur sechshundert Exemplare verkauft sein sollten. Hieran liegt mir einigermaßen. Im übrigen weiß ich sehr wohl, daß an eine Gefälligkeit nur der Bedingungen knüpfen kann, der sie gewährt; nicht der, der sie empfängt.

Ich lege einen Bogen bei, den ich schon an einem Betrachtungsabend innerhalb der letzten Weihnachtswoche angefertigt habe. Es würde sich danach auch um Lyrisches handeln und das Buch vielleicht besser den Titel führen: Gedichte von Th. F., zweite Auflage. Daß in dem Worte „Balladen" kein unwiderstehlicher Zauber lag, haben wir

ja beide zu unserm Schmerz erfahren*). Wie immer, sehr geehrter Herr Hertz, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 26. März 1874.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Der Winter, eh er geht, hat sich bei mir noch bemerkbar gemacht. Ich bin seit drei Wochen krank, nicht bettlägerig, aber doch so, daß ich acht bis zehn Tage nicht aus dem Zimmer gekommen bin. Auch in diesem Augenblick ist es noch nicht besser. Ich schleppe mich nur dann und wann ins Theater, um meines Amts zu warten. Sonst kommt mein gesamtes Tun über Lesen und Schreiben wenig hinaus. Meine Frau, trotzdem es ein rechter Sturmwinter war, hat sich im ganzen gut gehalten, was mir immer sehr zustatten kommt. Eine verstimmte Frau ist ebenso ein Druck, wie eine heitere einem Flügel leiht. Auch ist mein Metier derart, daß ich kleiner Hülfen und Sekretärdienste täglich bedarf, Dienste, die nur bei guter Gesundheit geleistet werden können. Mit den Kindern geht es erfreulich. Theo entwickelt sich mehr und mehr zu unserer Freude. In den nächsten Tagen wird er nach Kunkendorf abgehen. Martha zeigt Begabungen, die über das Alltägliche hinausgehen, und ist — im Gegensatz zu ihren früheren Jahren — ein Liebling der Menschen geworden. Sie kommt jetzt in die erste Klasse. Der Kleinste läßt es an sich kommen. Er ist weniger begabt als die andern und weniger ehr-

*) Heute werden die „Balladen" im Antiquariatshandel mit achtzig Mark bezahlt. Von den „Gedichten" erschien die dritte Auflage erst 1889, aber 1908 die zwölfte bis vierzehnte.

geizig, wird aber wohl auch seine Meriten haben. Ganz leer läßt der liebe Gott keinen ausgehn. Die Eltern und Erzieher müssen nur ausfindig machen, wo die Spezialbegabungen liegen.

Unser Leben bewegt sich im alten Geleise. Nur fängt es an, sich mehr und mehr zu vereinfachen, was seit langem meinen Wünschen und Plänen entspricht. Weder meine Gesundheit noch meine Neigungen noch meine Verhältnisse konnten sich länger mit dieser täglichen Gesellschaftsrennerei vertragen. Ich will nur bei den „Verhältnissen" stehen bleiben. Die dicken Bücher wollen doch am Ende geschrieben sein, und wenn man vierzehn Tage lang krank ist und dann vierzehn Tage lang täglich in Gesellschaft geht, so überkommt einen mit einem Male eine nur zu begründete Angst: „wohin soll das führen?" Ich hab es also seit sechs Wochen so eingerichtet, daß ich nur Donnerstags und Sonntags in Gesellschaft gehe, und merke bereits, trotzdem ich all die Zeit über nicht gesund gewesen bin, daß es einem doch außerordentlich hilft. Die Abende sind nämlich deshalb die Hauptsache, weil sie eine Art Endlosigkeit haben. Man kann sie bis zwei, drei Uhr ausdehnen, und das Gefühl, das einem aus der Vorstellung erwächst: du hast jetzt, wenn du willst, sieben Arbeitsstunden vor dir, ist außerordentlich angenehm und förderlich. An solchen großen Arbeiten, wie ich sie beständig vorhabe, wo man auf verschiedenen Tischen zehn Karten und zwanzig Bücher aufgeschlagen hat, kann man nicht viertelstundenweis herumbasteln. Dazu sind die Vorbereitungen zu groß. Ich habe übrigens die Freude gehabt, daß alle Freunde mir ausnahmslos zugestimmt und meine Beschlüsse in bezug auf gesellschaftliches Leben und Treiben gebilligt haben. Man unterhält die Leute, und hinterher heißt es dann noch: „Mein Gott, er kommt auch nicht von der Stelle".

So erging es beispielsweise beständig unserm alten Eggers.

Sehr viel Freude haben uns in diesem Winter unsere Schopenhauerabende gemacht, wohl schon deshalb, weil sie maßvoll auftraten und nur alle vierzehn Tage wiederkehrten. Es waren Wangenheims (drei), Hofprediger Windel und Cousine, meine Frau und ich. Wir haben doch viel Anregung dadurch empfangen und verhältnismäßig wenig Zeit eingebüßt, da wir immer erst sehr spät zusammenkamen.

Der Druck der dritten Auflage meiner „Wanderungen", in die dann auch das Rohrkapitel hineinkommen wird, schreitet rüstig vorwärts. Den Namen Barbara habe ich beseitigt und Urania wiederhergestellt. Ob die Familie im ganzen dadurch befriedigt wird, muß ich bezweifeln. Denn immer aufs neue mache ich die Erfahrung, daß Familien, mit Ausnahme der gütigen, nachsichtigen und verehrten Dame, an die ich diese Zeilen richte, nicht zufriedenzustellen sind. Ich glaube auch, daß sie, die Familien, von ihrem Standpunkte aus ganz recht haben, weil ein Schriftsteller, der die Dinge lediglich als einen Stoff für seine Zwecke ansieht, auch bei größter Vorsicht und wirklichem Takt immer noch der Pietät entbehren wird, die im Herzen der Familienmitglieder lebt. Mitunter ist es freilich nicht mehr Pietät, sondern einfach eine Mischung von grenzenloser Dummheit mit ebenso grenzenloser Eitelkeit. So schrieb mir heute meine Schwester Lise aus Ruppin: alle Anverwandten des Hauses Gentz (Gott sei Dank mit Ausnahme der beiden Söhne) seien empört über das, was ich über den alten Johann Christian Gentz geschrieben hätte. Nach meiner aufrichtigen Meinung müßten sie mir ein Denkmal errichten oder eine „Stiftung" für meine Kinder ins Leben rufen. Mitunter schwindelt

einem. Ich hab es aber nun so oft erlebt, daß es keinen Eindruck mehr auf mich macht. Neulich kriegte ich einen Klagebrief von einer Frau v. Witzleben, geb. v. Meusebach, aus Potsdam, die sich bitter beschwerte über das, was ich über ihren verstorbenen Bruder geschrieben habe*). Er war schließlich absolut verrückt. Ich nenne ihn einen „Mann von Genie und Exzentrizität". Das ist nun der Dank dafür.

Vor einer Stunde war Lepel hier, den ich seit vier Wochen nicht gesehen hatte. Er kommt jedesmal, wenn ich mit Briefschreiben an Frl. v. Rohr beschäftigt bin. Es ist dann, als ob eine Stimme ihn riefe, ein Magnet ihn zwänge. Er kränkelt auch seit vielen Wochen; doch fand ich ihn viel besser aussehend als früher. Er brachte mir unter anderem einen Toast, den er am 22. März in der Franzkaserne vorgelesen hat. Allerliebst. In solchen Sachen hat er eine höchst glückliche Hand. Die Strophen sind auch mit Jubel aufgenommen und noch am selben Abend durch Oberst v. Boehn vom 1. Garderegiment dem Kaiser vorgelesen worden. — Meine Frau grüßt und empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst.

In alter, aufrichtigster Ergebenheit, mein gnädigstes Fräulein, Ihr

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 7. Juli 1874.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Der große Tag ist erst übermorgen; aber ich schreibe heute schon, da ich morgen nur Himmel und Wasser um

---

*) Havelland, 7. Auflage, S. 442 f.

mich her haben und keine Gelegenheit finden werde, einen Brief zur Post zu geben. Ich reise nämlich binnen jetzt und zwei Stunden in einem Segelboot nach Teupitz, zehn Meilen von hier, an Cöpenick und Wusterhausen vorbei, immer flußaufwärts. Der Fluß ist die Dahme oder wendische Spree. Das Segelboot ist übrigens keine bloße Nußschale, sondern eine Art englische Jacht mit zwei Kajüten und allem möglichem Komfort (sogar Eiskeller) eingerichtet. Das Ganze reizt mich sehr. Nur ist meine Freude wie die der Kinder am Weihnachtsabend, eh es losgeht. „Krieg ich die Kanone, so ist es der schönste Tag meines Lebens. Krieg ich sie nicht, so verschwenden die Lichter vergeblich ihren Glanz, und der Gewürzpfefferkuchen schmeckt wie die Judenmatze." So ist auch meine Lage. Wirft mir das Ganze nicht einen brillanten Beschreibungsstoff*) ab, so beklage ich es, drei Tage aus meiner Kriegsbucharbeit — die gerade jetzt eine so pressante ist — gerissen worden zu sein.

Aber dies alles ist nur Einleitung zu meiner Gratulation, zu meinen tausend Glückwünschen, in die sich egoistischerweise überall der Wunsch eindrängt, daß Sie uns Ihre Freundschaft, Ihre Güte und Nachsicht bewahren wollen.

Nun ist es aber die höchste Zeit, daß ich mich in Reisekostüm werfe. Unter nochmaligen herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl, mein gnädigstes Fräulein, Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

---

*) Th. F. hat diese Fahrt im vierten Bande der Wanderungen „Spreeland" (4. Auflage S. 57 f.) beschrieben.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 30. Juli 1874.
Potsdamer Straße 134 c.

Lieber Chevalier.

Arbeit und Hitze, selbst Mangel an Stoff, haben mich bis heute nicht dazu kommen lassen, meiner bekannten Leidenschaft zu fröhnen und Dir und Deiner Verehrten einen Brief zu stiften. Es darf aber so nicht weitergehen, um so weniger, als wir am Sonntag bei Wangenheims zu Tisch, bei Wichmanns zu Abend waren, am Montag Hertz senior und junior an unsrer Tafel sahen, am Dienstag früh Wangenheims Abschied zelebrieren halfen (bei Katholiken wird immer zelebriert) und am Abend desselben Tages unsere Salons öffneten, um Wichmann und Frau respektive L.... und Frau zu empfangen. Die Einladung war ein wenig unter Anlehnung an das bekannte Bild von den zwei feindlichen Löwen erfolgt, die sich gegenseitig bis auf die Schwänze auffressen. Für den Dritten, Dabeistehenden, immer die relativ bequemste Position.

Bei Wangenheims wurde vier Stunden lang politisiert, ohne daß die Worte: ultramontan, Carlisten, Hauptmann Schmidt*), Kullmann auch nur ein einziges Mal genannt worden wären. Es ging, immer namenlos, ins allgemeine hinein, unter fleißiger Heranziehung Chinas und Japans, Rußlands und Nordamerikas. Nur einmal, beim Kaffee, nahm mich der alte Wangenheim in die Ecke und sagte schelmisch: „Sie wissen doch, Bismarcks Kugel ist nun ge-

*) Kriegskorrespondent, preußischer Artilleriehauptmann a. D. A. Schmidt wurde im Juni 1874 von den Carlisten gefangen genommen und erschossen. Vgl. darüber und über das Kullmannsche Attentat Bismarcks Rede im Deutschen Reichstag vom 4. Dezember 1874 (Historisch-kritische Gesamtausgabe der Reden von Horst Kohl, Bd. 6, S. 218 ff.).

funden!" Ich machte ein verblüfftes Gesicht, weil ich in ahnendem Gemüte fühlte: „Jetzt kommt etwas Furchtbares." Und richtig, er erzählte mir, vorgestern sei in Moabit, von einem Heckzaun her, ein Schuß abgefeuert worden, der einen Vorübergehenden getroffen habe; die Kugel säße noch in der Backe. Welche, gab er nicht an. „Die reine Bismarckkugel," so schloß er. Die Sache, so unsinnig sie ist, machte doch einen tiefen Eindruck auf mich. Ja, sie machte ihn, weil sie so unsinnig ist. Er wollte ohngefähr sagen: jeder Strolch, der aus einem Hinterhalt ein Pistol abfeuert, wird jetzt politisch ausgenutzt. Die Moabiter Kugel war nichts anders als die Kissinger Kugel und umgekehrt. Aber man macht aus allem eine Bismarckkugel, um die Katholikenhetze fortsetzen zu können. Ich wurde höchst unangenehm und zugleich traurig davon berührt. Es zählt dieses Haus zu dem Besten, Bravsten und Liebenswürdigsten, was ich in meinem Leben kennen gelernt habe, und doch! Wie gebrechlich sind wir, wie einseitig, wie urteilsunfähig, wenn das am grünen Holze solchen Hauses und solcher Herzen geschehen kann!

Über unser Hertzdiner, das sehr anmutig verlief, ist nicht viel zu berichten. Wohl aber über den Wichmann-L....-Abend, den wir — die Gelegenheit an der Stirnlocke fassend — rasch in Szene gehen ließen, um eine übriggebliebene Dinerente noch glücklich verwenden zu können. Da Wichmanns dies Prinzip, und zwar à outrance, in bezug auf Lachs und Sandtorte haben, so schien uns darin nichts Verbrecherisches zu liegen. Die Sache selbst entwickelte sich wie folgt. Schon am Dienstag vormittag schickte Wichmann seinen Schirm*), Metallständer mit

*) Hermann Wichmann, Musiker und Schriftsteller (1823—1905), war augenleidend und mußte sich gegen Blendung schützen.

grünem Lappen, der immer sonderbar-geheimnisvoll auf mich wirkt: halb Monstranz, halb Hinterteil eines photographischen Apparates. Derselbe Lappen, durch den der lichtbildnerische Künstler durchkuckt, ehe es losgeht. Um 8½ Uhr trat das Wichmannsche Paar an; um 9 Uhr L.... und Frau. Sie war schwarz gekleidet, Gaze mit Goldpunkten, die reine Königin der Nacht. Sehr stark, auffallend stark. L.... selbst merkwürdig gut im Stande, schweigsam-glücklich, dem Senator*) immer ähnlicher werdend. Die L.... nahm das Wort und hielt es. Ich sage absichtlich: hielt es, denn das Wort ist ihre Fahne, mit der sie steht und fällt. La garde meurt, mais elle ne se rend pas.

Die Unterhaltung, mit Vorliebe die Wege der chronique scandaleuse wandelnd, kam unter anderm auch auf die Frau X. Die L.... erzählte von einer Szene, die sie mit der Sandwichinselkönigin J. M. über eben diese Frau X. gehabt habe. Die L....: „So wäre denn also alles übertrieben, was man von ihr sagt?" J. M.: „Wer sagt? Was sagt man? Oh, man sagt viel (Pause und Blick), sehr viel!" An dieser Geschichte, die der L.... in einem unbewachten Moment — wie ihn Schnabberliesen so oft haben — entschlüpfte, hatte ich meine herzliche Freude. So muß solchen Damen heimgeleuchtet werden, und ich zählte in jenem Augenblick zu den getreusten Untertanen der Königin Pomare**). Die L.... nämlich, der ich ein gutes Quantum von Geist, Belesenheit und Unterhaltlichkeit gern lasse, der ich gern zugestehe, daß sie, in kleinen Dosen genossen, amüsieren kann, wirkt doch dadurch so unerquicklich, daß alles auf dem Fundament einer durch

*) Karl Eggers.

**) Vgl. Heines „Romanzero".

und durch unschönen Seele ruht, Sumpfblasen, die, mit dem Gesellschaftsfidibus berührt, leuchten und knallen. Aber . . .! Man kann an ihr demonstrieren, wie eine Frau nicht sein soll. Alles ist unweiblich. Man wird ihrer Vorzüge nicht froh, weil nichts in wahres Wohlwollen, in echte Liebe und wirklich adlige Gesinnung getaucht ist. Alles selbstisch und berechnet. Und dabei ist er glücklich. Übrigens glaub' ich, daß sie gut gegen ihn ist. Er ist jetzt ein Teil von ihr, und so kehrt sie ihren Egoismus nicht gegen ihn, sondern läßt ihn an den Segnungen desselben teilnehmen.

Als Mitternacht da war und wir, oben im Fenster liegend, ihnen nachsahen und, wie bei einer langen Trennung, mit dem Taschentuche grüßten und winkten, entspann sich zwischen Mila und Theochen ein ziemlich intrikates Gespräch. Wir ließen lachend alle Redewendungen passieren, die sich in Romanen und Novellen vorfinden, um das alte Thema vom „Pfand der Liebe" wenigstens dem Worte nach neu zu behandeln. Schließlich alle Kraft zusammenfassend, „die Lust und auch den Schmerz", murmelte ich balladenhaft vor mich hin: sie füttert zwei!

Damit gingen wir zu Bett; in all und jedem Sinne neidlos.

Empfiehl mich meiner teuren Chevalière. Wie immer, naß oder trocken, zu Wasser und zu Lande Dein

Noel.

An Emilie Zöllner.

Berlin, d. 9. August 1874.

Teuerste Freundin.

Ich habe das Schweigen meiner Frau zu entschuldigen. Sie ist seit über acht Tagen krank. Die ersten drei Tage

nahm ich es als eine jener landläufigen Verstimmungen, die den Krokodilpanzer meines Gleichmuts nicht mehr durchstechen, bis ich am vierten Tage gewahr wurde, daß der Wind ernstlicher blies. Ich zog also den Ehemann aus und den Doktor an und bin endlich heute mit Hilfe „höllischer Latwergen" des bösen Feindes Herr geworden. Sie ist aber immer noch angegriffen und zwar echt und wirklich. Man muß das eigens hervorheben, denn es ist dies eins der ältesten Gebiete, auf denen der Kampf zwischen Idealismus und Realismus tobt. Es gibt, schlecht gerechnet, ebenso viele falsche Migränen wie falsche Zöpfe. Und das will was sagen.

Ergeh es Ihnen gut, meine Hochverehrteste. Grüßen Sie den Gatten und Annachen, und empfehlen Sie mich und meine mir kirchlich angetraute Hälfte dem teuren Lazarusschen Paare, wenn Sie über kurz oder lang in Haus Schönfeld*) eintreffen, um unter der Linde „mit dem Podium" zu Füßen der Weisheit und der Vögel zu sitzen. Letzteres unter Umständen nicht ungefährlich. Siehe Tobias. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 13. September 1874.

Teuerster Pietsch.

Sie haben es wieder nicht nur sehr reizend, sondern auch sehr gnädig gemacht. Ich kann es mir denken, welchen Schreck Sie gekriegt haben, einen Nr. I-Mann so mit Bummelwitzen abgefertigt zu sehen**).

*) Gut von Moritz Lazarus bei Leipzig.

**) Th. F. hatte an Stelle des von Berlin abwesenden L. P. für die „Vossische Zeitung" vom 9. September 1874 über

Nur eines möchte ich doch, um nicht in immerhin ernsten Sachen bummliger zu erscheinen, als gestattet ist, zu meiner relativen Rechtfertigung hervorheben: die Bilder wirken fremdartig. — Wie in allem, so stehn wir auch in unsern Bildern unter der Macht des Herkömmlichen, die abzuschütteln oder zu durchbrechen in meinen Augen (ich gehe darin sicherlich zu weit) immer ein Verdienst ist. Alles Aparte, Courageuse, die Tradition lachend beiseite Schiebende reizt mich, und so hab' ich beispielsweise die Tademaschen Sachen früher bewundert. Wenn man aber an die Stelle der Allgemeintradition eine persönliche Spezialtradition setzt und alles, Altes und Neues, in einer ganz bestimmten, immer wiederkehrenden Weise sieht, so ist mit diesem Verfahren nichts gebessert. Ja, es ist bei Aufgaben wie der, die sich Tadema hier gestellt, ein entschiedener Nachteil. Natürlich klemm ich mich nicht auf Krokodil und Ramses, aber die ganze Modernität, die uns hier geboten wird, ist nicht Modernität, wie wir sie zu sehen gewohnt sind, ist auch keine eigenartige, mit neuen Augen gesehene, sondern eine alt-vertademasierte Modernität. Man wird sofort, man stehe nun drei oder dreizehn Schritte vor diesen Bildern, an eine ganze Kollektion früherer Arbeiten desselben Meisters erinnert, die, ihrem Gegenstande nach, vor zwei oder zweitausend Jahren irgendwo in Szene gingen. Ob Ägypten, Griechenland, Rom — darauf leg ich nicht das geringste Gewicht. Nur so viel bleibt für mich bestehen: es ist etwas ganz Neues, das nach etwas ganz Altem schmeckt oder doch irgendeinem ganz Alten, wie wir es aus Tadema bei dieser oder jener

die zwei Tage vorher eröffnete Berliner Kunstausstellung einen Generalbericht geschrieben, worin er unter anderm Alma Tademas Bilder stofflich langweilig nannte und ihrer Behandlungsweise in humoristischem Ton den spezifischen Gehalt absprach.

Gelegenheit kennen lernten, in störender Weise ähnlich sieht. — Ich schreibe Ihnen dies, teuerster Pietsch, nicht, um brieflich mit Ihnen anzubinden, nicht in dem irgendwo versteckten dickköpfigen Glauben, daß ich doch eigentlich recht hätte, sondern nur, um in bezug auf meine gedruckten scherzhaften Wendungen über Tadema nicht in einem schlechteren Lichte vor Ihnen zu erscheinen als nötig. Ich halte, auch bei meinen Theaterkritiken, die scherzhafte Behandlung nicht bloß für erlaubt, sondern geradezu für einen Vorzug, aber sie hat eine zugrunde liegende ernste und ehrliche Meinung zur Voraussetzung. Sonst ist sie unerlaubt. Diese Zeilen sollten nur aussprechen, daß ich bei der Behandlung Tademas, wenn auch irrtümlich, so doch in letztem ganz überzeugungsvoll verfuhr.

Ihr Th. F.

An Karl und Emilie Zöllner.

Venezia, d. 7. Oktober 1874.

Verehrtes und geliebtes Paar.

Die Tage verlaufen so, daß selbst ich nicht briefschreiben kann. Die alte Leidenschaft geht an neuen Genüssen unter, die uns doch (siehe Faust) wieder nach Begierde verschmachten lassen. Unser Erlebtes ist in Kürze das folgende. Am 3. von München aus über Innsbruck (Nest) und den Brenner nach Verona. Das Inntal hinauf, das Etschtal hinunter. Passeier, Sterzing, Iselberg — die ganze Hofer-Speckbacherei zog noch einmal an uns vorüber; im ganzen viel prosaischer als auf dem Defreggerschen Bilde. Frierend fuhren wir in das schöne Land Italia hinein. Es goß mit Mollen. Der erste Eindruck war: „Das leisten wir auch.“ In Verona Nachtquartier in Colomba d'oro. Verona, wie Dir nicht unbekannt sein

wird, hat eine Geschichte; es soll Lieblingsaufenthalt König Pipins gewesen sein. Nach den Maienlüften, die in Colomba d'oro wehten, ist dies höchst wahrscheinlich. Wir besichtigten am andern Tage die Stadt, bei welcher Gelegenheit wir den Architekten Zittel (der in Lucaes Atelier arbeitete und jetzt den Schinkelpreis gewonnen hat) sowie den dicken, blonden, kakerlakigen Dr. A. trafen. Die Gesichter, die jedesmal geschnitten werden, wenn zwei Berliner sich auf einsamem Reisepfad begegnen, sind klassisch. Jeder einzelne sagt etwa: „J, machst den Schwindel auch mit." Früher sollen sich Landsleute bei ähnlichen Begegnungen weinend in die Arme gestürzt sein. An der Tomba di Giulietta (längere Zeit Wassertrog) trafen wir Adolphe Thiers nebst Frau und Schwägerin. Die beiden bedeutendsten Kriegsschriftsteller der Neuzeit standen nebeneinander und grüßten sich. Meine Lage war die günstigere: ich wußte, wen ich neben mir hatte; er ist hingegangen ohne Ahnung des Glücks, das ihm die Stunde bot. Mit Kunstgeschichte unterhalte ich Dich nicht. Siehe Burckhardt, Förster, Lübke, Baedeker.

Am Sonntag abend hier: Hotel Bauer in Nähe des Markusplatzes, Zimmer Nr. 37, Stubenmädchen Elise; sehr nett. Netter allerdings noch ist Venezia selbst. Wir wollten zwei Tage hier bleiben; es werden aber wohl sechs werden. Meine kühnsten Erwartungen wurden übertroffen. Das Einzelne, auf allen Gebieten, ist vielfach beanstandenswert; das Ganze unsagbar schön, anheimelnd, beglückend. Auch Milachen ist weich wie Butter. Wir trafen gleich am ersten Tage Frau v. Noville nebst Tochter, die mit uns in demselben Hotel wohnen, eine für uns sehr angenehme und lehrreiche Begegnung, da die Damen schon fünf, sechs Tage vor uns hier waren. Eben haben wir mit ihnen zusammen gegessen. Die Stunde von neun bis zehn werden

wir wieder in ihrer Gesellschaft verbringen; denn es ist Abendkonzert auf dem Markusplatz.

Im übrigen, auch geschieden von terra firma, zu Wasser wie zu Lande Dein gondeltrunkener Noel.

An Karl und Emilie Zöllner.

Florenz, d. 10. Oktober 1874.

Venedig ist interessant von Schritt zu Schritt, landschaftlich zauberhaft, poetisch durch und durch; aber es repräsentiert doch nicht die Form der Schönheit, die ich dauernd vor Augen haben möchte. Dazu ist mir, rund herausgesagt, die ganze Geschichte doch zu schmutzig. Sie bedarf des Mondlichts, bei dem man nur halb sieht. Sie bedarf der Verschleierungen, um immer wieder zu entzücken. Bei hellem Tageslicht genießt man den Canal grande, den Rialto und nun gar das Gewirr der Gassen und kleinen Kanäle mit sehr gemischten Empfindungen. Es ist eine Touristenstadt, eine Stadt zum Sehen, auch zum Bewundern, aber nicht zum Wohnen. Junge Künstler und Dichter werden sich vielleicht über diese Äußerungen entsetzen, aber es ist doch so, wie ich sage. Die ganze Welt der Erscheinungen ist nicht dazu da, um Malern und Poeten wünschenswerte und bequem liegende Stoffe zu bieten, sondern um überhaupt zu befriedigen und zu erfreuen. Das Leben stellt vielfach andere Forderungen als die Kunst, und Individuen wie Staaten gehen zugrunde, die dies übersehen. Wem diese Wahrheit zu Fleisch und Blut geworden ist, der wird auf Venedig blicken, wie ich noch in der letzten Stunde auf ein wunderschönes Frauenzimmer blickte, die aus dem zweiten Stock eines halbverfallenen Hauses träumerisch-faul mit tief und dumm schmachtendem Auge uns nachsah, als unsere Gondel an

den Wasserstiegen des schmalen Kanals vorüberfuhr. Sie war so schön, wie ich selten Weiber gesehn habe, und das halbgekräuselte schwarze Haar lag wie eine Mähne um sie her, mit den Spitzen nach vorn hin über die halb entblößte Brust fallend: ich werde den Anblick nie vergessen. Aber sie war ungewaschen und ungekämmt und nach meinem Gefühl, so wenig sie persönlich innerhalb der idealen Liebe zu stehen schien, doch nur für eine solche geeignet. Ein Wesen, nur mit dem Auge zu genießen; mit ihr zu leben — ein Gedanke, nicht ausgedacht zu werden! So auch die Stadt selbst. Diese schöne, schwarzhaarige Schwester Struwelpeters, die seifenintakt auf einen gondelbefahrenen Rinnstein niedersah, war mir wie das Bild Venezias selbst erschienen.

Eine glänzende Ausnahme macht der Markusplatz und die an ihn grenzende Piazetta. Hier ist nicht nur alles interessant, malerisch, poetisch. Hier ist auch alles in jedem Sinne schön, und es bedarf keiner romantischen Prise Schnupftabaks, um uns die Augen übergehen zu machen. Es verlohnt sich tausend Meilen zu reisen, um dies eine Stunde zu sehn. Es ist ganz einzig, ebenso im einzelnen wie im ganzen. Ich finde nichts lächerlicher als ein Herumkritisieren an Bauwerken wie der Markuskirche und dem Dogenpalast. Sint ut sunt aut non sint. In mehreren Reisebüchern fand ich die Markuskirche als einen „schwülstigen Bau“ charakterisiert. Man muß ein unendlicher Lederschneider sein, um so was Dummes und Kleines sagen zu können. Leider reicht auch Schulfuchserei und Doktrinarismus zu solcher Dummheit gerade aus. Die Markuskirche wirkt beinahe elementar, und sie kritisieren wollen, ist nicht viel anders, wie wenn man die blaue Grotte oder die Fingalshöhle einer künstlerischen Beurteilung unterziehen wollte. So kolossale Sachen, die in einem

Jahrtausend geworden, gewachsen, gemodelt sind, liegen über alle Kritik hinaus. Man hat sich lediglich vor ihnen zu verneigen. Wir sind wohl zehnmal, länger oder kürzer, in diese Kirche eingetreten, und immer war der Eindruck derselbe.

Der Dogenpalast, zunächst von einer viel bestrickenderen Schönheit, wirkt doch nicht so mächtig, trotzdem historische Erinnerungen und eine uns näher stehende dekorative Kunst, letztre in hunderten von berühmten Bildern, seine Wirkung unterstützen. Über diese Bilder, die fast ausnahmelos von Tintoretto und seiner Schule, nur verhältnismäßig wenige von Paul Veronese und seinen „Erben" (so schreiben die Kataloge) herrühren, noch ein paar kurze Worte. Wenn sie teppichartig durch Farbentöne wirken und im übrigen in klaren, äußerlich meisterhaften Kompositionen historische Momente der Republik festhalten sollen, so finde ich sie großartig. Wollen sie mehr sein, so finde ich sie erbärmlich. Diesen Massenleistungen gegenüber habe ich wieder recht empfunden, daß es ohne Seele nicht geht. Au fond ist alles tief langweilig, und als ich schließlich in der kleinen Dogenkapelle einem Albrecht Dürerschen Christuskopfe begegnete, atmete ich auf. Dieser eine Kopf repräsentiert in meinen Augen mehr wahre Kunst als alle Tintorettos zusammengenommen. Was dieser letztre geleistet, sind Schildereien, in denen die immer wieder auftauchende gelbe Dogenmütze eigentlich das interessanteste ist. Auch diejenigen seiner Bilder, die ihren Stoff der heiligen Geschichte entnehmen, sind nicht besser. Das Kolossalbild im Saal des Großen Rates, das den Namen die „Glorie des Paradieses" führt, ist ein Salat von Engelbeinen, und seine berühmteste Leistung „Die Kreuzigung", die sich in der Scuola San Rocco befindet, läßt mich ebenfalls kalt. Das Kompositionstalent, die

22*

Gabe zu gruppieren, Klarheit in die Massen zu bringen, ist außerordentlich; aber der Mangel an aller Innerlichkeit ist geradezu erschreckend. Der Christus auf dem letztgenannten Bilde scheint, soweit man ihn bei der starken Nachdunklung erkennen kann, gut, will sagen nicht ganz unbedeutend; die Frauen und Jünger unterm Kreuz aber sind konventionell und noch weniger als das. Ich habe für diese Art von Kunst wohl ein Verständnis, aber kein Herz. Farbentöne würden dasselbe tun.

Unter allem, was ich bis jetzt gesehn habe, haben mich, von zwei großen Tizians abgesehn, folgende drei Bilder am meisten interessiert: 1. der schon erwähnte Dürersche Christus mit der Dornenkrone (Pilatus links neben ihm); 2. ein in derselben Dogenkapelle befindlicher Giorgione: „Christus im Hades", ein Bild voll Kraft und Schwung und tiefster Innerlichkeit; 3. ein „toter Christus" aus der Bologneser Schule; Name des Meisters unbekannt. Ich mache diese Aufzählungen respektive Bemerkungen namentlich Heydens wegen, der sie auf ihre Richtigkeit prüfen mag. Wobei ich aber gleich im voraus bemerke, für mich persönlich bleiben sie auch richtig.

Das Bedeutendste, was ich bisher sah, sind die beiden Bilder Tizians, die Himmelfahrt Mariä darstellend, von denen sich das eine im Dom zu Verona, das andre in der Academia delle belle arti zu Venedig befindet. Sie sind grundverschieden, aber beinahe gleich schön, wenn auch nicht gleich an Bedeutung. Ihr Unterschied besteht darin, daß die erstre freundlich-beseligend, frauenhaft-gütig zu den staunenden Jüngern hernieder, die andre überirdisch verklärt, von der erhabenen Wonne des Schauens durchdrungen, zu Gottvater aufwärts blickt. Im ersten Moment schien mir das letztgenannte Bild hinter dem in Verona zurückzustehn, das aus den verschiedensten, äußern

und innern Gründen, die ich hier nicht alle aufzählen mag, rascher Auge und Herz erobert. Aber von dem Augenblick an, wo man sich in der Erhabenheit der venetianischen „Assunta" zurechtgefunden hat, versinkt das Veroneser Bild neben der letztern. Das Bild in Verona, soweit die Maria in Betracht kommt, wirkt wie ein Vorläufer der Murillomanier; die „Assunta" in Venedig erinnert an die Sixtinische Madonna. Ja, mein Herz ist fast geneigt, ihr noch den Vorrang vor dieser anzuweisen.

Hier, verehrtes Paar, hast Du oder haben Sie oder habt Ihr meine Weisheit. Weitres hoffentlich mündlich, wenn Eure Geduld so weit reicht wie meine Redeseligkeit. Ergeh' es Ihnen gut. Ich bitte die Briefe, nach Mitteilung des einen oder andern an Theo, zirkulieren zu lassen, erst an George, dann an Martha, derart, daß George den Brief direkt nach Neuhof*) schickt.

Mit tausend herzlichen Grüßen an die Freunde, insonderheit an Sie beide, wie immer Ihr

Th. Fontane.

1. Unserm lieben kleinen Friedel einen Kuß, und er solle nicht „aufmucken", wenn Theo oder Tilla**) ihre Autorität geltend machen. — An Tilla beste Grüße.

2. Unser alter Theo soll nicht zu streng regieren und so bald wie möglich nach Rom hin an uns schreiben. Poste restante.

3. Die Einlage, kuvertiert und adressiert, bitte ich an Hertz gelangen zu lassen. Wenn Du, geliebter Chevalier, ihm die Einlage auf einem Gange zum oder vom Gericht selbst brächtest und ihm bei dieser Gelegenheit einiges erzähltest, würde ich Dir sehr dankbar sein. Von 10 bis

*) Gut bei Liegnitz im Besitz der Familie Treutler.

**) Vgl. Familienbriefe, Ges. Werke II, 6, S. 121.

2 und von 5¼ bis 7½ Uhr ist er in seinem Geschäft. Die Plaudereien in seinem Kontor sind meist sehr amüsant.

4. Unser alter Fournier*), wie wir eben erfahren, ist gestorben. Für uns ein wirklicher Verlust. Er hat, durch die zweifelhaftesten Zeiten hin, in Treue und Liebe bei uns ausgehalten.

An Hermann Kletke.

Rom, d. 22. Oktober 1874.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Nie schleppe ich mich wieder mit Fahnen und Manuskripten auf großen Reisen umher. Nie verspreche ich wieder, von dieser oder jener Station aus achtzehn Geschäftsbriefe (Begleitschreiben zu zwei von mir in neuer Auflage erschienenen Büchern) als ein wahres Schreckens- und Schmerzenspaket in die Heimat zurückzuschicken. Den Schatten seiner literarischen Untaten auch nicht anderthalb Monate lang los werden zu können, ist ein Schicksal, das einen gegen das des seligen Schlemihl gleichgültig machen kann.

Eine mehrtägige Krankheit abgerechnet sowie den Umstand, daß ich, um eine auf drei Wochen gemietete Wohnung nach achtzehn Stunden wieder los zu werden, die ganze Miete mit hundertundfünfzig Franken auf ein Brett zahlen mußte — ich sage, diese zwei Fatalitäten abgerechnet, ist es mir gut ergangen. Nur schreiben kann ich über nichts! Es widersteht mir von Grund aus, hundertfältig Gesagtes noch einmal zu sagen. Man muß diese Sachen kennen, aber man muß es aufgeben, sich darüber vor versammeltem Volk vernehmen lassen zu wollen. Nach

*) Prediger an der französischen Kirche in Berlin.

dieser Seite hin war eine kleine Fahrt, die ich vier Wochen vor meiner Reise von Cöpenick nach Teupitz spreeaufwärts machte*), unendlich ergiebiger als Venedig, Florenz und Rom zusammengenommen. Ich werde in keine Konkurrenz mit Pietsch eintreten, weil ich einfach nicht kann. Daß Pietsch es konnte, hängt mit seiner größern Frische und größern journalistischen Gewandtheit zusammen. Er kann eben mehr als andre. Es mag noch hinzukommen, daß ich um fünf Jahr älter bin als er, was in manchen Lebensepochen sehr wenig, in andern sehr viel ausmacht.

Empfehlen Sie mich den Herren von der Zeitung, den Eigentlichen und Uneigentlichen, ganz besonders unserm hochverehrten Chef**) und erhalten Sie Ihr Wohlwollen Ihrem aufrichtig ergebensten

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Rom, d. 23. Oktober 1874.

Mein teurer Freund.

Wir hatten gestern einen wunderschönen Tag (ich befand mich wieder wohler) in den Kaiserpalästen und später in den Thermen des Diocletian, wo mich die in die Trümmer hineingebaute Kirche und in ihr ein wundervoller Dominichino entzückte. Dies Bild (der heilige Sebastian am Kreuz; gewöhnlich nur am „Pfahl") zählt zu den großen Nummern, deren es — ich möchte sagen, Gott sei Dank — viel weniger gibt, als man in einer Art Besorgnis, es nicht bezwingen zu können, vorher annimmt.

Das Trümmer-Rom interessiert mich hundertmal mehr als das, was steht und prunkt. O, wie begreif' ich die

*) Vgl. S. 328.

**) Stadtgerichtsrat C. R. Lessing, Besitzer der „Vossischen Zeitung".

Kaiserzeit, die von dem Mann aus Bethlehem nichts wissen wollte. Gewiß hatte sie unrecht; aber für die Sinne ging von da ab eine große Welt unter, und eine kleine kam herauf. Die in die alten Wölbungen und Kolonnaden verhältnismäßig kümmerlich hineingebauten Kirchen wirken wie ein Predigtamtskandidat mit angegrauter weißer Halsbinde, der sich in eine vornehme Gesellschaft eindrängt und alles mit seinem prätentiösen Kleinzeug langweilt. Heyden wird mir gewiß recht geben, wär' es auch nur um des Predigtamtskandidaten willen.

Heute wollen wir noch mal nach der Kirche Santa Maria degli Angeli, dann nach San Clemente, dann in die Galerie des Palazzo Borghese. Die Elloramutter ist unberufen wohl und munter. Sie meint, es reise sich mit mir wie mit einem „Vater"; eine etwas bedenkliche Ehrenerklärung.

Nun lebt alle wohl und seid tausendmal gegrüßt von Eurem Freund und Bruder

Noel.

An Karl Zöllner.

Rom, d. 31. Oktober 1874.

Mein lieber Chevalier.

Übermorgen früh werden wir Rom, nach fast dreiwöchentlicher Anwesenheit hierselbst, verlassen. Wir tun es mit dem Gefühl, nur einen Zacken vom Baumkuchen, allerdings wohl die vorstehendste, braunste und schmackhafteste Stelle genossen zu haben. An Fleiß und Eifer haben wir es nicht fehlen lassen, aber der Stoff ist endlos. „Unüberwindliche Mächte"*). Wenn hierin einerseits etwas Niederdrückendes liegt, so doch auch andrerseits etwas Trost-

*) Titel des Romans von Herman Grimm (Berlin, Hertz, 1867).

reiches, für mich wie für alle diejenigen, die sich mit einem kurzen Aufenthalt begnügen müssen. Es würde mich geradezu verstimmen, mir sagen zu müssen: „Hättest du noch drei weitre Wochen gehabt, so hättest du Rom im großen und ganzen bezwingen können." Aber ich empfinde umgekehrt ganz deutlich, daß die Zeitfrage an dieser Erdenstelle ziemlich gleichgültig ist, und daß ich nach drei Monaten mit demselben Gefühl von Rom scheiden würde wie in diesem Augenblick. Was zu leisten war, ist geleistet worden. Ich habe die Lage der Stadt, der Straßen und Plätze, der Paläste und Kirchen, das Genrehafte und das Landschaftliche, wie ich mir einbilde, zur Genüge weg. Damit muß man sich zufrieden geben und wegen unerledigter Details sich nicht zu Tode grämen. Diese Detailsschätze, wie ich nur wiederholen kann, sind eben unbezwingbar. Ein Menschenleben reicht dafür nicht aus.

Die großen Sachen sind mit Liebe und Gewissenhaftigkeit absolviert; die tausend andern, für Kunst- und Kulturgeschichte lehrreichen Nummern, die noch bleiben, erheischen nicht das Auge eines Reisenden, sondern das eines Studierenden, die Arbeit eines Lebens. In dieser Erkenntnis schnüre ich frohen Mutes mein Bündel. Das Mögliche ist geleistet worden, und wie ich kühnlich hinzusetze: für meine Verhältnisse gerade genug.

Es ist nicht der Ton, in dem ich sonst wohl Briefe zu schreiben pflege; aber es will nicht anders gehn. Alles, was man sieht, gleichviel, ob es einem gefällt oder überhaupt nur verständlich wird, flößt einem einen solchen kolossalen Respekt ein, daß sich der Bummelwitz ängstlich verkriecht. Man scheidet aus der Gesellschaft anständiger Menschen aus, wenn man, aus dem Vatikan oder St. Peter kommend, sich in Scherzen — selbst in guten — ergehen will. Hier ist ein Fall gegeben, daß selbst die humoristische

Behandlung der Dinge, die ich sonst so hoch stelle, zum Fehler werden kann. All Ding hat seine Weise.

Neapel, d. 3. November 1874.

Soweit war ich vor drei Tagen gekommen. Mit derselben schlechten Tinte, aber einer noch schlechteren Feder, fahre ich heute fort.

Den Brief noch in Rom zu schließen, verbot sich, da gerade der letzte Tag noch allerhand brachte. Es traf sich so glücklich, daß gerade am 1. November die während der sechs Sommermonate geschlossene Villa Farnese (Farnesina) zum ersten Male wieder geöffnet wurde, so daß wir noch imstande waren, die zwei berühmten Säle dieser Villa mit der Galatea und der Darstellung des Amor- und Psyche-Märchens in Augenschein zu nehmen. In Kunstschwatz kann ich mich hier nicht ergehn. Nur so viel ganz allgemein, daß ich, bei der aufrichtigsten Bewunderung vieler der sogenannten „großen Nummern", einer kaum geringeren Zahl gegenüber ziemlich ketzerische Ansichten unterhalte. Die Lügerei der Menschen, auch derer, die etwas von den Dingen zu verstehn vermeinen oder auch meinetwegen wirklich verstehn, ekelt mich an. Nichts ist rarer als innerliche Freiheit den Erscheinungen des Lebens und der Kunst gegenüber und der Mut, eine selbständige Empfindung auszusprechen. Und doch wäre selbst das Dümmste immer noch besser als das Unwahre, aus Furcht oder Eitelkeit Nachgepapelte. Die in die Reisebücher aufgenommenen Kunsturteile, oft von sehr berühmten Leuten, wirken meistens unsagbar abgeschmackt. Man fühlt, daß die betreffenden Herren wenig gefühlt und wenig gewußt und in dieser Verlegenheit sich mit öden Redensarten aus der Affäre gezogen haben. Onkel Unger*) hatte ganz

*) Hauptmann Unger, Sammler und Kunsthistoriker in Berlin;

recht, wenn er die fragwürdigsten alten Pinseleien kaufte und nicht eher ruhte, bis er einen Gian Bellin oder Giorgione herauskonstruiert hatte. Viele Renommées sind gewiß in ganz ähnlicher Weise durch die Ungers der Kunstgeschichte nach und nach gemacht worden. Wenn von tapfrem Verleumden immer etwas hängen bleibt, so auch von tapfrem Loben. Ich glaube ganz bestimmt, daß drei geistreiche Kerle einen vierten, wenn sie es nur eifern wollen, berühmt machen können, namentlich wenn der zu Feiernde dunkel und unverständlich ist. Nur an der biedern Platitüde scheitert alle Verherrlichungskunst.

In die Heimat zurückgekehrt, werde ich meine Zunge sehr hüten müssen, auch schon deshalb, weil ich selber sehr wohl empfinde, daß es mir nach einer ganz bestimmten Seite hin an etwas sehr Wesentlichem gebricht, was mein Urteil einseitig und ungerecht macht. Lägen die Dinge günstiger, so würde ich mich mit einem wahren Feuereifer in diese Fragen stürzen und in einem Tone losgehn wie etwa über die Iphigenie der Frau Erhartt. Schöne Erscheinung und schöne Bewegungen hatte Frau Erhartt auch. In meinem Gemüte steht es felsenfest, daß es in aller Kunst — wenn sie mehr sein will als Dekoration — doch schließlich auf etwas Seelisches, zu Herzen Gehendes ankommt, und daß alles, was mich nicht erhebt oder erschüttert oder erheitert oder gedanklich beschäftigt (wie beispielsweise die großen und doch so einfachen Sachen Michel Angelos) keinen Schuß Pulver wert ist. Hiermit hängt es zusammen, daß mir die der raffaelischen Zeit unmittelbar voraufgehenden Jahrzehnte lieber sind als die „Blütezeit" selbst. Ich beziehe dies auf die Epoche, nicht auf die

---

Onkel Richard Lucaes. Vgl. über ihn „Von Zwanzig bis Dreißig", Ges. Werke II, 3, S. 48 f.

einzelnen Leistungen, unter denen aber nur die mit Recht als die großen und größten gelten, die neben der vollen äußern Schönheit auch jene innerliche haben, die das Auszeichnende und Herrliche des fünfzehnten Jahrhunderts war. Mögen andre anders darüber denken, ich denke so und habe mein gutes Recht dazu. Ich lasse mich von niemandem mehr von dieser mir tief ins Herz geschriebenen Überzeugung abbringen, auch von den Berühmtesten nicht. Es ist unglaublich, wie viel Schwindel umgeht. So viel, daß alle Welt mit Fingern auf jeden zeigt, der es wagt, dies auszusprechen. Denn auch die Besten sind mehr oder weniger Großschwindelbewahrer und fühlen sich verletzt oder bedroht, wenn jemand laut oder leise zu lachen wagt.

Nur eines ist nicht Schwindel: der Golf von Neapel, der eben sonnenbeschienen und bootebefahren in herrlichsten Farben vor mir liegt, und die aufrichtig freundschaftliche Gesinnung des Gefertigten für den Kreis seiner Freunde, insonderheit für seine teuren Chevaliers.

Wie immer Dein alter

Noel.

An Karl Zöllner.

Neapel, d. 10. November 1874.

Mein lieber Chevalier.

Ich schreibe am 10. November bei weit geöffnetem Fenster und bin nach links hin in den Schatten gerückt, um nicht nur der Sonne, sondern auch der Wärme zu entfliehn. Leider bin ich immer krank. Indessen das Stück Erde, das hier ausgebreitet vor uns liegt, ist von einer solchen, alle Mißstimmung und allen Nörgelhang siegreich überwindenden Schönheit, daß man seine Choleratropfen freudig-ergeben weiter nimmt, und die Table d'hôte-

Diners, die man als bloßer Zuschauer mitmacht, in verklärtem Schmerze bezahlt.

Vorgestern, nachdem wir schon vorher Pompeji besucht hatten, sind wir von einer dreitägigen Fahrt ins Land zurückgekehrt, deren Programm lautete: Capri, Sorrent, Salerno, Paestum. In Capri sah ich die Lepelsche „Witwe von Capri“ nicht, dafür aber die Kopischsche blaue Grotte und die Platenschen „Fischer von Capri“, wie man denn überhaupt aus Jugenderinnerungen und ganz speziell aus dem Rauschen des deutschen Dichterwaldes an dieser gesegneten Erdenstelle gar nicht herauskommt. In Sorrent ging es mir minder gut als unsrem Freunde Paul Heyse, so daß ich statt der Idyllen nur etwa Elegien hätte verfassen können. Leider keine Goetheschen, denn nichts lag mir ferner, als auf irgendeinem Nacken auch nur den fraglichsten Hexameter zu skandieren. Der ganze Vesuv saß mir im Leibe, und das unheimliche Rollen und Grollen nahm kein Ende. Endlich mit Hilfe höllischer Tinkturen (Satan durch Beelzebub) aus dem Gröbsten heraus, beschloß ich, den ersten Schritt zu weitrer Rekonvaleszenz von Bewegung in frischer Luft zu erwarten und stieg kühnlich in den Wagen, den wir zu vier genommen hatten. Die Gesellschaft, darunter zwei Damen, ertrug mich in Geduld, denn ich saß zwischen ihnen, nicht wie die Zeder auf dem Libanon, sondern wie der Baldrian auf der Rudower Wiese. Zwölf Stunden lang hatte ich von tinctura Valerianae gelebt. Die köstliche Fahrt tat mir wirklich wohl, und wir trafen am Abend des zweiten Tages in Salerno ein. Am Morgen des dritten nach Paestum, dessen Räubern und Schlangen wir glücklich entgangen sind. Die Elloramutter als Heroine. Mit Todesangst im Herzen, doch ausgehalten, der einzig wahre Mut. Um neun Uhr abends waren wir mit Hilfe der Eisenbahn wieder in Neapel, das wir mit einer

Art Heimatsgefühl begrüßten. Morgen oder übermorgen wollen wir auf den Vesuv, ich immer, links und rechts gestützt, als „sterbender Mansfeld".*) Dann noch wenige Tage in Neapel selbst und dann in drei großen Etappen: Florenz, Verona, München, wieder nach Haus. Empfiehl mich Deiner verehrten Chevalière.

Th. F.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 24. November 1874.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Seit vier Tagen wieder hier, eile ich, um Ihnen ein Lebenszeichen von uns zu geben. Sieben schöne Wochen liegen hinter uns. Unsre Erwartungen sind fast noch übertroffen worden. Dennoch sind wir froh, nun wieder in der Heimat zu sein, und unsrer Arbeit, unsren Kindern und Freunden leben zu können. In der Jugend, wo man noch flügger, noch weniger verwachsen mit dem Boden ist, auf dem man geboren wurde, kann einem in der Fremde und ganz besonders in einer so schönen Fremde, der Wunsch kommen, sich auf lange niederlassen und das Herrliche ganz genießen, das Lernenswerte ganz lernen zu wollen. Man hat dann noch eine freie Wahl und kann sein Leben, sein Studium, seine Interessen an irgend ein Schönes setzen, das einem irgendwie entgegentritt. In spätren Lebensjahren ist das nicht mehr möglich. Man ist dann nicht bloß mit einer Frau (wenigstens in der Regel), sondern auch mit einer bestimmten Lebensaufgabe verheiratet, die einem

*) Graf Mansfeld, Feldherr im Dreißigjährigen Krieg, erwartete den letzten Augenblick seines Lebens völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt.

nun nicht mehr erlaubt, willkürlich das und das zu tun, sondern einen mit wohltuender Gewalt in das vorgeschriebene Geleise pflichtschuldiger Tätigkeit zurückzwingt. Vor dreißig Jahren hätten mich nicht zehn Pferde von Neapel weggekriegt, und ich würde Kopf und Kragen daran gesetzt haben, mein Leben, oder doch ein bestes Stück davon, dem Studium Pompejis und seiner ausgegrabenen, wunderbaren Schätze zu widmen. Jetzt konnte mir dieser Wunsch nicht mehr kommen, kaum der Gedanke. All dieser Herrlichkeit gegenüber empfand ich deutlich und nicht einmal schmerzlich, daß meine bescheidene Lebensaufgabe nicht am Golf von Neapel, sondern an Spree und Havel, nicht am Vesuv, sondern an den Müggelbergen liegt, und inmitten aller Herrlichkeit, die nur eben bildartig gesehn und dann in den Kasten der „Anschauungen" hineingetan sein wollte, zog es mich an die schlichte Stelle zurück, wo meine Arbeit und in ihr meine Befriedigung liegt. Wenn es Zweck des Reisens ist, sich zu enthusiasmieren und innerhalb des Enthusiasmus sich glücklich zu fühlen, so kann man nicht früh genug auf Reisen gehn. Handelt es sich umgekehrt um jene gerechte Würdigung, die verständig gewissenhaft abwägt zwischen Daheim und Fremde, zwischen Altem und Neuem, so kann man seinen Wanderstab nicht spät genug in die Hand nehmen. So schön und herrlich Italien ist, so ist es mir doch ganz unzweifelhaft, daß es durch jugendliche Menschen, namentlich durch die unglückselige Klasse der Maler, noch zu etwas Herrlicherem hinaufgeschraubt worden ist, als nötig war.

Gestern vormittag war ich bei Herrn Hertz. Er war sehr liebenswürdig, beinah herzlich. Ich wünsche aufrichtig, daß schlechter Absatz der Bücher, der doch immerhin möglich ist, nicht eine kleine Verstimmung heraufbeschwören möge. Übrigens bin ich ihm das Geständnis schuldig, daß er nach

dieser Seite hin sehr nobel ist und einen eine etwa getäuschte Hoffnung nie unangenehm empfinden läßt. Ich bin einigermaßen neugierig, wie sich Kritik und Publikum zu der zweiten Auflage der Gedichte stellen werden. Mit den besten Wünschen für Ihr Wohl, unter herzlichen Grüßen und Empfehlungen von meiner Frau und mir, in alter, aufrichtiger Dankbarkeit, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 18. Februar 1875.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Heute abend ist Struensee*), und es war meine Absicht, vorher mit heranzukommen. Es kommt aber in sechs Fällen fünfmal eine Störung dazwischen, und so danke ich lieber schriftlich für die gestrige Zusendung. Nie haben die Blätter, die bei S. Hirzel erscheinen, es anders mit mir gemacht. „Grenzboten", „Im neuen Reich" (von dem ich freilich nicht weiß, ob es Hirzelscher Verlag ist) und nun auch ... aber da seh ich eben, daß der mir zugeschickte Bogen nicht einem wissenschaftlichen Fachblatte, wie ich vermutete, sondern ebenfalls dem „Neuen Reich" angehört, also „Grenzboten" und „Im neuen Reich", alles was auf Gustav Freytag und Julian Schmidt schwur oder noch schwört, haben immer nur souverän und von oben 'runter zu mir gesprochen**). Tadel kann schmeichelhaft sein. Dies de haut en bas ist immer beleidigend und genau das, was ich weder im Leben noch in der Kritik ertragen kann.

*) Michael Beers Trauerspiel. Vgl. Kritische Causerien, Ges. Werke II, 8, S. 322.

**) Es handelt sich um eine ganz kurze anonyme Rezension der zweiten Auflage der Gedichte (Jahrg. 5, S. 240).

Ein jeder Mensch erobert sich nach oben oder unten zu eine bestimmte Stellung, und wer fünf Grad über Null steht, darf ärgerlich sein, wenn er auf fünf Grad unter Null hin behandelt wird. Die Differenz ist nur zehn Grad, bedeutet für das Individuum aber doch eine Welt. Wer schreibt nur diese Notizen? Ich muß dort von alter Zeit her einen sehr matten Freund haben. Ich komme in den nächsten Tagen, wenn nicht heute schon.

Wie immer Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 20. April 1875.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Ich arbeite jetzt fleißig an dem letzten Halbbande meines Kriegsbuches und hoffe damit bis Mitte September zu Ende zu sein. Eine Erholungsreise dann anzutreten, verbietet sich, da am 16. Oktober unser silberner Hochzeitstag ist, den ich zwar am liebsten in Italien oder der Schweiz zubringen würde, den meine Frau aber natürlich im Kreise ihrer Kinder und Freunde feiern will. Selbstverständlich füge ich mich, aber ganz contre cœur. Den Fest- und Feierlichkeitssinn hab ich nicht. Im Gegenteil, alle solche Rührstücke sind mir unsagbar langweilig. Die Hauptsache aber ist, daß ich nicht an die Teilnahme der Menschen bei solchen Gelegenheiten glaube und auch nicht glauben kann, da ich diese Teilnahme selber nicht habe, weder für mich noch für andere. So ist solch Fest in meinen Augen eine gezwungene Geschichte, und wie mir schon jetzt die Menschen leid tun (und ich mir auch), die mal die Anstands-verpflichtung haben werden, mir in einer schwarzen Kutsche, vielleicht wenn es gerade recht kalt ist, zu folgen, so tun

mir auch die leid, die mir zu meiner silbernen Hochzeit einen eingerahmten Kupferstich schenken oder gar eine Festrede halten müssen. Indessen, ich werde mich darein finden, und so sind denn die Reiseaussichten für diesen Herbst herzlich schlecht. Vielleicht, daß ich Ende Oktober noch auf vierzehn Tage nach Oberitalien gehe.

Zum Winter hin will ich dann endlich wieder meinen Roman vornehmen oder ein halbes Dutzend Wanderungskapitel schreiben, zu denen ich dann Stoff gesammelt habe. Unter diesen interessiert mich das Kapitel „Hoppenrade*)" ganz besonders. Dies gehörte einer Frau v. Arnstedt, der Mutter der Frau v. Wulknitz, also wenn ich nicht irre der Großmutter der Frau v. Blücher. Könnten Sie über diese Frau v. Arnstedt wohl einiges erfahren? Frau v. Romberg und Ihr Herr Bruder müssen sie noch gekannt haben, wiewohl ihre Glanzzeit in die siebziger und achtziger Jahre Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt. Frau v. Blücher zu fragen ist mißlich. Frau v. Arnstedt, geb. v. Kraut, war nämlich ein tolles Kraut und hat unglaubliche Geschichten ausgeführt, wie sie nur in der wüsten Zeit des Rheinsberger Hofes möglich waren. Eine alte achtzigjährige Frau in Hoppenrade, die eine Art Kammermädchen bei Frau v. Arnstedt war, hat mir sehr Interessantes erzählt. Aber all diese Dinge, die im wesentlichen gewiß richtig sind, laufen doch wie Kraut und Rüben durcheinander und bedürfen der Richtung und chronologischen Anordnung. Vielleicht kann mir Ihr Rat und Beistand, wie so oft, auch hierbei von Nutzen sein.

Meine Frau, die krank ist und seit gestern das Bett hütet, empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst.

In alter aufrichtiger Verehrung Ihr

Th. Fontane.

---

*) Vgl. „Fünf Schlösser" (Berlin 1889), S. 157 ff.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 11. Juli 1875.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Chevalier.

Dein liebenswürdiger und auf gutem altem Humorgrund gewachsner Brief ist mir zu allem übrigen auch noch troſtreich erſchienen, da ich nun mal ein Anhänger des Satzes bin: „Von niſcht kommt niſcht“. Wo Blutſyſteme gereinigt, Lebern verdünnt und Flechten ausgerodet werden ſollen, da iſt mit indifferenten Flüſſigkeiten nicht viel getan, da muß die Eroïca geſpielt und ſelbſt vor einem Springen der Pauke nicht gezittert werden. Die begleitenden Umſtände ſind freilich unbequem, und ſelbſt der hunderttorige Zufluchtshafen, den uns Lucae ſo liebevoll-anſchaulich zu ſchildern wußte, könnte mich mit den Ängſten und Qualen eines ſolchen eruptiven Daſeins nicht völlig verſöhnen. Aber, enfin, wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und ſo denn weiter mit Racozy und Pandur.

Wenn ich nun ſchon dem Racozy nicht zürnen kann, ſo auch nicht dem Gleißener, der ſich, in einem gewiſſen Widerſpruch zu ſeinem Namen, zu der biedermänniſchen Forderung von ſechzehn Talern pro Woche erhoben hat. Denn ſo gewiß dieſe Forderung an der äußerſten Grenze hinläuft, ſo überſchreitet ſie dieſelbe doch eigentlich nicht und um ſo weniger, wenn Ihr die Roſenbuketts mit in Rechnung bringt, die Euch der Garten allmorgendlich zum Fenſter hineinreicht. Wie ich nicht bezweifle, die ſchönſten ausſuchend für die derzeitige Herrin des Pavillons. Daß dieſe letztre mit immer friſcher und klarer werdenden Augen dieſe Huldigungen entgegennehmen möge, iſt der aufrichtige und herzliche Wunſch des Gefertigten. Auch ſeiner Gattin.

Unter den Karten, die ich Sonntag bei meiner Rückkehr

von einem Diner vorfand, war auch die von Josef Lewinsky, k. k. Hofschauspieler. Ich schrieb wegen Billetts an meinen Freund Gensichen, Dramaturg des Wallnertheaters, und erhielt die Antwort, daß mir jederzeit zwei Plätze, und zwar ohne Zahlung, zur Verfügung ständen. Daraufhin waren wir vorgestern abend dort und sahen den berühmten Charakterspieler als Carlos (im „Clavigo"), nachdem er uns vorher durch Vortrag der „Kraniche des Ibykus" und des „Zauberlehrlings" geradezu entzückt hatte. Das erste Mal in meinem Leben, daß ich empfand: die Deklamationskunst ist kein leerer Wahn. In der Regel ist sie einfach eine Karikatur. Den Carlos gab er sehr fein, aber im Stil eines Nachmittagspredigers, nicht eines Spaniers. Am ersten Abend seines Auftretens war der Theaterbesuch so gering gewesen, daß sich nur vierundachtzig Taler Einnahme herausgestellt hatten. Dies ergab, da er auf halben Anteil spielt, folgende Rechnung. Kosten achtzig Taler; bleiben vier Taler, die, zwischen ihm und dem Direktor Lebrun geteilt, jedem eine Tageseinnahme von zwei Talern abwarfen. Er war so verstimmt, daß er wieder abreisen wollte. Jetzt geht es besser. Übrigens geben diese Zahlen ein sehr falsches Bild von den Einnahmen des Theaters überhaupt. Diese — wie mir Gensichen erzählte — sind derart, daß dem Lebrun alljährlich fünfunddreißigtausend Taler Überschuß verbleiben. Dann verbraucht er fünfzehntausend Taler (zu denen noch dreitausend Taler kommen, die er sich selber als Schauspieler auszahlt) und legt zwanzigtausend Taler auf die hohe Kante*). Ach, lieber Zöllner, warum ist man Schriftsteller geworden? Und dann wieder: es ist doch am besten so. Wie immer Dein

Noel.

---

*) Theodor Lebrun starb 1895 ganz verarmt.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 14. Juli 1875.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank für gütige Übersendung der freundlichen Worte L. Freytags*), meines besonderen Gönners. Ich hätte diesen Dank wohl noch bis auf Wiedersehen vertagt, wenn ich nicht ohnehin mit ein paar Zeilen im Anschlag gelegen hätte. In einer mit Stadtgerichtsrat Lessing geführten Korrespondenz hat sich dieser schließlich bereit erklärt, den alten Hammel: meinen Roman, der nicht leben und nicht sterben kann, etwa im ersten Halbjahr 1877 in seiner „Vossin" zum Abdruck zu bringen. Natürlich bedarf es dazu Ihrer Zustimmung, die ich hiermit nachsuche. Den Vorabdruck überhaupt haben Sie mir gestattet. Wohl aber ist es denkbar, daß Ihnen die „Vossin" nicht gerade angenehm ist**). Ich bitte Sie herzlich, selbst wenn dies der Fall sein sollte, ein Auge zudrücken zu wollen. Sie wissen so gut wie ich, daß es nur vier, fünf Blätter in Deutschland gibt, die Romane bringen, und daß der arme Schriftsteller also heilsfroh sein muß, überhaupt ein Unterkommen gefunden zu haben. Sagen Sie „nein", so bricht die ganze Geschichte zusammen, und ich muß meinen „Vitzliputzli", wie Sie ihn, glaub ich, nannten, als Fragment der Nachwelt überliefern.

Ihrer geneigten Antwort entgegensehend, sehr geehrter Herr Hertz, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

---

*) Professor Dr. Ludwig Freytag, Gymnasiallehrer, der sich als Schriftsteller, Dichter und Übersetzer betätigt hat.

**) Die Verhandlungen mit der „Vossischen Zeitung" über den Abdruck des Romans „Vor dem Sturm" führten zu keinem Resultat. Er erschien zuerst in der Zeitschrift „Daheim" 1878 (Jahrg. 14, S. 218 ff.).

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 14. Juli 1875.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Eben im Besitz Ihrer freundlichen Zeilen, eile ich, Ihnen zu danken. Den Rat eines Vorabdrucks (Vordruck ist vielleicht besser) haben Sie mir in großmütiger Stimmung vor vier, fünf Jahren selbst gegeben. Nur die „Vossin" machte mir Sorge, da ich mich zu entsinnen glaube, daß Ihnen, bei Gelegenheit der „Kinder der Welt", schon die Spenersche nicht angenehm war*). Im übrigen ist es meine tiefste persönliche Überzeugung, die ich jetzt, wo ich Ihre freundliche Zusage habe, ohne Furcht vor Mißverständnissen aussprechen darf, daß infolge dieses Vorabdruckes auch nicht drei Exemplare weniger verkauft werden. Vielleicht im Gegenteil. Das Beste müssen ja die Leihbibliotheken tun.

Ich betrachte die Sache nun als nach beiden Seiten hin (W. Hertz und Lessing) geordnet und könnte aufatmen. Tu es auch. Dennoch ist es ein Atemzug, als hätt ich nur einen halben Lungenflügel. Von all dem Bitteren, was darin liegt, mit fünfundfünfzig Jahren unter Ach und Krach eine kümmerliche Jahreseinnahme zusammenzuschreiben, will ich nicht sprechen. Aber es bleibt so viel andres noch übrig, das ich bereits greifbar schrecklich vor mir sehe: Brotneid, Kollegenbosheit, Witzelei und Druckfehler.

Und dennoch, wie ich nur wiederholen kann, unter aufrichtigstem Dank Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

---

*) Dem Absatz des Heysischen Romans hat der „Vordruck" nichts geschadet. Wohl aber soll er dazu beigetragen haben, daß die alte Berlinische Zeitung einging.

Diese Zeilen schrieb ich vor dem Theater. Meine Frau will Sie und Fräulein Tochter gesehen haben. Über Lewinsky müssen wir sprechen; ich komme nächstens, sowie ich meine Garibaldikapitel*) beendigt habe. Der Vortrag des Coppéeschen Gedichts**) war glänzend, das Ganze tief ergreifend. Dennoch hab' ich meine Bedenken gegen derartige Erscheinungen im Gebiet der Dichtung. Sensationsstil! Vielleicht habe ich unrecht.

An Otto Franz Gensichen.

Berlin, d. 2. April 1876.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Haben Sie allerschönsten Dank für Ihre so überaus freundliche Beurteilung meiner opera omnia. Ich will wünschen, daß ich in der Literaturgeschichte ähnlich günstig fortkomme. In dem gegen den Schluß hin stehenden Satze, daß ich nur ein paar Saiten auf meiner Gitarre, diese aber auch in der Gewalt hätte, haben Sie's, wenn es gestattet ist, sein eignes Lob zu kontrasignieren, vorzüglich getroffen. Neue Töne noch zu lernen, verbietet nicht bloß die Natur, sondern auch das „zu alt". Spiel und Tanz ist vorbei.

Mit dem herzlichen Wunsche, daß Ihnen bei Ihrem Schaffen immer eine ebenso wohlwollende Kritik wie die, die Sie selbst geübt, zur Seite stehen möge.

Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

---

*) Vgl. den Krieg gegen Frankreich 1870—1871, Bd. 2, S. 64C ff.

**) Der Streik der Schmiede.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 12. Juni 1876.

Teuerster Pietsch.

Ich muß Ihnen nach langem Schweigen doch mal wieder einen kleinen Liebesbrief stiften, der freilich in Ihre Sammlung „eigentlicher" nicht hineingehört. Eben habe ich mit Kapitel III von „Quer über den Peloponnes"*) nachexerziert. Die letzte halbe Spalte — worin aber keine versteckte Kritik gegen die voraufgehenden zwei und eine halbe liegen soll — ist wieder ganz entzückend. Das sind die Sachen, die Ihnen keiner von unsren Kollegen nachmacht: leicht, schelmisch, gütig, voll richtigem Künstler- und Menschenblick, der sich darin zu erkennen gibt, daß man das Echte und Ewige des Daseins von dem Plunder des Lackiert-Konventionellen zu unterscheiden weiß. Der Tropfen Rabelais, der in all Ihren Sachen ist, macht es nur noch schmackhafter. Manchmal vertröpfeln Sie sich und überwürzen den Wein, aber nicht hier. Ihr alter Verehrer

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 17. Juni 1876.

Mein gnädigstes Fräulein.

Was werden Sie von uns denken, daß wir so viele Wochen haben vergehen lassen, ohne Lebenszeichen, ohne Aus-

*) L. P. war im April 1876 im Auftrage der „Vossischen" und „Schlesischen Zeitung" nach Griechenland gereist, um über die Ausgrabungen in Olympia zu berichten. Das dritte „Quer über den Peloponnes" betitelte Kapitel seiner Schilderungen war vom 4. Juni ab in der „Vossischen Zeitung" erschienen. Die Reisebriefe kamen 1879 unter dem Titel „Wallfahrt nach Olympia" als Buch heraus (Berlin, Fr. Luckhardt).

druck des Dankes für Ihre freundliche Sendung! Mit Hülfe der letzteren waren wir imstande, auch den Kindern einen Begriff von diesjährigem Spargel beizubringen, der hier so rar und teuer war, daß nur der Hausherr von Zeit zu Zeit mit sechs federkieldicken Stangen regaliert werden konnte.

Unser langes Schweigen hat darin seinen Grund, daß sich in unsrem Hause wieder große Umwälzungen vollzogen haben: ich habe vor etwa drei Wochen meine Entlassung aus meinem Amte*) nachgesucht. Alle Welt verurteilt mich, hält mich für kindisch, verdreht, hochfahrend. Ich muß es mir gefallen lassen. Das Sprechen darüber hab ich aufgegeben. Es führt doch zu nichts. Ich muß durch Taten beweisen, daß ich nicht leichtsinnig gehandelt habe. Ob mir dies gelingen wird, muß abgewartet werden. Ihnen, die Sie immer so gütig und nachsichtig gegen mich gewesen sind, nur das folgende: ich bin jetzt drei und einen halben Monat im Dienst. In dieser ganzen Zeit hab ich auch nicht eine Freude erlebt, nicht einen angenehmen Eindruck empfangen. Die Stelle ist mir, nach der persönlichen wie nach der sachlichen Seite hin, gleich sehr zuwider. Alles verdrießt mich; alles verdummt mich; alles ekelt mich an. Ich fühle deutlich, daß ich immer unglücklich sein, daß ich gemütskrank, schwermütig werden würde. Vom ersten Tage an bis zu dieser Stunde ist meine Empfindung dieselbe geblieben. Ich benutzte eine sich mir darbietende Gelegenheit, erklärte mein Amt niederlegen zu wollen und kam tags darauf beim Minister um meinen Abschied ein. Bis dieser erfolgt sein wird — worüber noch ein paar Monate vergehn — führe ich die Geschäfte fort. Ich habe furcht-

*) Als Sekretär der Königlichen Akademie der Künste. Vgl. Familienbriefe, Ges. Werke II, 6, S. 220, 232 ff.

bare Zeiten durchgemacht, namentlich in meinem Hause. Meine Frau ist tiefunglücklich, und von ihrem Standpunkte aus hat sie recht. Andrerseits konnte ich ihr diese schmerzlichen Wochen nicht ersparen. Und was geschehen sollte, mußte rasch geschehen. Noch hab ich vielleicht die Kraft und die Elastizität, die Dinge wieder in so guten Gang zu bringen, wie sie bis zu dem Tage waren, wo mir diese unglückselige Stelle angeboten wurde. Die Weisheit der Menschen nutzt mir nichts. Was sie mir sagen können, hab ich mir in hundert schlaflosen Stunden längst selbst gesagt. Die Glücksarten der Menschen sind eben verschieden: „den enen sin Uhl is den annern sin Nachtigall". Mir ist die Freiheit Nachtigall, den andern Leuten das Gehalt. Wenn Sie es über sich vermögen, so schreiben Sie meiner Frau ein paar freundliche, trostreiche Worte; ein paar Hiebe gegen mich können immer dabei abfallen. In vierzehn Tagen soll sie nach Neuhof. Ich verspreche mir viel von diesem Aufenthalt. Eh ein Vierteljahr um ist, wird sie sich mit dem Geschehenen insoweit ausgesöhnt haben, daß sie es als das meiner Natur Entsprechende gelten läßt. Ich muß ja doch schließlich dafür aufkommen und die bequemen Tage (bequem trotz ihres inneren Schreckensgehalts) mit arbeitsvollen vertauschen. Entziehen Sie mir nicht Ihre freundschaftlichen Gesinnungen, die ich zu den Errungenschaften meines Lebens zähle, und schreiben Sie meiner Frau recht bald ein ermutigendes Wort. Wie immer in vorzüglicher Hochachtung Ihr

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 1. Juli 1876.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Für zwei liebe Briefe hab ich Ihnen zu danken, die mir, der eine wie der andre, eine rechte Herzstärkung gewesen sind. Sie haben so recht die Weisheit der klaren Empfindung, des guten Herzens, und keiner von allen denen, die in diesen Wochen zu mir gesprochen haben, hat es so zu treffen gewußt, wie Sie. Ja, es ist so: man kann nicht gegen seine innerste Natur, und in jedes Menschen Herz gibt es ein Etwas, das sich, wo es mal Abneigung empfindet, weder beschwichtigen noch überwinden läßt. Ich hatte mich zu entscheiden, ob ich, um der äußeren Sicherheit willen, ein stumpfes, licht- und freudeloses Leben führen oder, die alte Unsicherheit bevorzugend, mir wenigstens die Möglichkeit heiterer Stunden zurückerobern wollte. Ich wählte das letztere, während meine Frau das erstere von mir forderte. Ich würde diese Forderung unendlich lieblos nennen müssen, wenn ich nicht annähme, sie hätte sich in ihrem Gemüt mit dem berühmten Alltagssatze beruhigt: der Mensch gewöhnt sich an alles. Dieser Satz ist falsch. Ich bin so unsentimental wie möglich, aber es ist ganz gewißlich wahr, daß zahllosen Menschen, alten und jungen, das Herz vor Gram, Sehnsucht und Kränkung bricht. Jeder Tag führt den Beweis, daß sich der Mensch nicht an alles gewöhnt. Auch ich würde es nicht gekonnt haben und wäre entweder, wenn ich durchaus hätte aushalten müssen, tiefsinnig geworden oder hätte doch wenigstens eine traurige Wandlung aus dem Frischen ins Abgestandene, aus dem geistig Lebendigen ins geistig Tote durchgemacht. Das heißt dann freilich „sich gewöhnen", aber wie! Noch jetzt empfinde ich

täglich, wie wenig meine Stellung, die Dinge wie die Menschen, für mich taugt, und doch ist seit meiner eingereichten Demission, der eine große Szene im Senat zwischen Geheimrat Hitzig *) und mir vorausgegangen war, eine wesentliche Änderung zum Besseren eingetreten. Denn so sind die Menschen: man flößt ihnen erst Respekt ein, wenn man ihnen den Beweis führt, daß man sich aus ihnen selbst, aus ihrem Geld und ihrer Gunst, aus ihren Ehren und Ämtern nicht das Geringste macht. Bis dahin war ich, wenn auch im ganzen wohlgelitten, doch immerhin ein „armer Teufel", der froh sein mußte, schließlich noch unter Dach und Fach gekommen zu sein. Jetzt bin ich ein forscher Kerl, ein Charakter, dem der Ehrenpunkt über den Geldpunkt ging, und der nicht Lust hatte, nach jeder Geheimratspfeife zu tanzen. Die Epoche der Anklagen ist längst vorüber; die meisten beglückwünschen mich jetzt. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß ich auf solche Beglückwünschungen gern verzichten und statt dessen des stillen Glücks einer gesicherten Stellung mich gern erfreuen würde (Gott weiß, *wie* gern). Aber andrerseits konnt ich, von einer ganzen Menge andrer Unleidlichkeiten abgesehn, das *Gefühl des Degradiertseins*, das ich nach Lage der Sache durchaus haben mußte, nicht ertragen. In allen Lebensstellungen, in denen ich bisher war, auch in denen, die mich nur halb befriedigten, hatte ich immer das Gefühl, innerhalb meines kleinen Kreises etwas zu sein und zu bedeuten. Von Jugend auf bin ich daran gewöhnt, als etwas nicht ganz Alltägliches angesehen zu werden. Dieses süßen Gefühls sollte ich plötzlich entbehren, auch *mit gutem Grund* entbehren, da all meine Begabung nicht zu brauchen und alles, was gebraucht wurde, wiederum

*) Geheimer Baurat, Präsident der Akademie.

nicht im Bereiche meiner Begabung war. Ich konnte das Peinliche, was mir daraus erwuchs, nicht auf die Dauer hinnehmen. Wer das Eitelkeit oder Hochmut nennen will, der tu es. Ich beneide solchen Jammerprinzen nicht um seine Demut.

Meine Frau, die Ihnen herzlich dankt und gewiß bald von sich hören lassen wird, reist Ende der nächsten Woche. Ich denke, es soll dann alles anders werden. Ihr Auge wird sich wieder erhellen. So leid sie mir tut, so muß ich doch sagen: sie hat sich in dieser Angelegenheit nicht so benommen, wie sie gesollt hätte. Ich bin aber weder nachtragend noch bitter und lasse alle „Naturen“ bis zu einem gewissen Grade gelten. Freilich die eine vor der anderen. Nochmals besten Dank. Wie immer in herzlichster Ergebenheit

Th. Fontane.

An Christian Friedrich Scherenberg.

Berlin, d. 11. August 1876.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Dichter-Nestor, geliebter Cook.

Einige Freunde wollen nächsten Montag 4½ Uhr eine Suppe bei mir essen. Unter diesen Freunden: L. Burger, Lepel, Lucae, Zöllner. Würden Sie uns die Freude machen, an dem bescheidenen Mahle teilzunehmen?

Es wäre sehr liebenswürdig. Natürlich im Überrock. Keine Damen. Auch die Frau vom Hause fehlt.

Lassen Sie mich in einer Zeile Ihre Antwort wissen. Hoffentlich ein: ja. Ihr

Lafontaine
Th. F.

An Christian Friedrich Scherenberg.

Montag, d. 14. August 1876.

Teuerster Scherenberg.

Wenn diese Zeilen noch rechtzeitig bei Ihnen eintreffen, so möchte ich Sie bitten, Ihre „Gedichte" mitzubringen. Ich habe sie zwar, aber in einem Korrekturexemplar, aus dem sich schlecht lesen läßt. Ich möchte wohl, daß Sie uns mein altes Lieblingsgedicht vom letzten Maurenkönig*) vortrügen. Dies ist aber nur stiller Wunsch: Pression wird nicht geübt.

Also 4½. Ihr

Th. F.

Trinkspruch am 14. August 1876.

Alle heiß ich Sie willkommen,
Allen dank ich; aber einem dank ich doppelt.
Laßt uns sehen,
Dieser eine, wer er sei.

Schick zu danken wäre schicklich.
Burger hat sich eingebürgert
Längst zu Dank in meinem Herzen.
Unsrem Zöllner zoll ich Dank.
Gensichen, ihm blüht entgegen
In mir jene kleine Blume,
Die ihm, wie von Namens wegen,
So auch Dankes halb gebührt.
Lepel hat mir eingeleppelt,
Mich zu ziehn und mich zu bessern,
Manchen guten Arzeneitrank,
Manchmal bitter, doch ich dank ihm
Meine leibliche Genesung.

*) Abu Abdallah el Zogoibi, der letzte Maurenkönig. Gedichte von C. F. Scherenberg. Zweite Auflage (Berlin 1850), S. 205 ff.

Windel auch, wie eingewindelt
Moses einst am Nil gelegen,
Gab er mir ein kleines Stichwort
Aus dem Schatz des Pessimismus.
Und das Wort, es ward ein Riese,
Und sein Name: Schopenhauer.

Ihnen allen, Schick und Burger,
Zöllner, Gensichen und Lepel,
Windel auch, sechs lieben Freunden
Dank ich herzlich; aber Einem
Dank ich doppelt. Dieser eine,
Laßt uns sehen, wer er sei.

Scherenberg, welch teurer Name!
Wie ein Berg an Nordlandsküste,
König im Bereich der Scheeren,
All das Kleinzeug überragend,
Das als Masse nur genannt wird,
Wie ein Jökul steht er da.
Ihm zu Füßen ruht die Meerflut.
Ihm zu Häupten lagern Wolken.
Alles still und grau und einsam.
Nur zu Zeiten, wie durch Spieglung,
Blitzt es südlich drüber hin.
Und das graue Meer, es blaut sich.
Und die Wolken werden golden.
Und herauf am Horizonte
Ziehen Segel, hundert Segel.
Und darüber Banner, Flaggen,
Sankt Georg und Trikolore.
Und sie lagern sich zur Nilschlacht.
Krach um Krach, es rollt wie Donner,
Und zum Himmel auf, in Flammen,
Fliegt zerstückt der „L'Orient".

Kurze Weile. Hin die Spieglung,
Und das Meer ist wieder einsam.
Nur das grau Gewölk, das eben
Um den Jökul noch gelagert,
Ist zerstoben und verflogen.

Und das Schneehaupt lacht in Klarheit,
Und die Hand des Weisen schreibt:
„Stirb, daß du geboren werdest,
Mensch, o dürste, daß du dürstest,
Und verdurste, daß du trinkst!“

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 22. August 1876.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Wenn diese Zeilen bei Ihnen eintreffen, wird die Handschrift Ihnen wie fremd erscheinen. Solange ist es her, daß ich nichts habe von mir hören lassen. Ob meine Frau aufmerksamer gewesen ist, weiß ich nicht (wenn ich es auch hoffe), da sie seit vollen sechs Wochen bei ihrer Freundin in Schlesien verweilt. Diese Reise war unerläßlich, um sie der tiefen Verstimmung zu entreißen, die sich ihrer infolge meiner eingereichten Entlassung bemächtigt hatte. Ist sie auch jetzt noch keineswegs andrer Meinung, so sieht sie doch das Geschehene etwas ruhiger, etwas billigdenkender an. Ob es vorhalten wird, muß abgewartet werden. Es ist ganz und gar eine Geldfrage. Hab ich das Glück, eine mir passende Redaktion zu finden; stürmen mir die Buchhändler das Haus, um nach Erscheinen meines ersten Romans sich eines zweiten à tout prix zu versichern, so wird alles gut gehen. Kommen umgekehrt Angst und Sorge; fällt der Roman ins Wasser, so geh ich, von der Sorge ganz abgesehn, einer streit- und kämpfereichen Zukunft entgegen. Meine Frau, die große Meriten hat und in vielen Stücken vorzüglich zu mir paßt, hat nicht die Gabe des stillen Tragens, des Trostes, der Hoffnung. In dem Moment, wo ich ertrinkend

nach Hülfe schreie und ein freundlich ausgestreckter Finger mich über Wasser halten würde, hat sie eine Neigung, ihre Hand nicht rettend unterzuschieben, sondern sie wie einen Stein auf meine Schulter zu legen. Bescheiden in ihren Ansprüchen, ist sie in ruhigen Tagen eine angenehme, geist- und verständnisvolle Gefährtin, aber ebensowenig wie sie die Stürme in der Luft vertragen kann, ebensowenig erträgt sie die Stürme des Lebens. Sie wäre eine vorzügliche Prediger- oder Beamtenfrau in einer gut und sicher dotierten Stelle geworden. Auf eine Schriftstellerexistenz, die, wie ich einräume, sich immer am Abgrund hin bewegt, ist sie nicht eingerichtet. Und doch kann ich ihr nicht helfen. Sie hat mich als Schriftsteller geheiratet und muß sich schließlich darin finden, daß ich, trotz Abgrund und Gefahren, diese Art des freien Daseins den Alltagskarrieren mit ihrem Zwang, ihrer Enge und ihrer wichtigtuerischen Langenweile vorziehe. Jetzt, wo ich diese Karrieren allerpersönlichst kennen gelernt habe, mehr denn je.

Als meine Frau abreiste, befand sich meine Angelegenheit in der Schwebe. Es hieß, ich würde im Amte bleiben; man würde mir in diesem und jenem Punkte entgegenkommen usw. Diese Äußerungen mehrten sich von Tag zu Tag, so daß ich, gerade damals meine Stellung infolge von Beurlaubungen minder unerträglich findend, in einem Brief an Lucae die Erklärung gab: ich würde eventuell bleiben, wenn man mich dazu aufforderte. Lucae antwortete mir: er glaube nicht, daß die Gerüchte, von denen ich spräche, ein Fundament hätten. Und so war es auch. Alles war eitel Schmuck und Redensart gewesen, und am 2. August erhielt ich vom Ministerium aus die Anzeige, daß der Kaiser meine Entlassung angenommen habe. Es war mir, um meiner Frau willen, einen Augenblick schmerzhaft. Eine Stellung zu behalten, die ich un-

erträglich fand, dies konnte sie nach meinem Ermessen nicht von mir fordern. Von dem Augenblick an jedoch, wo mir das Sekretärsamt zwar immer noch trist, aber doch ertragbar erschien, glaubte ich, ihr ein Opfer meiner persönlichen Neigungen schuldig zu sein. Dies hatte mich den entgegenkommenden Schritt tun lassen, der sich nun als vergeblich erwies. Wie ich jetzt hinzusetzen darf, glücklicherweise. Denn es wäre doch nichts geworden. Die paar Wochen im Juli, wo ich ganz allein war und alles nach meiner Weise einrichten konnte, waren Ausnahmewochen. Längst habe ich mich wieder überzeugen müssen, daß alles verlobbert und verfahren ist, und daß es, was das Allerschlimmste ist, auch an der Einsicht und dem guten Willen fehlt, diese unsagbar miserable Wirtschaft zu ändern. Ich bin also schließlich von Herzen froh, daß es so gekommen ist, wie es kam. In meinem bunten Leben eine Episode mehr. Ich kehre dahin zurück, wohin ich nach Neigung und Beruf gehöre.

Mein Roman, nach einem neuerdings getroffenen Abkommen, wird im „Daheim" zuerst erscheinen, später als Buch bei W. Hertz. Ich erhalte vom „Daheim" tausend Taler, von Hertz dieselbe Summe. Bis zum Juli 1877 hoffe ich fertig zu sein. Bei der „Vossin" trete ich wahrscheinlich am 1. Oktober wieder ein. Zerschlägt sich dies aber, so hoffe ich über kurz oder lang eine Feuilletonredaktion übernehmen zu können. Erhält mich Gott gesund, so werde ich bald wieder fest im Sattel sein. Aber auch selbst Entbehrungen, wenn sie meiner harren sollten, sind mir nicht so schrecklich wie äußere und innere Unfreiheit. Sich angehören, ist der einzig begehrenswerte Lebensluxus. Die moderne Menschheit ist so herunter, daß sie ein Plüschameublement vorzieht. Ich habe mit solchen Jammerprinzen nichts zu schaffen. Ihr

Theodor Fontane.

An Hermann Scherenberg.

Berlin, d. 24. August 1876.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr.

Klein*) hat eine Tochter hinterlassen, die mutmaßlich noch in Pankow, wo auch der Vater sein Domizil hatte, lebt. Ich vermute, daß sie doch wenigstens eine Photographie besitzen wird.

Glückt es Ihnen nicht, diese Tochter — das seltsame Produkt seltsamer Abenteuer — ausfindig zu machen, so möchte ich Ihnen empfehlen, sich an die verwitwete Frau Justizrätin Martins geb. Cosmar, Möckernstraße 131 III zu wenden. Diese — ehemalige Schönheit — ist die Stieftochter Kleins, der vor etwa dreißig Jahren die Witwe des Buchhändlers Alexander Cosmar heiratete. Scheitern Sie auch bei Frau Martins, so bleibt als letzte Retraite noch die verwitwete Frau Hermann Gerson, eine, wie ihr Name genugsam andeutet, reiche Frau, die irgendwo in dem Tiergartenviertel wohnt (Regentenstraße 7 oder Viktoriastraße 5. Es kann die eine oder andre dieser beiden Straßen sein). Diese hat ihn, den Klein, aus jüdischer Barmherzigkeit (von christlicher ist schon lange keine Rede mehr) pflegen und begraben lassen und wird gewiß Auskunft geben können. Sie war bei der Beerdignng und erschien mir als eine freundlich-gütige Frau von der runden, dicken Sorte.

Hier haben Sie meine Gesamtweisheit.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

---

*) Dr. J. L. Klein (vgl. S. 190) war Anfang August 1876 gestorben. Vgl. Familienbriefe, Ges. Werke II, 6 S. 237.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 7. September 1876.

Hochgeehrter Herr.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte. Wir begegnen uns seit langem in der Anschauung, daß unsre Environs besser sind als ihr Ruf. Sie sind sogar (Stralau, Wannsee usw.) in manchem Betracht ersten Ranges. Ich bekenne mich einigermaßen zu dem begeisterten Glauben Lucaes, der jedem versichert, daß das nach hundert Jahren innerhalb des Spree-Havel-Dreiecks Potsdam—Berlin—Spandau liegende, also südwestwärts gerückte Berlin durch eben diese Lage eine der schönsten Städte Europas sein werde. Es hat in der Tat etwas für sich. Denken Sie sich Wann- und Schlachtensee als Serpentine-rivers im Grunewald-Hydepark!

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 1. November 1876.
Potsdamer Straße 134 c.

Gnädigstes Fräulein.

Auch von mir nach längerer Pause wieder ein paar Zeilen. Ich schreibe sie um so lieber, als ich zu wissen glaube, daß Sie in dem unglückseligen Streit, der immer noch nicht ausgeglichen ist, einigermaßen auf meiner Seite stehen und mir das Recht zuerkennen, mein Leben nach meinem Können und Geschmack zu gestalten. Ich habe das Nötige zu erwerben und entziehe mich dem nicht, aber wie ich dies Nötige erwerben will, das muß mir freigestellt werden.

Über meinen Besuch bei Herrn v. Bülow hat wohl

meine Frau schon geschrieben. Er war sehr gütig, und ich nahm einen angenehmen Eindruck mit fort, was ich von den Berührungen, die ich jetzt mit den Menschen habe, im allgemeinen nicht sagen kann. Er versprach mit Wilmowski*) zu sprechen. Ich erwarte nicht viel davon, da die ganze Geheimratschaft in einer Art Verschwörung gegen mich ist. Sie finden es impertinent, daß jemand erklärt, er ersehe kein Glück und keine große Ehre darin, langweilige, um den äußerlichen Kram sich drehende Berichte zu schreiben und ziehe es vor, das Leben eines Schriftstellers weiter zu führen. Wilmowski hat jetzt gerade meine Akademie-Angelegenheit mehrfach unter Händen gehabt, und wiewohl mir ein von ihm abgefaßtes, an Herrn v. Decker gerichtetes Schreiben vorliegt, in dem sich der Kaiser (d. h. also Herr v. Wilmowski) sehr anerkennend über mein Kriegsbuch ausspricht, so weiß ich doch nicht, ob er Lust haben wird, unter den gegenwärtigen Umständen für meine Person ein gutes Wort einzulegen. Ich werde darüber in den nächsten Tagen Gewißheit haben. Herr v. Bülow wollte mir das Resultat seiner Unterredung mit Wilmowski mitteilen.

Seit gestern habe ich nun meinen Abschied. In diesem Augenblick (Mittwoch abend) wird Zöllner als mein Nachfolger eingeführt. Ich freue mich, daß er die Stelle erhalten hat. Er ist der rechte Mann am rechten Platz. Die Stelle paßt für ihn und er für die Stelle. Zu übersehen ist nicht, daß — ganz abgesehen von dem Unterschied, der in unsern Personen liegt — er auch unter unendlich günstigern Verhältnissen in seine Stelle eintritt. Mir gegenüber glaubten Ministerium und Präsident Hitzig das Gefühl haben zu dürfen: „Der kann Gott danken, dieses

*) Chef des Geheimen Zivilkabinetts.

Amt erhalten zu haben". Zöllner gegenüber haben sie das Gefühl: „Danken wir Gott, daß wir diesen Mann haben". Das macht einen ungeheuren Unterschied. Ich bin nur auf Kühle, Ablehnung, Zweifel gestoßen. Mein Nachfolger wird überall einem artigen Entgegenkommen begegnen. Er steht nicht unter dem Senat, am wenigsten unter seinem Präsidenten (dies hat er sich klugerweise vorher ausbedungen) und wird binnen kürzester Frist Rang und Titel eines Geheimen Regierungsrats erhalten. Es wird ihm also freundlicher gesungen als mir, der ich bis zuletzt einem ganz aparten Rigorismus begegnet bin. Noch mein Entlassungsschreiben selbst — im übrigen verbindlich genug abgefaßt — gab den Beweis davon. Die letzten Zeilen lauteten ohngefähr: „Was das für das letzte Quartal 1876 empfangene Gehalt angeht, so bitten wir Sie, die den Monaten November und Dezember entsprechende Summe an unsre Generalkasse zurückzuzahlen." Ich werde also beinahe vierhundert Taler morgen wieder abliefern. Solche Rückzahlungen kommen, glaub ich, überhaupt nur selten vor. Man trifft andre Auswege, die sich ja immer bieten, wenn man sie nur finden will. Es scheint mir dies Verfahren also überhaupt so streng wie möglich. Es kommt aber hinzu, daß ich meine kurze Beamtenlaufbahn gleich mit „zwei Monaten ohne Gehalt" (März und April d. J.) eröffnet und, wie ich wohl sagen darf, mich bis zum letzten Augenblick gentlemännisch betragen habe. Eine Verdächtigung meines Charakters, also eine offenbare Beleidigung, veranlaßte mich, meine Entlassung einzureichen. Die ganze wüste Wirtschaft kam als Motiv hinzu. Auf Wunsch des Ministeriums ließ ich in meinem Schreiben an den Kaiser dies aber fallen und stellte mich wohlgemut als einen halben Imbécile dar, der weder seinem Charakter noch seiner Begabung nach der Stelle gewachsen sei. Dies

war denn doch höchstens die halbe Wahrheit, und unter ein bißchen angenehmeren Verhältnissen hätt ich ruhig bleiben und mein Leben als Akademiesekretär beschließen können. All das weiß das Ministerium. Es weiß, daß man mir nicht allzufreundlich mitgespielt hat. Es weiß, daß ich zwei Monate umsonst gearbeitet habe. Es weiß, daß ich unbemittelt bin und nun in meinen alten Tagen abermals von vorn anfangen muß. Trotz alledem hat man die schöne Seelenruhe, das Gehalt pro November und Dezember von mir zurückzufordern. Ich find es einfach empörend. Kommt man mir mit „Gesetzlichkeit" der Maßregel, die ich natürlich nicht bestreite, so kann ich bloß die Achseln zucken. Seit sechsundzwanzig Jahren hab ich mit den verschiedensten Ministerien, Auswärtiges, Inneres, Kultus- und Staatsministerium, zu tun gehabt, und ich weiß nachgerade, *was möglich ist, wenn man will.* Wenn Sie die Freundlichkeit haben, mir zu antworten, so berühren Sie diesen Punkt *nicht.* Meine Frau weiß nämlich nichts davon und soll auch nichts davon erfahren. Es würde sie nur aufs neue beunruhigen, neue Sorgen und, wenn ich Glück habe, auch neue Vorwürfe schaffen.

Der Roman ist in dieser für mich trostlosen Zeit mein einziges Glück, meine einzige Erholung. In der Beschäftigung mit ihm vergesse ich, was mich drückt. Aber wenn er überhaupt noch zur Welt kommt, so werde ich, im Rückblick auf die Zeit, in der er entstand, sagen dürfen: ein Schmerzenskind. Er trägt aber keine Züge davon. Er ist an vielen Stellen heiter und nirgends von der Misere angekränkelt. Ich glaube auch sagen zu dürfen, *Ihnen* wird er gefallen, und die Hoffnungen, die Sie immer daran geknüpft haben, werden nicht ganz unerfüllt bleiben. Ich empfinde im Arbeiten daran, daß ich *nur* Schriftsteller bin und nur in diesem schönen Beruf — mag der aufgeblasene

Bildungspöbel darüber lachen — mein" Glück finden konnte.

Wie immer in dankbarer Ergebenheit Ihr

Theodor Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 10. November 1876.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Herzlichsten Dank für Ihren langen, wie immer gütigen und ermutigenden Brief, den ich heute früh erhalten habe, und den ausführlich zu beantworten, ich mir für die nächsten Wochen vorbehalte.

Heute nur, um Irrungen zu vermeiden, das Folgende: eben war Geh. Legationsrat v. Bülow bei mir. Er sagte mir, daß er mit Herrn v. Wilmowski gesprochen und diesen ohne Voreingenommenheit gegen mich, ihn auch bereit gefunden habe, mein Buch dem Kaiser zu überreichen. Er könne aber dafür kein Gnadengeschenk beantragen. Das, was, laut Akten, sein Vorgänger v. Mühler für mich getan habe, stünde einzig da, sei übertrieben und nicht zu rechtfertigen.

Er mag recht haben, wiewohl das bestehen bleibt, daß Gnade eben Gnade ist und ebensogut einen Diamanten wie einen Amethyst gewähren kann.

Ich habe Herrn v. Bülow offen gesagt, daß unter diesen Umständen die Überreichung keinen Sinn habe, da ja das Buch selbst (durch Decker) längst in Händen des Kaisers ist.

In dankbarer Ergebenheit wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 22. November 1876.

Teuerster Chevalier.

Halte mich nicht für einen Eigensinn, wenn ich die Trauerfahne der Einsamkeit hochhalte. Ich muß über diesen Punkt mal eingehender mit Dir sprechen. Ich brauche jede Stunde, nicht bloß Geldes wegen, sondern ebenso sehr meiner Reputation halber.

Ich bin nicht so blind, daß ich nicht erkennen sollte, wie seltsam mich die Menschen ansehen: mein Barometerstand ist sehr gesunken. Ich muß mich erst wieder legitimieren, zum mindesten aber die Anstrengungen dazu machen. Deshalb will ich ein Jahr lang ganz mir und meiner Arbeit gehören. Die Geburtstage habe ich mir als Ausnahmefälle vorbehalten.

Empfiehl mich der teuren Frau, der ich mich nächstens in meiner wilden Tiergartenstunde, aber persönlich zahm wie immer, präsentieren werde.

Wie immer Dein Noel.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 30. November 1876.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

In meinem Hause sieht es etwas besser aus. Die Stimmung meiner Frau klärt sich auf; das Gewölk verzieht sich. Ich habe so eine Vorahnung, daß, wenn nicht neue Schläge kommen, das Schlimmste überstanden ist. Sie trinkt seit Anfang dieser Woche Karlsbader, wovon ich mir, da der Trübsinn zum großen Teil eine Folge von Leberaffektionen ist, viel verspreche. Aber sie scheint sich endlich auch in ihrem Urteil anders zu dieser unglückseligen

Sekretärfrage stellen zu wollen. Sie hört jetzt von den verschiedensten Seiten her, daß es mit alleiniger Ausnahme des Gehalts nicht bloß eine untergeordnete, unerquickliche Stellung sei, sondern daß man sich auch nicht im geringsten beflissen gezeigt hat, mir diese Unerquicklichkeit minder fühlbar zu machen. Dies konnte ich aber verlangen. Einem jungen Assessor, der sich eben verheiraten möchte, oder einem armen Teufel mit vielen Kindern und wenig Brot kann man schließlich alles Mögliche zumuten. Ich war aber weder das eine noch das andre, sondern ein Mann, der aus einer freien, ihn vollkommen glücklich machenden Tätigkeit heraustrat, um nunmehr durch Übernahme eines leichten, ehrenhaften und gut dotierten Amtes bequemer und im Hinblick auf die Zukunft sorgenloser leben zu können. Danach ist man mir aber nie begegnet. Ohne daß man unartig oder beleidigend gegen mich gewesen wäre, was ich mir einfach verbeten hätte, hat man mich doch nie wie einen etablierten deutschen Schriftsteller, sondern immer wie einen „matten Pilger" behandelt, der froh sein könne, schließlich untergekrochen zu sein. Immer die unsinnige Vorstellung, daß das Mitwirtschaften in der großen, langweiligen und, soweit ich sie kennen gelernt habe, total konfusen Maschinerie, die sich Staat nennt, eine ungeheure Ehre sei. Das „Frühlingslied" von Uhland oder eine Strophe von Paul Gerhard ist mehr wert als dreitausend Ministerialreskripte. Nur die ungeheure Eitelkeit der Menschen, der kindische Hang nach Glanz und falscher Ehre, das brennende Verlangen, den alten Wrangel einladen zu dürfen, oder eine Frau zu haben, die Brüsseler Spitzen an der Nachtjacke trägt; nur die ganze Summe dieser Miserabilitäten verschließt die modernen Herzen gegen die einfachsten Wahrheiten und macht sie gleichgültig gegen das, was allein ein echtes Glück verleiht: Friede und Freiheit.

Je älter ich werde, je mehr empfinde ich den Wert dieser beiden. Alles andre ist nichts. Jedenfalls bin ich froh, meinen Kopf aus dieser dreimal geknoteten Sekretärschlinge herausgezogen zu haben. Ich passe nicht für dergleichen, am wenigsten aber passe ich zum Bücherüberreichen und zum Antichambrieren und Petitionieren in Geheimratszimmern, bloß um eine goldene Medaille oder ähnliches Zeug zu erreichen. Ich habe nun einen Strich darunter gemacht. Eh mich nicht die bittere Not dazu treibt, laß ich mich, in kindischer Nachgiebigkeit und meiner eigensten Natur zum Trotz, auf solche Torheiten nicht ein. Ich habe diese Kränkungen satt. Die letzte war die größte.

Nur in aller Kürze will ich Ihnen davon erzählen. Ich gebe dabei, dem Inhalte nach, die Worte des Herrn v. Bülow wieder, der mir, wie ich nur wiederholen kann, seinerseits mit Freundlichkeit und Wohlwollen begegnet ist. Das Endresultat ist das folgende: Herr v. Wilmowski hat den Kaiser gefragt, ob er (der Kaiser) einen Grund habe, mir besonders wohl zu wollen. Diese etwas sonderbare Frage hat S. M. einfach verneint, wohl aber seine Mißstimmung über meine Amtsniederlegung zu erkennen gegeben. C'est tout! Am andern Tage stand in der Zeitung, daß der Witwe des Schauspielers Pohl (siebenten Ranges) seitens Sr. M. eine Pension von jährlich fünfhundert Talern bewilligt worden sei. Zwölf Jahre habe ich an diesen Kriegsbüchern Tag und Nacht gearbeitet. Sie feiern nicht in großen, aber in empfundenen Worten unser Volk, unser Heer, unsern König und Kaiser. Ich bereiste 1864 das gegen uns fanatisierte Dänemark, war 1866 in dem von Banden und Cholera überzogenen Böhmen und entging in Frankreich nur wie durch ein Wunder dem Tode. Unabgeschreckt, weil meine Arbeit das Wagnis erheischte, kehrte ich an die bedrohlichen Punkte zurück. Dann begann meine Arbeit.

Da steht sie, wenn auch weiter nichts, als das Produkt großen Fleißes, ihrem Gegenstande nach aber das Einzige repräsentierend, demgegenüber man eine Art Recht hat, das Interesse des Kaisers, als des persönlichen Mittelpunkts, des Helden dieser großen Epopöe (ich spreche nur vom Stoff) zu erwarten. Und eben dieser Held und Kaiser, gefragt, „ob er einen Grund habe, dem Verfasser dieses umfangreichen Werkes wohlzuwollen oder gnädig zu sein," verneint diese Frage. Firdusi, als er dem Schah Mohamed sein Heldenepos brachte, erhielt zweihunderttausend Silbermünzen zum Geschenk und schenkte, in bittrem Unmut, die ganze Summe einem Badeknecht zu Gasna; denn er hatte geglaubt, zweihunderttausend Goldmünzen erwarten zu dürfen*). Ich bin kein Firdusi. Aber der Unterschied zwischen Firdusi und mir ist doch nicht so groß, daß Herr v. Wilmowski sagen dürfte: „Herr Fontane hat durch meinen Amtsvorgänger die Summe von vierhundert Talern erhalten. Nach einem so ‚exorbitanten Geschenk' ist es mir nicht möglich, für dies neue größere, sieben Jahre später erscheinende Werk abermals eine Auszeichnung zu beantragen. Ich will indessen S. M. fragen." Und nun erfolgte jene berühmte Frage. Wie ich selber zum Beamten verdorben bin, so hab ich auch kein Gefühl für solche dürre Beamtenhaftigkeit. Sie ist lähmend und erscheint mir einfach als Philisterei. Wenn man mir von „Witwen und Waisen" und von dem ganzen Ernst des Staatshaushalts sprechen will, der weder für die poetischen Quisquilien eines Firdusi noch am allerwenigsten für die Prosakapitel eines Fontane Geld übrig hat, so lache ich dazu. Für ein einziges niederländisches Genrebild sind hundertvierzigtausend Franken gezahlt worden, und wenn man will, so fliegt das Geld nur so.

---

*) Vgl. in Heines Romanzero „Der Dichter Firdusi."

Mir gegenüber wollte man einfach nicht. Eh bien, es muß auch so gehn. Aber freilich hat es mehr zu meiner Erbitterung als zu meiner Erbauung gedient. —

Bewahren Sie mir Ihre wohlwollenden Gesinnungen.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 21. März 1877.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Frühlingsanfang, den Geburtstag meiner Tochter und den Vorabend zum achtzigjährigen Geburtstage des Kaisers kann ich nicht besser feiern als durch Abtragung meiner Briefschulden, zumal der bei Ihnen kontrahierten. Wie lange ist es, daß ich nicht habe von mir hören lassen; in diesem Jahre wohl noch keine Zeile! Ich weiß aber, daß Sie diese Versäumnisse freundlich entschuldigen, teils mit Rücksicht auf meine Zeit, teils mit Rücksicht auf meine Stimmung.

Diese ist die alte, herzlich schlechte, die nun schon seit einem Jahre bei mir in Permanenz erklärt ist. Es ist so, daß ich mitunter darüber lachen muß. Es könnte freilich noch schlechter sein. Im großen und ganzen aber darf ich sagen, daß ich seit Jahresfrist nur Niederlagen, Kränkungen, Fehlschläge erlebe und daß ich mich nach einem bißchen Glück und Sonnenschein sehne wie ein Verdurstender nach einem Glase Wasser. Beständig werden Ansprüche an mich erhoben. Ich soll geben, schenken, unterstützen. Ich soll die Bücher andrer Leute lesen. Ich soll Vorstellungen ansehn, Gelegenheitsgedichte machen, Polterabende leiten, auf „Dichterhallen" und kleine Blätter abonnieren, auch wohl unbezahlte Beiträge liefern. Ich kann mich aber nicht ent-

sinnen, daß es irgendeinem einfiele, mir zu Willen zu sein, mir einen Gegendienst zu leisten. Die alten Freunde meiner Familie verharren in ihrer Güte. Über die Beziehungen, die ich menschlich unterhalte, kann ich nicht klagen; aber die literarischen sind traurig, niederdrückend und entsprechen dem Bilde, das ich entworfen habe. Dabei muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die so recht charakterisiert, was ich meine. Vor fünf oder sechs Wochen war der Redakteur des „Daheim" hier, ein Dr. Koenig aus Leipzig. Er wollte durchaus ein Gedicht zu Kaisers Geburtstag von mir haben. Ich lehnte es ab, machte ihm aber andre Dichter namhaft und hatte in dieser Angelegenheit lange Konferenzen, die schließlich, nach einem ungeheuren Zeitaufwand, dahin führten, daß unser Freund Lepel sich bereit erklärte. Er hat denn auch ein vielleicht nicht ganz passendes (weil es eben nicht würdig genug gehalten ist), aber in seiner Art doch sehr hübsches Geburtstagsgedicht gemacht, das an der Spitze der letzten „Daheim"-Nummer prangt. Vor etwa acht Tagen erhielt er auch das Honorar, bestehend in — sechs Talern zwanzig Silbergroschen. Wir hatten alle als Minimum hundert Mark erwartet. Das ist deutsche Buchhändlermanier! Dieser Dr. Koenig befand sich in einer grenzenlosen Verlegenheit; denn es reichen nicht zwanzig Absagen, die er erfahren hatte, und der Dank für den großen Dienst, der ihm geleistet wurde, wird schließlich mit zwanzig Mark abgetragen. Lepel hat in einem sehr fein, aber auch sehr scharf abgefaßten Schreiben das „Honorar" zurückgeschickt.

Was melde ich Ihnen aus meinem Hause? Meine Frau hat das vorige Jahr insoweit verwunden, daß sie mir keine Vorwürfe mehr macht, ja sogar in rührender Weise einräumt, ich hätte meiner ganzen Natur nach nicht anders handeln können. So ist denn der Friede,

Gott sei dank, wieder da, aber nicht die Freude. Denn wir erleben nichts Freudiges mehr, nichts, das aufrichtete und einen hellen Schein in das Leben trüge. Die Kinder sind alle gut und machen uns Ehre. Wir sind dankbar dafür und erkennen darin eine Gnade; auch das könnte ja noch anders sein. Aber so eine rechte Freudenbotschaft will doch nicht mehr über unsre Schwelle. Es ist alles wie verhext. Und so gedeiht langsam, langsam, unter Sorgen und Kümmernissen mein Roman. Ich bin nun mit der Hälfte fertig. Nach einem halben Jahre wird er beendet sein, ein wahres Schmerzenskind. Dann wird er gedruckt werden, und alles wird sein wie zuvor. Ich habe kein Glück mit Büchern, und die ungeheure Summe fleißiger Arbeit (von was andrem red ich nicht) wird mir nicht angerechnet.

In den letzten acht Tagen hatten wir einen lieben Besuch aus London. Ein Herr Schweitzer,*) mit dem wir während unsrer Londoner Zeit beinah täglich zusammen gewesen waren, war in Familienangelegenheiten hier. So sehr uns dieser Besuch erfreute, so war er doch auch schmerzlich; denn er rief mir aufs neue die Tatsache vor Augen, daß aus allen Menschen, auch aus den ärmsten und unbedeutendsten, mit denen ich längre Zeit auf meinem Lebenswege verkehrte, reputierliche Leute geworden sind, und daß ich fast als der einzige dastehe, aus dem nichts geworden ist. Sich ewig mit dem Ruhm und Namen trösten zu wollen, ist lächerlich. Dazu müßten denn beide doch um einige Ellen höher sein. Ich habe mich redlich angestrengt und bin so fleißig gewesen wie wenige, aber es hat nicht Glück und Segen auf meiner Arbeit geruht. Ein Buch wie das siebziger Kriegsbuch wäre sonst nicht spurlos

*) Vgl. Familienbriefe, Ges. Werke II, 6 S. 39, 54 u. ö.

vorübergegangen. Es hat so sein sollen. Gut. Ich murre nicht und nehme die Lose, wie sie fallen. Aber ich wollte doch mitunter, ich hätte besser gewürfelt. — Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohl, in alter Dankbarkeit und Verehrung, Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 21. Dezember 1877.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Pardon, daß ich Ihnen in der Unruhe dieser Weihnachtstage auch noch meinerseits mit einer Bitte beschwerlich falle. Ich kann es aber, um nicht eventuell in Verlegenheit zu geraten, nicht weiter hinausschieben. Darf ich zum 2. oder 3. Januar oder doch in der ersten Januarwoche à conto meines seit zwölf Jahren in der Luft schwebenden, Gott sei dank jetzt bis zu den Schlußkapiteln vorgerückten Romans abermals einen Vorschuß von dreihundert Talern empfangen? Ich hoffe, mich dann mit dem, was ich noch vom „Daheim" erhalte, bis Ende Mai durchzuschlagen.

In Ihrer gefälligen Antwort bitt' ich freundlichst, der früher von mir empfangenen tausend Mark, die noch immer ein süßes Geheimnis für meine Frau sind, nicht erwähnen zu wollen. Ich will ihr davon erst erzählen, wenn mal ein Glück kommt. Also vielleicht nie. In aufrichtiger Ergebenheit, ohne weitere Behelligung mit Festtagswünschen, Ihr

Th. Fontane.

An Maximilian Ludwig.

Berlin, d. 3. Mai 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Ludwig.

Gestern nachmittag von einer kleinen Reise zurückkehrend, fand ich Ihren Brief vor, für den ich Ihnen bestens danke. Daneben freute ich mich aufrichtig, Sie für Ihre Rolle, für das Stück, für Schiller eintreten zu sehn. Tausende werden Ihnen zustimmen, und ebenso viele werden mich, wegen meiner antagonistischen Stellung zu diesem Stücke, für anmaßend halten.

Ich kann aber von allem, was ich gesagt habe, auch nicht ein Jota zurücknehmen und habe nur den Trost, daß Schiller selbst, dem diese Jugendarbeit später „genierlich" war, Äußerungen darüber gemacht hat, neben denen meine Bemerkungen verblassen.

Das Geniale, von dem immer die Rede ist, entscheidet freilich, wenn es sich darum handelt, den Wert, namentlich den Kraftwert eines Dichters oder seiner Dichtung festzustellen. Soll aber entschieden werden, „was gehört als volksbildend, als läuternd und mustergültig auf die Bühne und was nicht", so spielt diese Genialitätsfrage wenig mit. Das Allergenialste (Grabbe) kann total verwerflich sein.

Sie schreiben, dergleichen komme auch heute noch vor. Gewiß. Das Wesen der Dinge bleibt dasselbe, aber die Form wechselt. Im letzten empfinde ich (gerade ich) genau so wie Karl Moor, aber alles, was er sagt und tut, erscheint mir unsinnig und lächerlich. Die Form von damals ist nicht mehr die Form von heut, und die ganze Karl Moor-Stattlichkeit, die vor hundert Jahren die Stattlichkeit eines Helden war, ist heute die Stattlichkeit eines Wassersüchtigen.

Alles geschwollen und aufgetrieben. Daß ich im übrigen meinen Schiller aufrichtiger liebe und bewundere, als es das nachplappernde Phrasenvolk, das Salon und Schule unsicher macht, beim besten Willen imstande ist, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern*).

Gestern abend Nesper**) gesehn. Er gefiel mir nicht übel, stellenweis recht gut, weil er, stattlich und steifleinen, ganz wie sich's gehört, in den großen Karl Moor-Stiefeln steht. Er hat das etwas hohle Pathos, ohne welches die Rolle nicht bestehn kann, und ist von Natur die Verkörperung dieser wundervollen Blender und Tiraden. Ich schrieb in meiner Kritik: „wer den Karl Moor spielen wolle, müsse noch an ihn glauben." Aus Ihrem Briefe erseh ich, daß Sie dies tun, aber zugleich auch, daß Sie zu sehr und zu tief an ihn glauben. Und das ist, meines Erachtens, wieder ein Fehler, ja sogar ein gefährlicher. Denn es steigert das Element, mit dem wir uns 1878 nicht mehr versöhnen können.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 9. Mai 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Der Roman ist zwei, drei Wochen fertig, und ebenso lange beschäftigen mich Pläne für neue Arbeiten. Am liebsten ging' ich wieder an etwas Umfangreiches, an eine heitre und, soweit meine Kräfte reichen, humoristische Darstellung unsres Berliner gesellschaftlichen Lebens. Ich will aber, eh ich diesen zweiten Roman in Angriff nehme, doch

*) Vgl. Kritische Causerien, Ges. Werke II, 8, S. 61f.

**) Er spielte bei den Meiningern.

erst die Wirkung des ersten abwarten. Und so möcht' ich denn einen Novellenband (zwei längere Novellen) zwischenschieben. Eine davon, nach eben empfangener Zusage, wird Lindau in seinem „Nord und Süd" veröffentlichen*). Die zweite denk' ich im „Daheim" — das mir durch seinen Zaun-König schließlich sehr verbindliche Dinge hat zuzwitschern lassen**) — zu vorläufigem Abdruck zu bringen. Bliebe nur noch für die Buchausgabe zu sorgen. Könnten Sie sich entschließen, zu Weihnachten 1879 diesen Novellenband zu publizieren? Ausdehnung des Bandes zweihundertfünfzig bis dreihundert Seiten, ein Drittel der Länge meines gegenwärtig im Druck befindlichen Romans.

Ihrer freundlichen Entschließung entgegensehend, sehr geehrter Herr Hertz, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 10. Mai 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank.

Ich hatte nur nach der Romananalogie von fünfzehnhundert Exemplaren gesprochen. Ist die Zahl zu hoch gegriffen, so setzen wir sie selbstverständlich herab, wobei ich mich vorweg Ihrem bessren Wissen unterordne. Die Konsequenzen für die Honorarfrage ergeben sich daraus von selbst. Leider. Denn alle diese Voranfragen verfolgen ja nur den Zweck, mich in meinen Jahreseinnahmen bis zu einer bescheidenen Höhe hin sicher zu stellen.

*) Die Novelle „Grete Minde". Sie erschien zuerst in „Nord und Süd" (1879), Bd. 9, S. 147 ff., als Buch 1880 bei W. Hertz.

**) Über den Roman „Vor dem Sturm". Vgl. S. 357 und S. 382.

Drei Novellen sind besser als zwei, aber eine würde vielleicht noch wieder besser sein als drei. Ich hätte der für „Nord und Süd" bestimmten (ein brillanter historischer Stoff) gern diese größere Ausdehnung gegeben; aber mit Rücksicht auf Lindau, der ein geschworener Feind von dem „Fortsetzung folgt" ist, hab ich mich, gegen Gefühl und bessere Einsicht, zu Komprimierung entschlossen. Halten Sie, nach Ihren Erfahrungen, das Erscheinen eines solchen kleinen einbändigen Romans — denn ein solcher würd' es werden — für etwas Glückliches, so sprech' ich noch mit Lindau, der kein Übelnehmer ist, darüber, suche mir ein anderes Blatt und gebe der Arbeit die ursprünglich von mir gewollte Gestalt.

Wie hat Ihnen die nächtliche Renaissancebildergalerie *) mit dem einfallenden Mondschein gefallen? So was leisten nur die Meininger.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 15. Mai 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Vor Jahr und Tag hatten Sie die Freundlichkeit, mir „Lebenserinnerungen" in halb biographischer, halb novellistischer Form zu schicken (darunter beispielsweise eine Lebensskizze von Frl. v. Crayn), die ich damals mit größtem Interesse gelesen habe. Während der letzten Tage habe ich unter meinen Papieren danach gesucht, habe aber nichts finden können, so daß ich annehmen muß, Ihnen diese vielleicht nur zur Durchsicht empfangenen Aufzeichnungen

*) In Schillers „Räubern".

wieder zurückgeschickt zu haben. Ist dem so, so würd ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir diese kleinen Lebensbilder noch einmal zugehen lassen wollten.

Ich sammle jetzt Novellenstoffe, habe fast ein ganzes Dutzend, will aber mit der Ausarbeitung nicht eher vorgehen, als bis mir noch mehr zur Verfügung stehn. Es liegt für mich etwas ungemein Beruhigendes darin, über eine Fülle von Stoff disponieren zu können, etwa wie man mit einer Extrasumme auf der Brust leichter auf Reisen geht, wie wenn man schon zwischen Berlin und Jüterbog an zu rechnen fängt und von der Frage gequält wird: wird es auch reichen?

Hätt' ich doch das alles gegenwärtig, was Sie mir im Laufe vieler Jahre von den Weltheims, Hüneckens, Rohrs und vielen, vielen andren erzählt haben! Stoff über Stoff. Vielleicht tun Sie in alter Freundschaft ein Übriges und machen noch jetzt einige Aufzeichnungen. Es kann alles ganz kurz sein, denn der eigentliche Kern zu einer Novelle kann in vier Zeilen stecken. Sogenannte „interessante Geschichten“, wenn es Einzelvorkommnisse sind, sind gar nicht zu brauchen. Es kommt immer auf zweierlei an: auf die Charaktere und auf ein nachweisbares oder poetisch zu mutmaßendes Verhältnis von Schuld und Strafe. Hat man das, so findet der, der sein Metier versteht, alles andre von selbst. Die Nebendinge lassen sich erfinden, aber die Hauptsache muß gegeben sein. Diese Hauptsache ist aber in der Regel ganz kurz, während die Nebendinge in die Breite gehn.

In herzlicher Ergebenheit, wie immer

Ihr

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 11. August 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Vielleicht, daß diese Zeilen gleichzeitig mit meinem Töchterlein bei Ihnen eintreffen, und doch stehen sie in gar keiner Beziehung dazu. Es ist eine rein literarische Frage, oder allenfalls auch eine historische, die mich heute schreiben läßt. Ich lese jetzt fleißig in Frau v. Rombergs „Sophie Schwerin" *), finde darin S. 27 den Namen v. Schack und wollte hiermit gehorsamst anfragen, ob dieser v. Schack derselbe ist, der in dem Leben Fräulein v. Crayns die Hauptrolle spielt. Ich denke mir, Frau v. Romberg wird die Frage mit ja oder nein beantworten können. Vielleicht fügt Frau v. Romberg aus ihren Erinnerungen wenigstens annähernd genau hinzu, in welchem Jahre der ganze traurige Vorfall stattfand. Dies ist wichtiger für mich, als Sie glauben können. Das Berliner Leben unmittelbar nach der Schlacht bei Jena — ich meine etwa von 1808 bis 1810, wo das königliche Paar aus Ostpreußen wieder in der Hauptstadt eingetroffen war — war total anders als in den Jahren, die der Jenaer Affäre unmittelbar vorausgingen. Das Kolorit der einen Zeit paßt nicht für die andre. Stimmungen, Anschauungen, alles hatte sich geändert. Nun ist es zwar wahr, daß ich die eine Zeit, sagen wir von 1804 bis 1806, gerade so gut schildern könnte wie die andre (1808 bis 1810). Jede der beiden Epochen läßt sich gut verwenden; jede hat, novellistisch angesehn, ihre besonderen Vorzüge. Aber um mit freudvoller Sicherheit zu schildern, muß ich doch beim Schildern die

*) Vgl. S. 258.

Gewißheit haben: die Dinge vollzogen sich wirklich zu dieser Zeit und zu keiner andern. Beunruhigt mich fortwährend der Gedanke: „du schilderst jetzt 1805, es ist aber vielleicht 1809 gewesen", so lähmt das meine Kraft. Es schadet nichts, wenn man Fehler macht. Man muß es nur nicht wissen, daß man sie macht, und muß nicht, unter der Arbeit schon, durch die Vorstellung davon geängstigt werden. Frau v. Rombergs Buch interessiert mich übrigens aufs höchste. Vielleicht weil ich es jetzt mit mehr Muße lese als früher.

Mit Handkuß für Sie und einem Kuß für Martha, in alter Verehrung

Ihr dankbar ergebenster Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 5. November 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Den „Frankfurter Fall" habe ich mir noch überlegt. Alles in allem, es ist nicht so schlimm. Ist der Buchhändler noch derselbe, den wir vor etwa fünfzehn Jahren (nachher Besuch des Kunersdorfer Schlachtfeldes) aufsuchten, so darf ich sagen, einen größeren Lederschneider nie gesehn zu haben. Eng, klein, ängstlich. Wenn erst „Ludchen" *) gesprochen hat, und der Landpastor sein Ohr spitzt — welches sag ich nicht — so wird alles anders werden. Ich kenne Barnim und Lebus, und beide werden mir meine Treue lohnen. Es ist der Teil unserer Provinz, wo das meiste Geld und das stärkste Selbstbewußtsein zu Hause ist.

*) Ludovica Hesekiel.

Das gibt ein gutes Publikum. Dazu freut sich jeder, seinen Namen gedruckt zu sehn.

Ihr Gedanke mit Schulrat Klix ist brillant. Und ist es nicht Klix, so irgend ein andrer. Glückt es, diese Seite des Romans zur Geltung zu bringen, so haben wir ein „Zeichen der Zeit" und damit vielleicht gewonnen Spiel. Ich muß dabei einen Augenblick verweilen. Der große Zug der Zeit ist Abfall. Aber man hat es nachgerade satt. Die Welt sehnt sich aus dem Haeckelismus wieder heraus, sie dürstet nach Wiederherstellung des Idealen. Jeder kann es jeden Tag hören. Und es ist ernst gemeint. Da kommt nun dieses Buch, das dem in tausend Herzen lebendigen Gefühl Ausdruck leiht. Hätt ich es gewollt, hätt ich auch nur einen Tropfen „fromme Tendenz" hineingetan, so wäre es tot, wie alles Zurechtgemachte. Aber es steckt in dem Buche ganz gegen mein Wissen und Willen. Ich finde es jetzt zu meiner Überraschung darin, und doch liegt eigentlich kein Grund zur Überraschung vor; denn alles, was ich gegeben habe, ist nichts als der Ausdruck meiner Natur. Ich hoffe, daß es auch so wirkt. Trifft dies zu, so ließe sich sagen: „Seht, der Wind dreht sich; die alten Götter leben noch. Unsinn. Das Christentum ist nicht tot. Es steckt uns unvertilgbar im Geblüt, und wir haben uns nur darauf zu besinnen. Jeder, der sich prüft, wird einen Rest davon in sich entdecken. Und diese Reste müssen Keime zu neuem Leben werden". Was sagen Sie zu dieser Nachmittagspredigt?

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 24. November 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Daß Julian Schmidt, über den sich heute Lindau*) nicht allzu glücklich hermacht — denn es wirkt alles, wie aus persönlicher Gereiztheit hervorgegangen — den Roman besprechen will, ist mir eine große Freude. Sein Wort, wenn ich mich unter unsern Kritikern umsehe, hat doch noch das größte Ansehen. Seine Belesenheit ist enorm und sein Stil wundervoll. Bismarck soll gesagt haben, „er schriebe am besten". Dem wird zuzustimmen sein. Frenzel kommt ihm nach, ist aber weniger knapp und, worauf ich ein großes Gewicht lege, weniger humoristisch. Gerade diese Stellen sind bei Julian Schmidt immer brillant. Lindau schreibt auch reizend und ist nicht ohne Grazie, aber es ist doch die Grazie einer Dame von der Opéra comique.

Es schadet gar nichts, wenn Julian Schmidt auf die Schwächen des Buches stark hinweist, wenn nur das Ganze nicht zu kurz kommt, will sagen: nicht lau und flau behandelt wird. Das ist der Tod; nicht ein energischer, aber wohlmeinender Tadel. Ich denke mir: eines wird er anerkennend hervorheben, und das Eine ist mir die Hauptsache. Das Buch ist der Ausdruck einer bestimmten Welt- und Lebensanschauung. Es tritt ein für Religion, Sitte, Vaterland, aber es ist voll Haß gegen die „blaue Kornblume" und gegen „Mit Gott für König und Vaterland", will sagen: gegen die Phrasenhaftigkeit und die Karikatur jener Dreiheit. Ich darf sagen — und ich fühle das so bestimmt,

*) Der Schillerpreis und „Agnes von Meran" in der „Gegenwart" N. 47.

wie daß ich lebe — daß ich etwas in diesem Buche niedergelegt habe, das sich weit über das herkömmliche Romanblech, und nicht bloß in Deutschland, erhebt, und nichts hat mich mehr gereizt, als daß einer meiner besten Freunde (Name später mündlich) so tut, als ob es so gerade nur das landesübliche Dutzendprodukt wäre. Daß es gerade das nicht ist, wird Julian Schmidt gewiß sagen. Denn es ist es nicht.

Roquette, sonst etwas nüchtern, hat mir beinahe enthusiastisch über meinen Roman geschrieben und will ihn in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" besprechen. Er ist nur nicht ganz sicher, ob die „Augsburgerin", zu der er übrigens alte, aber doch immer nur zeitweilige und vorübergehende Beziehungen unterhält, diese seine Kritik auch nehmen wird. Bei der Wichtigkeit der „Augsburgerin", worin ich Ihnen ganz zustimme, entschließen Sie sich vielleicht zu einer kurzen Anfrage bei dem Ihnen, denk' ich, halbbefreundeten Chefredakteur*), ob er wohl geneigt sei, die Roquettesche Kritik über den Roman zu bringen?

Pardon für diesen langen Brief; aber in eigner Sache hat man immer viel zu sagen.

Wie immer Ihr Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 27. November 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Über Julian Schmidt sind wir einig; nur nicht über seinen Stil. Er schreibt klar, knapp, kernig (mitunter — aber dann absichtlich — knorrig) und verfügt, ohne eigentlich

*) Otto Braun.

ein Humorist und homme d'esprit zu sein, doch über so viel von beiden, um seiner Schreibweise dadurch eine sehr schmackhafte Zutat zu geben. Vielleicht um so schmackhafter und wirkungsvoller, je seltener er damit hervortritt. Und daran knüpft sich in natürlicher Verbindung der Wunsch, daß Ihnen die Suppe schmecken möge. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 1. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Daß Sie den Brief Paul Heyses, sehr geehrter Herr Hertz, selbst kopiert haben, hat mich gerührt, und für diese besondre Guttat muß ich mich eigens noch bedanken. — Ich hatte beim Lesen denselben angenehmen Eindruck wie beim Hören. Er ist so graziös, so witzig, so wohlwollend, daß er einem eben alles sagen kann. Nur eine ganz kleine Natur kann sich dagegen auflehnen. Nur in einem — und zwar in einem Hauptpunkt — hat er entschieden unrecht. Der Schwerpunkt des Buches liegt nicht im „Landschaftlichen", wenn er diesem Worte auch die allergrößte Ausdehnung geben und alles Deskriptive darunter verstehen will. Der Schwerpunkt liegt vielmehr in der Gesinnung, aus der das Buch erwuchs, und wenn es einen bescheidenen Erfolg erringen sollte, so werden Kapitel wie das vierte des ersten Bandes, im zweiten Bande das Zwiegespräch zwischen Berndt und Kniehase beziehungsweise zwischen Berndt und Othegraven, im dritten Bande das Prinz Ferdinand- und das Bninski-Kapitel und im letzten Bande die Kapitel, die dem Frankfurter Überfall unmittelbar folgen, die wahre Ursach davon sein. Alle aber haben mit dem „Landschaftlichen" gar nichts zu schaffen. Morgen abend schreib ich

an Paul. Den eben behandelten Differenzpunkt berühre ich aber mit keinem Wort — es würde bloß kleinlich erscheinen.

Wie immer in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 2. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Für Heyses „Leopardi" *) meinen herzlichsten Dank. Es ist ein schönes Buch, innerlich wie äußerlich. Wollen Sie glauben, daß ich mit Schmerz darin geblättert habe, nicht um Leopardis, sondern ganz egoistisch um meinetwillen? Und warum? Weil ich fühle, daß ich derartiges in der Tretmühle des Dienstes und der Tagesarbeit nicht einmal *lesen* kann. Ich höre, wirklich und bildlich, Drehorgeln um mich her, und heisere Tingeltangelstimmen dringen von einem Berliner Hof her zu mir herauf. Dazwischen Leopardische Äolsharfenklänge, vornehm und wie aus einer andren Welt, wäre Profanation. Immer nur im Sommer, wenn man ein paar Wochen lang all den Wust hinter sich wirft, kann man sich mit *solchen* Dingen beschäftigen. Und so *sollte* das Leben nicht sein, wenigstens nicht das meinige. Und das ist es, was mich verstimmt.

An Paul schreib ich erst morgen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) Giacomo Leopardi. Deutsch von Paul Heyse. 2 Teile. Berlin, W. Hertz, 1878.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 6. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Das Pentagramma macht mir Pein.

Das „G" der Augsburgerin kann nur Gutzkow sein, mein geschworener Feind. Und ich kann es ihm nicht verdenken, denn ich habe ihn schwer gekränkt. Er wird sich also revanchieren. Tut er's nicht, komm ich mit einem blauen Auge davon, so ist mein Buch entweder sehr gut oder mein Feind sehr edel. Edler als ich ihn vorläufig taxieren kann. Denn er hat zeitlebens alles auf seine Person gestellt. So bin ich denn auf Abschlachtung gefaßt. Ist es sehr schlimm, so les' ich es jetzt, wo ich inmitten einer Novelle stecke, und zwar an der wichtigsten Stelle, lieber nicht. Dabei muß ich bemerken, daß ich gegen Tadel, selbst gegen starken oder meinem Gefühl nach ungerechten Tadel, gar nicht sehr empfindlich bin. Nur Nichtachtung kränkt mich tief. Wird dem Buche und seinem Verfasser die Existenzberechtigung zugesprochen, wird in den Hauptsachen eine Kraft anerkannt, so genügt mir das völlig. Nur unter die Masse geworfen zu werden, von der zwölf aufs Dutzend gehn, ist mehr als meine Geduld aushält. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 9. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Die Frommen kochen auch mit Wasser. Eigentlich ist hier gar nicht gekocht, sondern nur verdünnt. Ein

Tropfen Urtinktur mit hundert Tropfen. Aber die Homöopathen nehmen wenigstens Spiritus zum Verdünnen, davon hab ich hier nichts gemerkt. Aqua pura. Aqua fontana geht meinetwegen nicht. In vorzüglicher Ergebenheit.

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 13. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ganz besondren Dank für Ihre heute früh empfangenen Zeilen, die — besonders um der reizend geglückten Schlußwendung willen — eine rechte Morgenfreude waren. Sie bereiteten mir eine gute Stimmung, die ich für eine Art von Doppelkritik, über „Das Leben ein Traum" und „Der Traum ein Leben" sehr wohl brauchen konnte. Bis 7½ Uhr abends hab ich denn en suite an meinem Schreibtisch gesessen. Über zwei solche Stücke zu schreiben, sie zu parallelisieren und jedes in seiner Art zu würdigen, ist wirklich schwer, und wenn ich damit fertig bin, wundre ich mich immer, daß ich's überhaupt konnte. Naives Geständnis! Jedenfalls ist die Kritik schuld, daß ich Ihnen erst fünfzehn Stunden nach Empfang Ihres Briefes antworte.

Dieser Tag brachte uns noch eine andre große Freude. Filius II hat heute sein Referendariatsexamen gut bestanden. Er läßt sich neue Karten stechen, steigert seine Schnurrbartspflege und sieht seiner Abkommandierung nach Bernau oder Alt-Landsberg entgegen. Für mich kommt schließlich eine „Märkische Wanderung" dabei heraus. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 16. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank für das Zeitungsblatt, das ich Ihnen morgen abend bestimmt wieder zustelle, gleichviel, ob mir Lübke einen Abdruck schickt oder nicht. Er pflegt sonst so prompt in solchen Dingen zu sein*). Ich will ihm morgen danken und möchte beim Schreiben der betreffenden Zeilen seine Besprechung noch gern zur Hand haben.

Übermorgen will ich eine „Märkische Wanderung" in den Winter hinein machen**). Der „Bär" hat mich durch Stadtrat Friedel dazu aufgefordert, und ich konnte nicht gut „nein" sagen. Seit drei Jahren steht mein Name an der Spitze des Blattes, rein als Ornament, und mal muß es doch auch heißen: „noblesse oblige". Ein mir beiläufig verleideter Satz, seit ihn die hyperknausrigen Königsmarcks überall in ihren Schlössern angebracht haben.

Welch Sterben in der Schriftstellerwelt! Knappe Georg***) ging vorauf, und Götz folgt ihm nun nach. Er hatte auch eine eiserne Maschinenhand, denn sie wurde nie müde.

Ergebenst Ihr Th. Fontane.

---

*) Wilhelm Lübke hatte im Schwäbischen Merkur „Vor dem Sturm" besprochen.

**) Wanderung nach Malchow. Vgl. Spreeland. Vierte Auflage, S. 231, und die Berliner Zeitschrift „Der Bär", 1879, S. 5 f.

***) George Hiltl war am 18. November gestorben. Mit Götz ist Louis Schneider gemeint, der am 13. Dezember 1878 starb.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 17. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Gestern schloß ich mit einer Betrachtung über Louis Schneider. Nun haben wir einen neuen Toten: Gutzkow*). Es kann einem ganz graulich werden. Frenzel, aber ohne Namensunterschrift, widmet ihm in dem heutigen Abendblatt der „Nat.-Ztg." einen kurzen Nachruf, den ich vorzüglich finde. Nur glaub ich, zu anerkennend. Alles an dem Manne war Unruhe, und die Muse bedarf bekanntlich vor allem der Muße, der Ruhe. Er war ein brillanter Journalist, der sich das „Dichten" angewöhnt hatte und es ähnlich betrieb wie Korrespondenzen und Tagesartikelschreiben. Das hält aber die Dichtung nicht aus. Die bedarf mehr Pflege und Liebe. Auerbach sagte mir mal: „Die ganze Gutzkowsche Produktion drehe sich um Gutzkow selbst." Ich glaube, dies ist richtig, und damit ist ihr Todesurteil ausgesprochen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 19. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Melde mich von Malchow und Pastor Hosemann zurück. Seine Frau, nett und freundlich, kochte mir einen brillanten Kaffee und plauderte mit mir, während der Ehemann nebenan den Konfirmandenunterricht abmachte. Bei solchen Plaudereien findet man jedesmal, daß die Welt sehr

*) Gutzkow war am 16. Dezember gestorben.

klein ist und nur von einer einzigen, etwas ausgedehnten Familie bewohnt wird. Sie ist eine geborene Martius. Wir waren gleich bei Simons hinterm Zeughaus, bei Fräulein Fournier und bei den W. Hertzschen Damen. Sie behauptete, mit Fräulein Marianne und Fräulein Fanny *), als beide noch im Flügelkleide gingen, auf du und du gestanden zu haben. Ich versprach Grüße zu bestellen.

Auf diese Meldung erwart' ich aber keine Antwort. Vier Tage vor Weihnachten ist keine Zeit zu Korrespondenzen aus dem Stegreif. Genug, wenn Sie's lesen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Gentz.

Berlin, d. 20. Dezember 1878.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ihre Schilderungen haben mich so begierig gemacht, den neuesten Cortez- oder Pizarrozug kennen zu lernen, daß ich von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch mache und um die zwei Bände Stanley **) bitte. Ordnungshalber lege ich gleich einen Empfangsschein bei. Gruß und Empfehlung Ihnen und Frau Gemahlin von Ihrem ergebensten

Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 31. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Mein Dank kommt etwas verspätet. Aber ich war gestern Geburtstagskind und hatte von 11 Uhr an den

---

*) Jetzt Marianne Lehnerdt und Fanny Strack.

**) Stanley, H. M., Wie ich Livingstone fand. Leipzig, Brockhaus 1879.

Unterhalter zu machen und mich für Dattelschachteln und Maiblumentöpfchen zu bedanken. Eine Arbeit, die man immer wieder gern tut, die aber doch strapaziös ist. Und in den kleinen Pausen Musikpaukerei eines Schumann- und Wagnerfanatischen Sohnes.

Den „richtigen Berliner" *) kenn ich noch nicht. Vielleicht, daß er literarisch verputzt unterhaltend wirkt. Sein Original ist aber eigentlich furchtbar. Wobei ich indessen einräume, daß der Königsberger und Cölner noch schrecklicher ist.

Mit herzlichsten Glückwünschen zum neuen Jahr, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 31. Dezember 1878.

Hochgeehrter Herr.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte, die, gestern an meinem Geburtstage geschrieben, mir heute den letzten Jahrestag verschönen. Die Welt spricht immer von dem Neid der Fachgenossen. Wenn ich meine Erfahrungen, ganz besonders die während der letzten sechs Wochen eingesammelten, befrage, so gestaltet sich's umgekehrt: wirklich Erquickliches ist mir nur von meiner Kollegenschaft gesagt worden: P. Heyse, O. Roquette, L. Pietsch, W. Lübke. Und nun Sie. Unser alter Hesekiel pflegte zu erzählen, L. Tieck habe den Lieblingssatz gehabt: „Meine Herren, ein dreibändiger Roman ist immer eine respektable Leistung, selbst wenn er nicht viel taugt." Ich

*) Das Buch „Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten" erschien zunächst anonym 1878. Erst in der sechsten Auflage 1904 wurden die Verfasser der Sammlung Hans Meyer, Oskar Bartsch und Otto Steinecke genannt.

glaube, daß wir, die wir die schweren Drangsale solcher Arbeit kennen, alle sehr Ähnliches empfinden und deshalb mit ganz anderm Ernst an die Lektüre derartiger Schöpfungen gehn. Verwandt mit diesem Ernst ist die Liebe, und ist d i e erst da, so ist man durch. Denn das liebevolle Auge wird in einem umfangreichen und fleißigen Werke immer Dinge finden, die Anspruch auf ein freundliches Zunicken haben. Nur so kann ich mir die Tatsache erklären, daß einem die N e b e n b u h l e r herzlich die Hand schütteln, die Fremden (das große Publikum), einen Mittelkurs haltend, halb flau- halb wohlgesinnt bleiben, die F r e u n d e aber allemal durch Ignorierung, Nüchternheit und Nörgelei glänzen. Wahrscheinlich macht jeder dieselben Erfahrungen, und man hat dann nur den Trost, daß sich in all diesem ein Gesetz vollzieht. Von einer schreienden Undankbarkeit und Rücksichtslosigkeit aber, und damit will ich schließen, sind d i e, denen man die mitunter sehr teuren Bücher in „freundschaftlicher Huldigung" wohl gar mit einem Widmungsvers überreicht. Es ist, als ob sie einen Haß gegen den Absender und Verfasser faßten. Er steigt nicht, er sinkt. Nichts wird so niedrig taxiert wie Bücher. Gott besser's.
In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

B e r l i n, d. 8. Januar 1879.

Sehr geehrter Herr Hertz.

„Die Braut von Messina" ist schuld, daß ich Ihnen erst heute für die gefällige Mitteilung der Geibelschen Briefstelle danke, die mich s e h r erfreut hat. So zutreffend Pauls Urteil — ich hatte vor drei Tagen auch noch einen direkten Brief von ihm — über mein Buch ist, so, glaub ich, empfindet er seiner ganzen Natur nach die Mängel

etwas stärker, als nötig, und legt etwas zu wenig Gewicht auf **das**, was die Seele des Ganzen ist. In letztrem Punkt liegt der Unterschied zwischen seinem und Geibels Urteil. Dieser kann dem, was ich eigentlich wollte: Verherrlichung der Vaterlandsliebe über die bloße, mehr oder weniger geschraubte „Loyalität" hinaus und Verherrlichung christlichen Sinnes und Lebens auf Kosten christlicher Bekenntnisformeln gerechter werden als jener. Denn er empfindet ähnlich wie ich.

Die „Kölnische" schließ ich mit bestem Danke diesen Zeilen bei. Heinrich Kruse hatte mir schon die Nummer vom 30. Dezember, in der es zuerst stand, geschickt und Gelegenheit genommen, übrigens in sehr liebenswürdiger Weise, mich an zwei unrezensiert gebliebene Stücke von ihm zu mahnen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 14. Januar 1879.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Natürlich eine höchst erfreuliche Mitteilung, auch die, daß Sie's noch einmal mit tausend wagen wollen. Denn ich empfinde ganz, wie Sie, und staune darüber, daß in einer nicht bücherkaufenden Bevölkerung alles in allem sechs- oder siebentausend „Märkische Wanderungen" verkauft werden konnten.

Ich sah gleich nach Eingang Ihrer freundlichen Zeilen meine dicken Pakete, die unter anderm auch die Neueinteilung des Stoffes enthalten, durch und sah auf den ersten Blick, daß viel mehr Stoff da ist, als in dem betreffenden Bande untergebracht werden kann. Ich werde also im Wesentlichen nur auszuscheiden und mich mit der Frage zu be-

schäftigen haben: „was kann am ehsten weg?“ Umarbeiten will ich zwei Kapitel: Küstrin und Gusow, die beide schwach sind*). In „Gusow“ will ich, unter Benutzung seitdem erschienener Monographien, ein knappes Lebensbild Derfflingers geben und in „Küstrin“ die ganze Kattetragödie von Anfang bis Ende darstellen. Das ist dann wirklich etwas Interessantes und in dieser Umfassendheit noch nicht da. In drei Tagen bin ich mit meiner für „Nord und Süd“ bestimmten, längeren Novelle fertig. Ist es Ihnen recht, so beginne ich gleich in der nächsten Woche mit der Zusammenstellung des Stoffes und mit Niederschreibung des neuen Küstrinkapitels, auf das ich mich selber freue.

Die Besprechung des Romans in „Mehr Licht“**) hab ich erst heute, durch Ihre Zeilen darauf aufmerksam gemacht, gelesen. Es ist „toll genug.“ Nur die Stelle, daß der Erzähler nicht mitsprechen darf, weil es gegen das „epische Stilgesetz“ sei***), erscheint mir als reine Quackelei. Gerade die besten, berühmtesten, entzückendsten Erzähler, besonders unter den Engländern, haben es immer getan. Dies beständige Vorspringen des Puppenspielers in Person

*) Es handelt sich um die dritte Auflage des zweiten Teils der Wanderungen „Oderland“. (Berlin 1880.) Die Kapitel „Gusow“ und „Küstrin“ befanden sich ursprünglich im ersten und kamen erst jetzt in diesen Band.

**) „Mehr Licht“. Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst. Herausgegeben von Silvester Frey. (Berlin 1878—1880.) 1. Jahrg. Nr. 15. Die sehr anerkennende Besprechung ist von Eugen Zabel verfaßt.

***) Friedrich Spielhagen hatte dieses Prinzip der Objektivität in dem Roman „Platt Land“ (Leipzig 1879) streng durchgeführt und auch theoretisch verfochten. Vgl. Wilhelm Scherers Kleine Schriften (Berlin 1893), Bd. 2, S. 165 f. und Friedrich Spielhagens Vermischte Schriften (Berlin 1864), Bd. 1, S. 174 ff. und Beiträge zur Theorie und Technik des Romans (Leipzig 1883).

hat für mich einen außerordentlichen Reiz und ist recht eigentlich das, was jene Ruhe und Behaglichkeit schafft, die sich beim Epischen einstellen soll. Die jetzt modische „dramatische“ Behandlung der Dinge hat zum Sensationellen geführt.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 15. Januar 1879.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ihre Briefe machen mich immer antwortlustig, vielleicht weil ich überhaupt ein Papeler bin, und ich geniere mich nur, immer gleich wieder „bei der Hand“ zu sein, weil ich Sie dadurch in eine immerhin zeitraubende Korrespondenz verwickle. So schwankte ich heute: „Que faire?“ und würde mutmaßlich aus purer Rücksicht geschwiegen haben, wenn nicht der Abend Einliegendes gebracht hätte. Es ist Ludovica*) „encore une fois“. Hofrat Herrlich, jetzt „Geheimer“, war von der Kreuzzeitungsrezension so entzückt, daß er etwas aus derselben Werkstatt haben wollte. Und da ist es nun. Ich find' es gut genug. Die Kritik hat mich merkwürdig artig und rücksichtsvoll behandelt, und so möcht' ich nicht gern undankbar erscheinen. Aber schließlich, aufs Gewissen gefragt, muß ich doch sagen, es ist alles ungeheuer unbedeutendes Zeug. Als Ausnahmen, aber doch auch nur zu guter Hälfte, kann ich bloß Pietsch und Roquette gelten lassen. Kritiken, die den Lebenspunkt

*) Die Tochter George Hesekiels. Vgl. Von zwanzig bis dreißig, Ges. Werke II, 3 S. 138. Vgl. S. 391. Geheimer Hofrat Herrlich, Th. Fs. Hausgenosse, gab das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg“ heraus.

eines Dinges treffen, scheinen gar nicht mehr geschrieben zu werden. Keiner geht mehr aufs Ganze; immer Details, immer Einzelheiten. Man sieht, es wird geblättert, nicht gelesen.

Ich erwarte keine Antwort. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 29. Januar 1879.

Hochgeehrter Herr.

Eben habe ich Rm.*) über meinen Roman sprechen hören und ich eile, ihm, beziehungsweise Ihnen herzlich dafür zu danken. Es ist mild und gerecht, mit einem, wie es sein soll, bemerkbaren Vorklingen des erstren, und damit ist alles gesagt. Nichts Gelungenes, das nicht von Ihrem freundlichen Auge bemerkt worden wäre, nichts Schwaches, das nicht der bekannte Mantel freundlich zugedeckt hätte. Sie lösen die Gentlemanaufgabe, wohltuend zu loben und zu tadeln (jenes ebenso schwer wie dieses) und Ihren Ausstellungen Worte zu leihen, vor denen sich auch der Eigensinnigste und Selbstgerechteste jedes Widerspruchs begeben muß. Wie fein die Bemerkung, daß das, was ein Epos sein solle, hier im Wesentlichen eine Aneinanderreihung von Balladen sei! Es trifft nicht nur den schwachen Punkt, es erklärt ihn auch, ja, glorifiziert ihn halb. „Wir vermissen nicht den äußren Zusammenhang, wohl aber fehlt zuweilen der organische, der künstlerische" — durch diese wenigen Worte haben Sie mich in meinem bisherigen

*) Unter der Sigle Rm. hatte Julius Rodenberg in seiner „Deutschen Rundschau" (Februarheft 1879, Bd. 18 S. 317ff.) eine sehr anerkennende und warmherzige Besprechung von Th. Fs. Roman „Vor dem Sturm" veröffentlicht.

Widerstande besiegt. Denn im Vertrauen gesagt, ich nahm bis dahin das „schwach in der Komposition" für eine bloße Schablonenbemerkung. Selbst Heyse, auf den ich begreiflicherweise viel gebe, hatte mich nicht bekehren können — Ihnen ist es geglückt.

Was Renate angeht, so haben Sie mir aus der Seele gesprochen, und ich wünschte nur, daß die des Breiteren gezeichnete Figur auf alle meine Leser ähnlich wirkte, wie Ihre Skizze des Charakters auf mich. — Auch in dem Schlußpassus stimmen wir zusammen. Es ist ein Unsinn, uns einreden zu wollen, die Welt sei so schofel und erbärmlich, wie unsre Komödien- und Romanschreiber sie darstellen. Ich kenne Gott sei Dank bloß leidlich anständige Menschen. Es kann nicht ausbleiben: eine bessere, wahrere Zeit bricht auch in literarischen Dingen an. Viel werd ich davon nicht mehr sehen; aber es ist schon ein Vorzug, in dem Glauben an sie sein Tagewerk beschließen zu können.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 30. Januar 1879.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

In der „Deutschen Rundschau" las ich gestern eine Besprechung meines Romans. Sie rührt von Rodenberg selber her und zählt zu dem wenigen Guten, was bis jetzt über das Buch gesagt ist. Vielleicht ist es das beste. Seine Skizzierung des Charakters von Renaten, die sein Liebling ist (auch meiner), ist ganz ausgezeichnet und vielleicht besser als die Figur selbst. Ebenso sind die abschließenden Allgemeinbetrachtungen mir ganz aus der Seele gesprochen. Das Feinste und Zutreffendste ist aber der

Tadel, den er ausspricht. Das laß ich mir gefallen. Die Schwächen liegen genau da, wo die Vorzüge liegen, und wenn einerseits das Balladen- und Wanderungskapitelhafte dem Buche Frische, Fleisch und Leben leiht, so hebt es doch partiell die Kunstform des Ganzen auf. Ich habe das früher nicht zugeben wollen; jetzt geb' ich es wenigstens halb zu. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 4. Februar 1879.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Für zwei Briefchen habe ich Ihnen zu danken. Das Buch schicke ich in den nächsten Tagen, aber das Thema Gutzkow ist zu verführerisch, um nicht heute noch leise berührt zu werden. Ich stimme Ihnen in allem bei. Mit Ausnahme seiner Stücke kenn ich nicht viel von ihm und müßte mir von Gutzkowanhängern vielleicht den Zuruf gefallen lassen: „lies ihn erst". Aber da liegt gerade der verdammende Punkt. Ein halbes Dutzend mal hab ich ernstlich den Versuch gemacht, mich in ihn hineinzulesen, aber es ist mir nie geglückt. Ein unbeschreibliches Etwas haftet seinem Stil an, wodurch er ungenießbar wird. Er schreibt, im Ganzen genommen, wohl und richtig konstruierte Sätze, die nur den einen Fehler haben, daß man sie nicht verstehen kann. Nur seine Kritiken kann man verstehen, weil er auf diesem Gebiet zu Hause war. So wie er gestalten will, ist es vorbei. Er hätte Leitartikelschreiber werden müssen oder Rat im Kultusministerium, ein auf die liberale Seite gefallener Stiel. Aber vom Dichter, der er sein ganzes Leben lang hat sein wollen, hatte er gar nichts. Er hat die deutsche Nation düpiert. In andern

Ländern, die mehr natürlichen Sinn für die Künste haben und durch Bildungsdrill weniger verdummt sind, hätte er vierzig Jahre lang eine solche Rolle gar nicht spielen können. Er war ein Hochstelzler, was ein bißchen an Hochstapler erinnert und auch soll; denn alles ist Schein, falsch, unecht. Es ist ein wirkliches Verdienst Julian Schmidts, auf die vollkommene Hohlheit dieser merkwürdigen Erscheinung in unserer Literatur hingewiesen zu haben. Sein Name wird bleiben, aber von seinen Werken nichts. Vielleicht, daß sich eins seiner Stücke („Zopf und Schwert") noch ein Menschenalter hält. Ich kann des Mannes nicht ohne tiefe Teilnahme gedenken, denn ich kenne kein ähnliches Beispiel von einer in gewissem Sinne glänzenden und bedeutenden und zugleich doch ganz nutzlosen und schon bei Lebzeiten beiseite geworfenen Existenz. Mög' es einem besser beschieden sein.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Berlin, d. 5. Februar 1879.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Es war sehr schade, daß Sie nicht konnten (wir hatten es schon vorher durch Anfrage erfahren), denn es verlief besonders gut, trotzdem der hellste Stern des Abends nicht leuchtete: Adolf Menzel war durch Akademiesitzung und Subskriptionsball, den er grundsätzlich nie versäumt, behindert.

Mich nimmt noch immer meine für „Nord und Süd" bestimmte Novelle*) total in Anspruch. Auch die Kor-

*) Grete Minde. Vgl. S. 387 und 405. Die S. 411 erwähnte Novelle ist „Ellernklipp", die jedoch erst 1881 in Westermanns

rektur der Abschrift, bei der ich jetzt bin, ist noch wieder eine wochenlange Arbeit. Ich bin nun mal ein Bastler und Pußler und kann es nun nicht mehr los werden. Aber etwa am 15. bin ich wirklich fertig. Dann wende ich mich ganz und gar den für Sie bestimmten Arbeiten, erst dem Küstrin- und Katteaufsatz, dann der Novelle zu. Um eben diese Zeit laß ich Sie auch Bestimmteres wegen der Illustrationen wissen. Ich kann das erst, nachdem ich in Küstrin gewesen sein werde. Findet sich dort kein Markgraf Hans-Porträt, so muß eins im hiesigen Schloß stecken. Denn die Schule Lucas Cranach war damals in märkischen Landen sehr tätig: das weiß ich von zwanzig Schlössern und Kirchen her.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 5. März 1879.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Der Schubart, der auf dem Hohenasperg saß und Friedrich dem Einzigen sang, ist es wohl nicht*). „Als ich

---

Monatsheften, Bd. 50, S. 144 f. erschien. Diese Zeitschrift wurde damals von Karpeles revigiert.

*) Vgl. A. Sauer, Stürmer und Dränger. Dritter Teil, S. 422 f. (Kürschners Deutsche National-Literatur, Bd. 81.) In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft machte Schubart seine Aufzeichnungen mittels einer Lichtputze, da ihm Tinte, Feder und Papier vorenthalten wurden. Den Hymnus auf Friedrich den Großen aber (gedichtet 1786) warf er (nach seiner eignen Äußerung) in wenigen Stunden aufs Papier. Vgl. Schubarts Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst aufgezeichnet. Zweiter Teil (Stuttgart 1793), S. 191 und Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben und seinen Werken (Stuttgart 1835), S. 305.

ein Knabe noch war" kratzte er mit der Lichtschere in abgetropftes Talg — dieser hat es bequemer gehabt. Mit dem Maße von Lob könnt' ich zufrieden sein, wenn sich's nicht beständig widerspräche. Le Pour et le Contre führen einen Dialog, und während seine Linke mich streichelt, schlägt mich seine Rechte. Der Löwe Lob und der Tadel Krokodil fressen sich bis auf die Schwänze auf, und es bleibt nichts übrig. Und nichts ist zu wenig.

Ich bin neugierig auf Julian Schmidt, dessen Kritik — wenn der Teufel sein Spiel treibt — mit Lindaus Besprechung vielleicht am gleichen Tage erscheint. Frau Lindau hat mich am Sonntag abend, wo ich in einer Gesellschaft ihr Nachbar war, durch drei Bretter gelobt.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Moritz Lazarus.

Berlin, d. 26. April 1879.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Leibnitz.

Hoffentlich sind Sie von Leipzig zurück und das Rütli — heute bei mir — hat die Freude Sie zu sehn. Chevalier wird den Vizewirt machen, denn ich muß einmal wieder ins Theater. „Constanze" von Nahida Remy*). Die Dichterin selbst nennt es „ein Schmerzenskind", was mich aber nicht rührt.

Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin empfehlen zu wollen, in herzlicher Ergebenheit

Th. F.

---

*) Wurde später die zweite Gattin des Professors Lazarus.

An Gustav Karpeles.

Berlin, d. 3. April 1879.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Es wird Sie als Redakteur nicht überraschen, daß ich nicht fertig geworden bin, ebenso, daß ich mich für nicht schuldig erkläre. Es war Unglück: erst drei, vier Tag lang ins Theater und dann ein Frühlings- und Quartalschnupfen, was den höchsten Grad ausdrückt. Und ein cerveau enrhumé steigert nicht gerade den Intellekt.

Am meisten am Herzen liegt mir mein neuer Roman. Könnten Sie darüber mit den Chefs der Firma sprechen? Zeitroman. Mitte der siebziger Jahre; Berlin und seine Gesellschaft, besonders die Mittelklassen, aber nicht satirisch, sondern wohlwollend behandelt. Das Heitre vorherrschend, alles Genrebild. Tendenz: es führen viele Wege nach Rom, oder noch bestimmter: es gibt vielerlei Glück, und wo dem einen Disteln blühn, blühn dem andern Rosen. Das Glück besteht darin, daß man da steht, wo man seiner Natur nach hingehört. Selbst die Tugend- und Moralfrage verblaßt daneben. Dies wird an einer Fülle von Erscheinungen durchgeführt, natürlich ohne dem Publikum durch Betonungen und Hinweise lästig zu fallen. Das Ganze: der Roman meines Lebens oder richtiger die Ausbeute desselben.

Vor drei Jahren kann er nicht fertig sein, und ich suche nun eine gute Stelle dafür. Unter fünftausend Talern kann ich ihn nicht schreiben, die mir zur größeren Hälfte von einem Blatt oder Journal, zur kleineren für die Buchausgabe gezahlt werden müßten. Wie fängt man das an? Kann ich es nicht kriegen, nun so muß die Welt sehen, wie sie ohne meinen Roman fertig wird.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 3. Juni 1879.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Ein paar Wochen will ich mir in Wernigerode Erholung gönnen und bloß laufen und klettern, dann aber hoff ich fleißig sein und endlich die bewußte Fräulein v. Crayn-Novelle*) schreiben zu können. Alles ist vorbereitet und der Stoff längst in Kapitel eingeteilt. Das erste Kapitel hab ich schon zwei-, dreimal geschrieben, aber immer wieder verworfen. Die Einleitung, wie ich sie jetzt habe, scheint mir aber die richtige zu sein. Der Anfang ist immer der entscheidende. Hat man's darin gut getroffen, so muß der Rest mit einer Art von innerer Notwendigkeit gelingen, wie ein richtig behandeltes Tannenreis von selbst zu einer geraden und untadeligen Tanne aufwächst. Den Schluß von „Grete Minde" werden Sie nun wohl auch empfangen haben; mög er Ihnen gefallen. An meinem Roman erleb ich viel Freude. Allerbeste Leute — freilich meist Männer — interessieren sich dafür und sagen mir allerhand Freundliches. Ich schriebe gern einen zweiten, der in Bücher und Kapitel eingeteilt und in seinen Szenen und Personen skizziert, längst vor mir liegt. Aber unsre deutschen Buchhändler-, Verkaufs- und Lesezustände lassen es mir leider fraglich erscheinen, ob ich je zur Ausarbeitung kommen werde. Ich kann sie nur vornehmen, wenn ich eine Einnahme von fünftausend Talern habe, dreitausend für den Ausdruck in einem Journal und zweitausend für

*) Schach von Wuthenow. Vgl. S. 390. Erst 1883 wurde die Erzählung gedruckt. Sie erschien zunächst in der Vossischen Zeitung (29. Juli bis 20. August), dann in demselben Jahr bei W. Friedrich in Leipzig. Th. F. hatte den Stoff mit allen Details von Mathilde v. Rohr erhalten. Bd. 1 der Wanderungen, Ruppin. 10—11. Auflage, S. 470.

die erste Auflage des Buchs. Aber wo das hernehmen? Ich habe nicht solche Erfolge aufzuweisen und werde sie, nach der ganzen Art meines Talentes, nie aufzuweisen haben, daß sich Redaktionen und Buchhändler veranlaßt sehen sollten, mir solche Forderung ohne weiteres zu bewilligen. Und doch sind die Summen noch niedriger berechnet, als mir, nach der jetzt üblichen Novellenhonorierung, wie selbstverständlich zufallen müßte. Wieder unter Sorgen und Ängsten es schreiben, wie den ersten Roman, das tu ich nicht.

Wir dachten viel an Sie, als wir den Tod der hochverehrten Frau v. Romberg*) in der Zeitung lasen. Es hat für mich etwas Schmerzliches und Erschütterndes, ein reiches, schönes, bevorzugtes Leben nicht nur so leidensvoll, sondern auch — was ich noch schmerzlicher finde — so freudlos endigen zu sehen. Denn neben dem Leide kann auch Freude, unterirdische Freude, blühn, und diese, glaub' ich, hat sie seit vielen Jahren entbehrt. Mitunter berührt mich die Welt, als wäre sie doch nur der Tummelplatz untergeordneter Kräfte!

Wie immer in dankbarster und herzlichster Ergebenheit

Ihr

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Berlin, d. 30. Juni 1879.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Eben hab' ich die Korrekturbogen**) zur Post gegeben. Übermorgen früh, spätestens am Donnerstag, will ich auf

*) Vgl. S. 258.

**) Von dem im Brief vom 5. Februar angekündigten Aufsatz „Küstrin und die Kattetragödie", der in Westermanns Monats-

sechs Wochen in den Harz. In diesen sechs Wochen möcht ich zwei Novellen im Brouillon fertig schaffen, um sie dann in den Wintermonaten salonfähig oder, weil das an den furchtbaren Payne erinnert, druckfähig zu machen. Eine ist für Hallberger, die andere für Westermann bestimmt. Ich möchte nun über diese „andre" vorher gern ein Wort zu Ihnen gesprochen und Ihren Rat erbeten haben. Überschrift: Sidonie v. Borcke*). Sidonie v. B., Priorin zu Marienfließ in Pommern, schön, gescheit, encouragiert, aber zugleich auch hochmütig, intrigant und herrschsüchtig, in Un- und Aberglauben gleich tief versunken, ist durch höfischen Einfluß und unter Geltendmachung alter Beziehungen, wo sie Herzogsbraut oder Herzogsgeliebte war (bleibt dunkel), Priorin des vorgenannten, eben in ein protestantisches Stift umgewandelten Klosters geworden. Sie ist nah an fünfzig, aber wundervoll konserviert, groß, stattlich, königlich. Ihr Erscheinen im Kloster drückt den Rest der alten und jungen Damen zur Nullität herab. Nur einige versuchen Widerstand, werden besiegt, um schließlich doch zu triumphieren.

Der Inhalt der Novelle ist nun eine Schilderung des Erscheinens Sidoniens im Kloster, die sofort das l'État c'est moi antezipiert. Streng und rücksichtslos und übermütig gegen ihre Umgebung, versagt sie sich selber nichts

---

heften, Bd. 46, S. 691 f. (Braunschweig 1879) erschien. — Der weiterhin genannte Payne war Verleger der Zeitschrift „Der Salon".

*) Der in diesem Brief skizzierte, von Th. F. nicht ausgeführte historische Stoff war schon in einem 1847 erschienenen dreibändigen Roman von Wilhelm Meinhold (1797—1851) „Sidonia v. Bork, die Klosterhexe" behandelt worden. Meinhold gibt in der Vorrede die Quellen an, aus denen er schöpfte. In Th. Fs. Tagebuch heißt es unterm 30. Januar 1855: „Plaudereien (bei einem Hauptmann v. Borcke) über Sidonie v. Borcke, eine Art Ahnfrau des Hauses".

und ist, en petit comité, je nach Laune, Berechnung und Bedürfnis abwechselnd ältere Maria Stuart, ältere Elisabeth, ältere Katharina. Bachanale, Fuchsjagden und Verschwörungen wechseln ab mit halb geglaubtem und halb verlachtem Hokuspokus, mit Schönheitsmitteln und Reuanfällen, mit abergläubischen Beschwörungsformeln und aufrichtigem Bangen und Beten. Dementsprechend sind die Figuren, die sie heranzieht, die ihr dienen. Bis endlich das Maß voll ist, und die durch sie gekränkten und beleidigten Elemente des Landes grausam ihre Revanche nehmen. Als sie merken, daß ihre Gegnerin zu stark, zu klug, zu mutig ist, um ihr siegreich beizukommen, haben sie den genialen Gedanken, ihr aus dem Hokuspokus, mit dem sie gespielt, eine Schlinge zu drehn und die relativ Arglose plötzlich auf Hexentum hin zu verklagen. Und dieser Anklage, die durch eine Reihe von Zufälligkeiten unterstützt wird, erliegt sie. Die bösen Geister, mit denen sie gespielt, packen sie ernsthaft und würgen sie. Aller Ein- und Fürsprache benachbarter Fürsten unerachtet, erleidet die Tochter des ältesten und stolzesten pommerschen Geschlechtes einen schimpflichen Tod.

Hier haben Sie, hochverehrter Herr, die Skizze. Über das, was der Stoff wert ist, der außerdem glücklich für mich liegt, bin ich mir vollkommen klar und ich werde mir seine Behandlung nicht entgehen lassen. Aber ich kenne Publikum und, pardon, unter Umständen auch Redaktionen! „Liebe. Liebe ist mich nötig“ ist einerseits der Hauptchorgesang, aber diese ganze Liebe muß auf dem Patentamt eingeschrieben sein. Man könnte sagen: so viel wie möglich, aber auch so dünn wie möglich. Das wäre vielleicht das Ideal. Von diesem Ideal bin ich nun aber ziemlich weit entfernt. Es geht ein paarmal in der Geschichte ziemlich scharf her, und deshalb frage ich bei

Ihnen an, ob Ihnen der Stoff zusagt oder nicht. Ich habe so viel Stoffe, daß mich Ihr „nein" keinen Augenblick in Verlegenheit bringen würde. Daß ich Ihnen und den Lesern übrigens keine Tollkirschen vorsetzen würde, brauch ich wohl nicht erst zu versichern.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Wernigerode, d. 18. August 1879.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Was Sie mir über Paul schreiben, betrübt mich, aber menschlich fast mehr als literarisch. Sie wissen, wie hoch ich ihn stelle. Er ist zwar nicht im Einzelnen (die „Novellen in Versen" und Ähnliches, worin er exzelliert, abgerechnet) der beste, aber im ganzen ist er der am reichsten Beanlagte unter allen Lebenden. In Deutschland. Mir würd' es schwer werden. Aber so lächerlich es klingen mag, ich darf — vielleicht leider — von mir sagen: „ich fange erst an". Nichts liegt hinter mir, alles vor mir, ein Glück und ein Pech zugleich. Auch ein Pech. Denn es ist nichts Angenehmes, mit neunundfünfzig als ein „ganz kleiner Doktor" da zu stehn. Aber genug der Confessions. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Emilie Zöllner.

Wernigerode, d. 18. August 1879.

Meine teuerste Freundin.

Der bevorstehende 20. bringt in seinem Hauptverdienst, das die Annalen melden, auch zugleich das kleinere mit sich, die gute, alte Tradition eines „Sommerbriefes" auf=

recht zu erhalten. Keines Lindauschen *). Dazu ist man nicht witzig genug, aber doch eines Noelschen, dessen Rangverhältnisse Sie freundlichst bestimmen mögen.

Über das Gratulieren geh ich kurz hinweg. Während sonst im Detail der Reiz liegt, liegt hier im Detail die Langeweile; nur das j'y pense ist das Entscheidende. Was drüber ist, das ist vom Übel. Nur das Eine noch: haben Sie einen frohen Tag. Diesen einen fordere ich für Sie; alles andre wollen wir als Guttat hinnehmen.

Uns ergeht es gut, auch jetzt, wo wir allein sind. Milachen **) schmort immer für zwei Tage, mal Hammel, mal Kalb, so daß wir mit zehn Silbergroschen unsre zweitägige Fleischration bestreiten. Sie werden sich wundern, daß wir bei solchen Verpflegungsverhältnissen doch auf einer starken Bewegung bestehn, als ob Ozon zu den Nahrungsmitteln zählte. Wir besteigen dann meist den uns zunächst gelegenen „Arme-Leute-Berg", von dem man anerkanntermaßen die „schönste Aussicht" hat. Wie tiefsinnig! Eine andere Version von: „So oft Du kommst, er soll Dir offen sein". Am Abend erinnert uns dann saure Milch und Kreuzzeitung an die natürlichen und patriarchalischen Verhältnisse des Menschengeschlechts. Ich bin dann ganz Abraham; nur die Herden fehlen und Hagar. Auch Sarah in ihren letzten Stadien. Hierüber hinaus kann ich nicht und verbleibe mit herzlichsten Wünschen und in immer gleicher Verehrung Ihr alter Markgraf ***) und

Noel.

---

*) Paul Lindau schrieb damals für die Gegenwart „Sommerliche Briefe".

**) Frau Emilie Fontane.

***) Dieser Name bezieht sich wohl auf den Wandrer durch die Mark.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 8. September 1879.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Die Kritik in der Magdeburger Zeitung, für deren freundliche Übersendung ich bestens danke, kannt' ich schon von Wernigerode her, wo sie gleichzeitig mit mir eintraf und mir dort so zu sagen die Stätte bereitete. Man liest nämlich dort nur die „Magdeburger“ und schwört auch darauf. So kam man denn, „um das Rhinozeros zu sehn“. Ich sah wieder mit Schaudern, welche Macht die Zeitungen haben. Und daneben haben sie wieder gar keine!

An den Verfasser der Kritik hab ich damals gleich geschrieben und mich bedankt. Wenn sich etwas durch Höflichkeit erringen ließe, so wär ich wenigstens Goethe.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.